515.-L.
F Feb
F 44
Cop. 2

Classical Seminary.

Presented by

Walter A. Peck

DUPLICATE
BROWN UNIVERSITY
LIBRARY.

KULTURBILDER

AUS DEM

KLASSISCHEN ALTERTUME.

IV.

DAS KRIEGSWESEN DER ALTEN

VON

Dr. M. FICKELSCHERER.

LEIPZIG 1888.
VERLAG DES LITTERARISCHEN JAHRESBERICHTS
(ARTUR SEEMANN).

DAS

KRIEGSWESEN DER ALTEN

DUPLICATE
BROWN UNIVERSITY
LIBRARY

Dr. M. FICKELSCHERER.

MIT ILLUSTRATIONEN.

LEIPZIG 1888.
VERLAG DES LITTERARISCHEN JAHRESBERICHTS
(ARTUR SEEMANN).

Withdrawn

Vorwort.

Im vorliegenden Bändchen ist versucht worden das Kriegswesen der Alten auf seinen wichtigsten Entwickelungsstufen in allgemein verständlicher Form darzustellen. Auf alle Einzelheiten der Heeresverfassung, Bewaffnung und Kampfweise einzugehen oder unerledigte Streitfragen zu erörtern verbot die Rücksicht auf den zugemessenen Raum. Möchte es trotzdem gelungen sein, bei Verarbeitung des reichhaltigen Stoffes das Wissenswerteste auszuwählen, ohne etwas Wesentliches vermissen zu lassen!

Am ausführlichsten sind die beiden hervorragendsten Völker des Altertums, Griechen und Römer, besprochen worden. Doch ist es rätlich erschienen, auch ihre bekanntesten und bedeutendsten Gegner nicht ganz zu übergehen. Dagegen sind die ältesten Staaten des Orients und Ägypten, die mit ihrer Geschichte und ihren Schriftdenkmälern eine Sonderstellung in der Altertumswissenschaft einnehmen, ausgeschlossen worden.

Die zur Veranschaulichung beigegebenen Abbildungen sind fast sämtlich aus Schreibers kulturhistorischem Atlas ausgewählt. Eine ausführliche Einzelerklärung derselben findet sich in dem zu jener Sammlung erschienenen Text-

buche, deſſen Verfaſſer mir die Abſchnitte über das Kriegsweſen ſchon während des Druckes mit dankenswerter Bereitwilligkeit zur Einſicht überlaſſen hat.

Bei Wiedergabe der griechiſchen Worte bin ich beſtrebt geweſen die urſprüngliche Form beizubehalten und nur bei denjenigen Eigennamen abgewichen, für welche der deutſche Sprachgebrauch unter Bevorzugung der lateiniſchen Ausſprache eine eigene Form geſchaffen hat. Wenn dabei die Grenze nicht durchgängig ſcharf innegehalten worden iſt, ſo bitte ich um wohlwollende Nachſicht.

Chemnitz i. S. im Mai 1888.

Dr. Martin Fickelscherer.

Inhalt.

Seite

I. Homeriſches Zeitalter 3
II. Sparta und Athen bis zum Ausgange des peloponneſiſchen Krieges 26
III. Das Söldnerweſen und ſein Einfluſs auf die griechiſche Kriegskunſt 50
IV. Perſien 65
V. Macedonier und Diadochen 72
VI. Griechiſches Geſchützweſen 82
VII. Feſtungen und Belagerungsweſen 88
VIII. Griechiſches Seeweſen 107
IX. Rom. Vorbemerkungen 123
X. Das Heer der Königszeit und Republik
a.) Einteilung 128
b.) Bewaffnung 135
XI. Lager- und Marſchordnung 145
XII. Marius und Cäſar 154
XIII. Das Heer der Kaiſerzeit 169
XIV. Dienſtverhältniſſe im römiſchen Heere 179
XV. Befeſtigungen und Belagerungskrieg 191
XVI. Flotte und Geſchütze der Römer 210
XVII. Die wichtigſten Feinde Roms: Karthager, Kelten und Germanen 216

Das Kriegswesen des Altertums.

I.

Homerisches Zeitalter.

Die älteſten ſchriftlichen Nachrichten über das Kriegsweſen der Hellenen verdanken wir den homeriſchen Gedichten. Zwar iſt der Inhalt der Lieder von den Kämpfen vor Jlios, in denen die Götter ſelbſt als Zuſchauer oder Streiter teilnehmen, zweifellos ſagenhaft; ſagenhaft nicht minder der Bericht von den Irrfahrten des Odyſſeus und ſeiner nach manchem wunderſamen Abenteuer unter Pallas Athenes Schutz erkämpften Heimkehr in ſein Reich und ſein Haus; bei der Einzelmalerei dagegen ſchildert uns der Dichter in Bewaffnung, Heeresverfaſſung und Kampfesweiſe im weſentlichen die Formen ſeines eigenen Zeitalters, deſſen kriegeriſches Treiben ihn der Mühe überhob, für die Bilder, die er vor uns entrollt, Stoff und Zuthaten aus einer vergangenen Zeit zuſammenzuſuchen. Noch waren in Griechenland die Nachwirkungen jener gewaltigen Stammeswanderungen und Beſitzverſchiebungen nicht verwunden, zu denen der Einfall der Theſſaler in das ſpäter nach ihnen benannte Land und der Auszug der Dorier aus ihrer zu eng gewordenen Heimat, dem armen Gebirgsländchen Mittelgriechenlands, den erſten Anſtoß gegeben hatten. Erſt nach ſchweren und langjährigen Kämpfen gelang es jedem

einzelnen Volksstamme sich in den unbestrittenen Besitz einer neuen Heimat zu setzen. In so bewegter Zeit war denn auch die Achtung vor fremdem Eigentums nur wenig ausgebildet. Gleich im Anfange des Berichtes über seine Erlebnisse erzählt Odysseus den Phaiaken, wie er die Stadt der Kikonen, Ismaros, wohin ihn der Sturm getrieben, überfallen und zerstört, die Männer getötet, die Frauen und die übrige Beute an die Seinen verteilt hat: alles dies, ohne einen Vorwurf von seinen Zuhörern befürchten zu müssen. Gleich ihm thaten ja „die Besten im Lande", und Raubzüge nach Vieh, Schätzen und schönen Frauen waren etwas ganz Alltägliches. Rasch sind die Feinde auf schnellsegelnden Schiffen gelandet, überfallen und plündern Stadt und Umgegend und sind ebenso eilig mit ihrer Beute wieder verschwunden, ehe es den Bedrohten gelungen ist, durch Feuerzeichen oder Alarmrufe die Hilfe der Nachbarn aufzubieten. Mit Mißtrauen und Bangigkeit begegnet man darum dem Fremdling oder sieht man auswärtige Fahrzeuge landen, und die Frage, ob die Ankömmlinge Seeräuber sind, ist ganz üblich und hat nichts Verletzendes für den Gefragten.

Angesichts solcher allgemeinen Unsicherheit wurde frühzeitig das Bedürfnis empfunden, sich zu gemeinsamer Abwehr feindlicher Angriffe oder zu Rachezügen für erlittene Unbill durch Schutz- und Trutzbündnisse an Nachbarstaaten anzuschließen. Die Führerschaft in einem derartigen Verbande gestand man naturgemäß dem Fürsten zu, welcher als der befähigtste Anführer des Heeres erschien oder über die meisten Krieger gebot, wie Agamemnon im Heereszuge gegen Troja. Seinem Aufgebote leisten der Sage nach alle Fürsten Griechenlands Heeresfolge. Jedes Haus muß einen Kämpfer stellen, unter mehreren waffenfähigen Söhnen entscheidet das Los. Das Loskaufen vom Kriegsdienste war jedoch schon damals nichts Unbekanntes. Der reiche Si-

kyonier Echepolos giebt vor dem Zuge nach Troja dem Agamemnon ein Roß, um von der Heeresfolge entbunden daheim bleiben zu können und ſich in behaglicher Ruhe ſeines Beſitzes zu freuen. So feig dachten aber wohl nur wenige. Die meiſten ſahen das Kriegshandwerk als den würdigſten Beruf des Mannes an. Nicht nur in Geld und Gut, auch in der Achtung der Zeitgenoſſen, nicht zum mindeſten der Frauen, findet nach des Dichters Worten die Tapferkeit ihren ſchönſten Lohn, ſie adelt auch den geringen Mann und erſchließt ihm das Haus des Begüterten für ſeine Brautwerbung. Schon der Anblick der Waffen übt eine magnetiſche Gewalt auf das Männerherz aus, als ſchönſte Zier ſchmücken Rüſtungen die Wände des Männerſaales, niemals geht der freie Mann unbewehrt aus, und ſelbſt beim Reigentanze trägt der Jüngling den Dolch im Gürtel. Gleich einem Familienkleinod werden beſonders wertvolle Waffen vom Vater auf den Sohn vererbt, und der Held weiß dem Helden nichts Schöneres zum Andenken oder als Beweis der Freundſchaft zu ſchenken als ſchön gearbeitete Rüſtungen.

Was für Meiſterwerke aus der Hand des Erzarbeiters ſchon damals hervorgingen, zeigt die Bewaffnung des Achilleus, bei deren Schilderung dem Dichter gewiß dies oder jenes Prachtſtück zeitgenöſſiſcher Waffenſchmiedekunſt vorgeſchwebt haben mag. Denn auch ſterbliche Meiſter verſtehen bereits das Geheimnis das Eiſen zu ſtählen und ihm ſchillernde Farbentöne zu geben oder in getriebener Arbeit die Zieraten auf dem Metalle anzubringen, welche den Krieger weithin kenntlich machen und von anderen Helden unterſcheiden.

Das Metall, aus welchem im homeriſchen Zeitalter die Waffen geſchmiedet werden, iſt vorwiegend die Bronze. Zwar iſt der Gebrauch und die Verarbeitung des Eiſens bekannt, indeſſen findet es wegen ſeiner Seltenheit in der

älteſten Zeit meiſt nur zu Werkzeugen Verwendung. In der Odyſſee, welche eine vorgeſchrittene Kultur ſchildert, erſcheint es bereits allgemeiner im Gebrauch und dient häufiger als in der Jlias auch zur Herſtellung von Waffen,

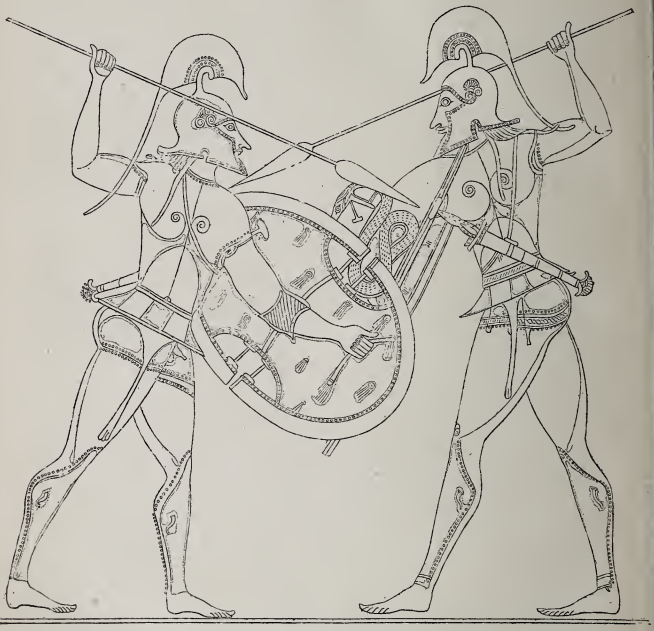


Fig. 1. Kämpfende Krieger.

ohne daß indes in deren Formen eine weſentliche Veränderung eintritt. Vielmehr blieb die Rüſtung der homeriſchen Helden mit geringfügigen Abweichungen noch jahrhundertelang, bis in die geſchichtliche Zeit herab, das Vorbild für

die Bewaffnung der Bürgerwehren in den Hauptſtaaten Griechenlands.

Das Haupt des Kriegers bedeckte der Helm (Fig. 1). Urſprünglich nur die abgezogene Kopfhaut eines Tieres, wurde er bald aus widerſtandsfähigerem Stoffe, dem Erze, gefertigt. Seine Wölbung beſteht aus einer oder mehreren Metallſchichten und war nicht ſelten mit Filz gefüttert ſowie mit Lederriemen durchzogen. Zum Schutze des Geſichtes dienten Backenſtücke am Helmriemen ſowie eine ſchmale

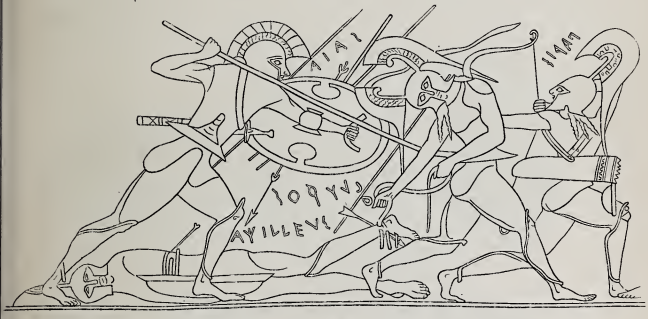


Fig. 2. Kampf um den Leichnam Achills. Aus einem chalkidiſchen Vaſenbild.

Fortſetzung des Stirnſchirmes bis zur Naſenſpitze; bei manchen Formen blieben nur die Augen unbedeckt (Fig. 2).

Eine weitere Vervollkommnung erfuhr dieſe Metallhaube dadurch, daß man auf ihr, namentlich zum Schutze gegen Kopfhiebe, einen oder mehrere bis zum Nacken oder ſeitwärts bis zur Schulter reichende Bügel anbrachte (Fig. 2). Auf oder zwiſchen ihnen — die Art der Befeſtigung iſt nicht ſicher — ragte der Helmbuſch aus Pferdehaaren empor, den wohlhabende Krieger ſogar mit Purpur färbten.

So furchtbar der Anblick dieſes Hauptſchmuckes im Kampfe ſein mußte, ſo wenig konnte er am Platze erſcheinen,

wenn es darauf ankam, unbemerkt zu bleiben. Für nächtliche Schleichwege wählte man — so Odysseus und Diomedes im 10. Buche der Ilias — eine mit Filz gefütterte Haube aus Rindshaut, die mit Schweinshauern besetzt war, einem Schmucke, in dem wir noch eine Erinnerung an die ursprüngliche Form des Helmes erblicken können.

Eine Vorrichtung zum Schutze des Halses findet sich in der ältesten Zeit nicht erwähnt und war, nach den zahlreichen Verwundungen gerade dieser Körperstelle zu schließen, auch nicht vorhanden. Brust und Leib bis etwa zur Hüfte herab schützte der Panzer (Fig. 1 und 2). Er bestand aus zwei gewölbten Hälften, dem Brust- und Rückenstück, die

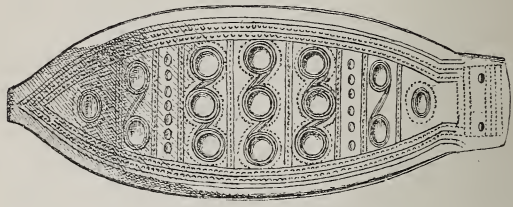


Fig. 3. Bronzener Gürtelbeschlag aus Euboia.

unter den Armen durch Schnallen und Riemen verbunden waren. Unter demselben trug man zum Schutze der Weichen eine breite mit Blech beschlagene Lederbinde, die häufig mit Verzierungen geschmückt war (Fig. 3). Ob am Panzer noch ein Schurz von Lederstreifen, wie in späterer Zeit, sich befunden hat, ist nicht sicher nachzuweisen. Auf den ältesten Darstellungen ist nur der über den Unterleib herabreichende Leibrock sichtbar (Fig. 4).

Da ein solcher Brustharnisch einen bedeutenden Wert darstellen mochte, so war nicht jeder in der Lage sich ihn anzuschaffen. Minder bemittelte oder weniger kräftige Krieger trugen den Panzer von Linnen, ein gestepptes Koller, das

mit Metallplatten beſchlagen war oder auch nur durch ſein weiches Futter Hiebe und Stiche abſchwächen ſollte.

Allgemein aber ſcheint der Gebrauch der Beinſchienen geweſen zu ſein, ſo allgemein, daß das Beiwort „beinumſchient“ den geſamten Achaiern regelmäßig vom Dichter beigelegt wird. Zum Schutze des Beines von den Knieen abwärts beſtimmt ähnelten ſie dem Schafte der heutigen ſogenannten Kanonenſtiefel (Fig. 5 und 6) und beſtanden aus Bronze, die des Achilleus aus dem ſeltenen und darum koſtbaren Zinn. Als Befeſtigung dienten Spangen an den

Fig. 4. Krieger im Ausmarſch. Mykeniſche Vaſenſcherbe.

Knöcheln. Eine zweite derartige Vorrichtung erſcheint uns auch unterhalb der Kniee notwendig, iſt aber nirgends nachweisbar.

Mit dem Anlegen der Beinſchienen begann das Rüſten des Kriegers zum Kampfe, da im Panzer das Bücken ſehr beſchwerlich fallen mußte. So heißt es von Alexandros (Paris):

„Eilend fügt er zuerſt um die Beine die bergenden Schienen
Blank und ſchön, anſchlieſsend mit ſilberner Knöchelbedeckung;
Weiter umſchirmt er die Bruſt ringsher mit dem ehernen Harniſch
Seines tapferen Bruders Lykaon, der ihm gerecht war;
Hängte ſodann um die Schulter das Schwert voll ſilberner Buckeln,
Eherner Kling'; und darauf den Schild auch, groſs und gediegen."

Das letzte der Waffenſtücke, welche der Kämpfer anlegt, der Schild, iſt zugleich für die Verteidigung das wichtigſte. Zwei Formen desſelben werden in jener Zeit nament-

Fig. 5.

Fig. 6.

Beinſchienen.

lich unterſchieden: der lange ovale, vom Dichter der „mannumhüllende" genannt, welcher den Mann faſt bis zu den Füßen herab deckte (Fig. 7), aber durch ſeine Größe dem Kämpfer nicht nur oft läſtig, ſondern unter Umſtänden ſogar verderblich wurde, wie dem Patroklos im Kampfe gegen

Hektor, und der etwas kleinere, kreisrunde, „nach allen Seiten gleiche“, der wegen ſeiner größeren Handlichkeit auch von den hervorragendſten Kämpfern nicht verſchmäht wird, wenn es gilt, im Zweikampfe Hieb oder Stoß raſch zu parieren. (Fig. 8.)

Die Beſtandteile waren bei beiden Arten die gleichen: auf einem Geſtelle von Holz oder Metall waren mehrere, vier bis ſieben Rindshäute über einander geſpannt und darüber auf der Außenſeite eine mehr oder weniger kunſtreich verzierte Metallplatte durch Nägel am Rande feſtgenietet. Im Mittelpunkte des Schildes wölbte ſich der Buckel oder Nabel, neben dem auch noch eine Anzahl kleinerer Erhöhungen als Zieraten vorkamen, wie am Schilde Agamemnons.

An der Innenſeite befanden ſich Handhaben. Durch die obere ſteckte man den linken Arm, die untere faßte man mit der Hand (Fig. 1). Indes ſcheinen dieſe Vorrichtungen nur beim kleineren

Fig. 7. Dolchklinge aus Mykenae.

Schilde vorhanden gewesen zu sein, der große wurde wahrscheinlich lediglich mit dem Wehrgehänge regiert, einem Riemen, der von der linken Schulter herab unter der rechten

Fig. 8. Vom Nereidenmonument.

Achsel hinwegging und etwa in der Mitte der Wölbung befestigt sein mochte (Fig. 7).

Schließlich sei noch erwähnt, daß bei Homer auch ein kleiner Rundschild, der „geflügelte“ genannt, Erwähnung

findet. Unter den verſchiedenen Erklärungen dieſes Beiworts erſcheint vorläufig die am meiſten wahrſcheinlich, daß damit der aus ſpäterer Zeit bekannte, übrigens auch bei den alten Mexikanern vorkommende Schild mit dem Schurze gemeint iſt, welcher bei aller Leichtigkeit gute Deckung gewährte (Fig. 9). Das Wehen und Flattern des herabhängenden Tuches mag zu jener Bezeichnung Anlaß gegeben haben. Weniger überzeugend iſt die Anſicht, es ſei an einen Überzug oder Beſatz von Federn zu denken oder es habe lediglich die Handlichkeit jener Waffe durch „geflügelt“ bezeichnet werden ſollen.

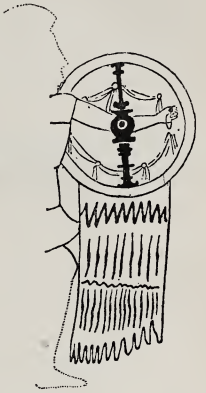


Fig. 9.
Schild mit Fahne. Vaſenbild.

Unter den Angriffswaffen iſt die wuchtigſte die über mannshohe Lanze (Fig. 7) aus Eſchenholz, deren oberes Ende die zwei- oder vierſchneidige Spitze trägt. Letztere lief nach unten in eine Röhre aus und wurde mittelſt dieſer auf den Schaft aufgeſetzt (Fig. 10 u. 11). Als Gegengewicht befand ſich am anderen Ende desſelben der Fuß,

Fig. 10. Lanzenſpitze.

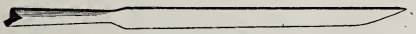


Fig. 11. Lanzenſpitze.

ein Stachel, an dem man auch die Lanze in die Erde ſtieß, wenn man ſie nicht brauchte.

Der Gebrauch dieſer Waffe war ein doppelter: zum Stoße im Nahkampf oder zum Wurfe, im letzteren Falle

wohl kaum auf weite Entfernung. Z. B. wird die Breite des Grabens um das griechische Schiffslager dem Speerwurfe eines kräftigen Mannes gleich gerechnet. Weitere Tragfähigkeit besaß der kurze Wurfspieß, Akontion, die Waffe der geringeren Kämpfer.

Hat die Lanze oder der Wurfspieß seine Schuldigkeit gethan, oder ist zerbrochen, dann greift der Krieger nach

Fig. 12. Schwert aus Mykenae.

dem Schwerte (Fig. 12). Dieses konnte, um die Bewegungen des Kämpfenden nicht zu hindern, nur von mäßiger Länge sein und war vorwiegend für den Stich bestimmt, um verwundeten Feinden in den Hals oder Unterleib den Todesstoß zu versetzen, wurde nicht selten aber auch als Hiebwaffe gebraucht, wie von Menelaos, als er mit wuchtigem Streiche den Helm seines Gegners Paris spalten will.

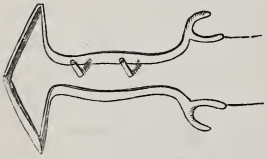


Fig. 13. Schwertgriff.

Am Knaufe befanden sich mehrere Nietlöcher, durch welche zur Befestigung eines handlichen Griffes von Holz oder Elfenbein metallne, oft silberne oder goldene Nägel (Fig. 13) geschlagen waren.

Die Scheide wird in der Regel aus Leder bestanden haben und war je nach dem Stande des Kriegers mehr oder weniger reich verziert, in der Odyssee wird sogar eine solche aus Elfenbein genannt.

Als Schwertkoppel diente ein über die rechte Schulter getragener, nach der linken Hüfte herabreichender Riemen (Fig. 1 u. 2).

Von anderen Waffen für den Nahkampf finden vereinzelt die Streitaxt, einmal auch die Keule Erwähnung, letztere jedoch nur in einer Erzählung Neſtors aus ſeiner weit zurückliegenden Jugendzeit. Ihr Gebrauch ſcheint daher ſchon damals der Vergangenheit angehört zu haben.

Zum Angriffe aus größerer Entfernung diente namentlich der Bogen aus zähem Holze oder, wie der des Pandaros in der Jlias, aus zwei durch Metallbeſchlag verbundenen Tierhörnern. Die Sehne aus Rindsdarm wurde zur Bequemlichkeit beim Abſpannen nach dem Kampfe an dem einen Ende mit einem Ringe oder Häkchen befeſtigt (Fig. 14) und öfters erneuert. Nach längerer Unthätigkeit wurde der Bügel vor dem Gebrauche erwärmt und mit Talg eingefettet. Um zu ſchießen beugte ſich der Schütze meiſt in die Kniee oder ſtemmte wohl auch ein Ende des Bogens auf die Erde auf. Bisweilen eilte er mit dem Vorkämpfer in das Schlachtgewühl und ſuchte hinter deſſen mächtigem Schilde Deckung, wie Teukros bei ſeinem Halbbruder Ajas.

Fig. 14. Bogenſpannender Herakles.

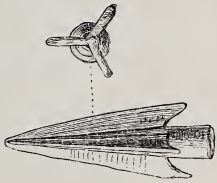


Fig. 15. Pfeilſpitze; von der Seite und von der Spitze geſehen.

Fig. 16. Pfeilſpitze.

Der Pfeil beſteht aus einem am unteren Ende gekerbten und gefiederten Rohrſchafte, in welchem die mit zwei oder mehr Widerhaken verſehene bronzene Spitze (Fig. 15 u. 16) mit einer Schnur befeſtigt iſt. Häufig dringt letztere in die Wunde mit ein und verzögert deren Heilung. Mit Gift die Geſchoſſe zu beſtreichen war nicht üblich und muß als

unerlaubt gegolten haben. Wenigstens wird an einer Stelle der Odyssee berichtet, daß Ilos in Ephyre der Bitte des Odysseus um Gift zum Bestreichen der Pfeile aus Scheu vor den Göttern zu willfahren sich geweigert habe.

Zur Aufbewahrung der Geschosse diente der mit einem Deckel verschließbare Köcher aus Leder oder Geflecht, den man auf dem Rücken oder auch an der linken Seite zu tragen pflegte (Fig. 2).

Nicht so allgemein wie das Schießzeug war die Schleuder im Gebrauch. Nur die Lokrer unter Führung des oïlischen Ajas bedienten sich derselben. Sie bestand aus einem nicht allzu breiten Streifen Wolle, in dessen Mitte der Stein gelegt wurde. Nachdem durch Drehen im Kreise ein nötige Schwung erreicht und das Ziel gefaßt war, wurde das eine Ende losgelassen, worauf das Geschoß in der gewünschten Richtung fortflog.

Als Ersatz für alle diese Fernwaffen verschmäht es der Kämpfer übrigens nicht, im Notfalle den ersten besten Stein nach dem Feinde zu werfen. Selbst der Bundesfeldherr Agamemnon schreitet vor der Schlacht mit Steinen in der Hand die Front der Seinen ab.

Die Wirkung der geschilderten Ausrüstung zum Schutze oder Angriffe richtete sich begreiflicherweise nach der Festigkeit des zur Herstellung verwendeten Materials, nicht zum wenigsten aber nach der Körperstärke des Kriegers. Speerwürfe, welche durch beide Schläfen dringen oder Schild und Panzer zugleich durchbohren, Schwerthiebe, welche den Arm vom Rumpfe trennen, sind Leistungen, die von gewaltiger Kraft zeugen und eine unaufhörliche Übung in den Waffen zur notwendigen Vorausetzung haben.

Dies war auch in der That der Fall. Häufige Übungen in ritterlichen Spielen, Jagd gegen gefährliche wilde Tiere, wie Löwen, Bären oder Wildschweine, waren die Schule,

in welcher die Jünglinge für ihren ſpäteren Beruf herangebildet wurden, die Männer ihre Kraft immer friſch erhielten und ihren Mut erprobten. Das Bild eines Turniers in jener Zeit führt uns der Dichter in den Leichenſpielen vor, welche Achilleus zu Ehren ſeines gefallenen Freundes Patroklos veranſtaltet. Im Wagenrennen, Fauſtkampf, Kugelwurf, Bogenſchuß, Speerwerfen ringen da die Helden der Achaier um die von dem Peliden ausgeſetzten Preiſe.

Auffällig könnte es erſcheinen, daß unter dieſen ritterlichen Künſten des Reitens nicht gedacht wird. Ganz fremd war es allerdings der homeriſchen Zeit nicht. Einmal wird es als eine von der Menge angeſtaunte Kunſt erwähnt, daß ein Mann, der Pferde reitet, von einem auf das andere ſpringt; ein anderes Mal wird berichtet, daß Odyſſeus und Diomedes ſich auf die Roſſe des Rheſos ſchwingen und fortſprengen, als ſie vom nächtlichen Überfall des thrakiſchen Lagers heimeilen*); einen Kampf zu Pferde kennt die älteſte Zeit jedoch nicht. Die vornehmen Krieger bedienten ſich des Streitwagens, eines zweirädrigen Gefährtes, deſſen Beſtandteile aus hartem Holze, Buche oder Eiche, gefertigt wurden. Auf dem häufig reich verzierten Stuhle aus Rutengeflechte ſtand der Wagenlenker mit den Zügeln in der Hand, zu ſeiner Rechten der Kämpfer, beide nicht ſelten durch verwandtſchaftliche Beziehungen verknüpft, wie Hektor und Kebriones, Iſos und Antiphos. Vorn an der unbeweglichen Deichſel war das Joch befeſtigt, an welches die Pferde mit Gurten um den Bug geſpannt ſind. Brach dieſes, ſo rannten die Roſſe ſcheu davon, denn Zugſtränge waren noch unbekannt (Fig. 17.). Zur Reſerve trabte bisweilen neben den Zugtieren noch ein Beipferd, wie der ſterbliche Pedaſos neben den unſterblichen Xanthos und Balios des Achilleus.

*) Nicht verſchwiegen ſei übrigens, daſs der Bericht von jenem Abenteuer, das 10. Buch der Jlias, allgemein als einer der ſpäteſten Zuſätze zum Heldenliede angeſehen wird.

Das Gewicht eines solchen Wagens ist allem Anscheine nach nicht sehr bedeutend gewesen. Ohne Aufenthalt fährt

Fig. 17. Krieger und Wagenlenker auf dem Zweigespann

er über Leichen und Gräben, im Notfalle konnte ihn sogar ein kräftiger Mann auf den Schultern forttragen.

Aus einer Betrachtung der Kampfesweiſe im homeriſchen Zeitalter geht unzweifelhaft hervor, daß von einem einheitlichen Plane und einer zielbewußten Leitung in der Schlacht noch nicht die Rede ſein kann. Von ihren Anführern, den Königen, und Unterbefehlshabern geleitet ziehen nach genoſſenem Frühmahle — nüchtern kämpft es ſich nicht gut, bemerkt weiſe Odyſſeus — die Scharen in den Kampf. Beim Anblick des Feindes wird das Kriegsgeſchrei erhoben, ob unter Begleitung von Muſikinſtrumenten iſt fraglich, obgleich die Trompete bereits bekannt iſt. Während das Gefolge zurückbleibt und durch Speer- oder Steinwurf, durch Pfeilſchüſſe oder Schleudern aus der Ferne an der Schlacht teilnimmt, eilen die Edelſten und Tüchtigſten des Heeres allen voran auf ihren Streitwagen dem Feinde entgegen. Häufig ſpringen ſie auch herab, um zu Fuß den Strauß auszufechten. In ihren Reihen fällt die Entſcheidung, weil von dem Schickſale der Vorkämpfer auch das Verhalten ihrer Mannen abhängig iſt und ein einziger ſiegreich vorſtürmender Krieger oft den Ausgang der Schlacht beſtimmt.

Nicht ſelten geht dem Angriffe zweier Vorkämpfer eine trotzige Begrüßung voraus, bei der Schimpfwörter nicht geſpart werden.

„Nicht, du Hund, bei den Knieen beſchwöre mich, noch bei den Eltern;
Daſs doch Zorn und Wut mich erbitterte, roh zu verſchlingen
Dein zerſchnittenes Fleiſch!“

ruft Achilleus dem Hektor zu, als dieſer den Verſuch macht wegen des Begräbniſſes zu verhandeln.

Einander unbekannte Gegner fragen ſich nach dem Namen, wie Achilleus den Aſteropaios, Diomedes den Glaukos, in dem er einen Gaſtfreund ſeines Vaters erkennt und von dem er mit dem Verſprechen ſcheidet ihn in der Feldſchlacht künftig zu meiden. So freundſchaftlich enden indes

die Begegnungen der Helden nur ausnahmsweise. In Wurfesweite entsendet oder erwartet man die Lanze. Ist der Feind getroffen und kann seinen in der Nähe haltenden Streitwagen nicht mehr erreichen, so eilt der Sieger rasch auf den Verwundeten los, um ihm den Todesstoß zu versetzen, wenn er nicht seine Bitte um Schonung gegen Lösegeld erhört. Sind jedoch die Würfe fehl gegangen oder durch raschen Vorstoß des Schildes unschädlich aufgefangen worden, so springen beide Gegner auf einander los und suchen, Schild gegen Schild gestemmt, einander zu Falle zu bringen, oder durch einen raschen unparierten Schwerthieb Helm und Haupt zu spalten. Triumphierend setzt der Überwinder den Fuß auf den Unterlegenen und beeilt sich den Leichnam seiner Rüstung zu berauben, womöglich auch noch den Streitwagen des Gefallenen zu erbeuten.

Das Vorhaben gelingt indes nicht immer, oft erst nach neuem schweren Kampfe. Waffengefährten des Erschlagenen oder seine untergebenen Krieger eilen herzu, um seine Rüstung zu verteidigen oder wenigstens den Leib für die Bestattung zu retten. Denn eine freiwillige Rückgabe der im Kampfe Gebliebenen kennt jene Zeit noch nicht. Der tote Feind wird den Hunden und Raubvögeln zum Fraße hingeworfen, vorher in wilder Siegesfreude schmählich verstümmelt. Als Hektor gefallen ist, treten die Achaier in Menge herzu und lassen, wie die Meute am erlegten Wilde, an ihm durch Stiche und Hiebe ihre Wut aus. Selbst Anerbietungen reichen Lösegeldes seitens der Angehörigen befreien nicht immer von dieser unwürdigen Behandlung.

Nur wenn auf beiden Seiten der Schlachtengott reiche Ernte gehalten hat, wird von den kämpfenden Heeren eine Waffenruhe vereinbart, während welcher jede Partei ihre Toten einsammelt und begräbt. Bei solch schmerzlichem Geschäfte mag namentlich die Sehnsucht nach Beendigung des Blutvergießens die Oberhand gewonnen und

der Gedanke ſich mächtig aufgedrängt haben, den Krieg unter geringeren Verluſten durch einen Zweikampf zwiſchen den erſten Helden zum Austrag zu bringen, deſſen Entſcheidung beide Parteien ſich unterwerfen ſollen. Von derartigen Verſuchen berichtet die Jlias wiederholt. Paris ſtellt ſich dem Menelaos, Ajas dem Hektor zum Einzelkampfe. Herolde überbringen die Herausforderung, unter Opfern gelobten ſich die Völker die Kampfesbedingungen ehrlich zu beobachten, auch Rückgabe zur Beſtattung wird beiderſeits verſprochen. Während das übrige Heer in angemeſſener Entfernung zuſchaut, meſſen Waffengefährten der beiden Streiter den Platz ab und loſen, wer den erſten Wurf thun ſoll. Von da an gilt jede Art den Gegner zu bekämpfen für erlaubt. Menelaos würgt Paris am Riemen des Helmes, ja, Hektor und Ajas werfen, nachdem die Lanzen verſchoſſen ſind, mit Steinen nach einander. Verläuft der Kampf ohne Entſcheidung, dann treten bei Einbruch der Dunkelheit die Herolde, die bis dahin den Verlauf des Waffenganges als Zeugen überwacht haben, Einhalt gebietend mit ihren Stäben zwiſchen die Kämpen, welche dann mit ritterlichem Gruße und nach gegenſeitiger Beſchenkung von einander ſcheiden.

Fällt nach dem bisher Geſagten den Kriegern in Reih und Glied nur eine untergeordnete Rolle zu, ſo iſt doch ihr vereinigtes Auftreten nicht ohne Wert und Bedeutung, namentlich wenn ſie den Rückzug zu decken haben. Schild an Schild, Helm an Helm, Mann an Mann ſchließen ſie ſich zu feſt gedrängter Maſſe zuſammen und ſtellen ſich dem vorſtürmenden Feinde wie eine Mauer entgegen (Fig. 18).

In der Bildung dieſer Knäuel, deren feſtes Gefüge der Dichter mit einem Felſen oder Turme vergleicht, wird man nicht mit Unrecht die Anfänge der ſpäteren Phalanx erblicken.

Die einzelnen Abteilungen des Fußvolkes befehligen

Kriegshauptleute, bei den Myrmidonen je einer über fünfhundert Mann, welche auch den Feldherrn beim Ordnen der Scharen zum Auszuge unterstützen. Anderwärts werden Anführer über je hundert Krieger erwähnt, als ein Überfall der Trojaner befürchtet wird und größere Abteilungen die Feldwache beziehen. Daß auch sonst der Postendienst vor dem Lager regelmäßig versehen wurde und zur Kontrolle

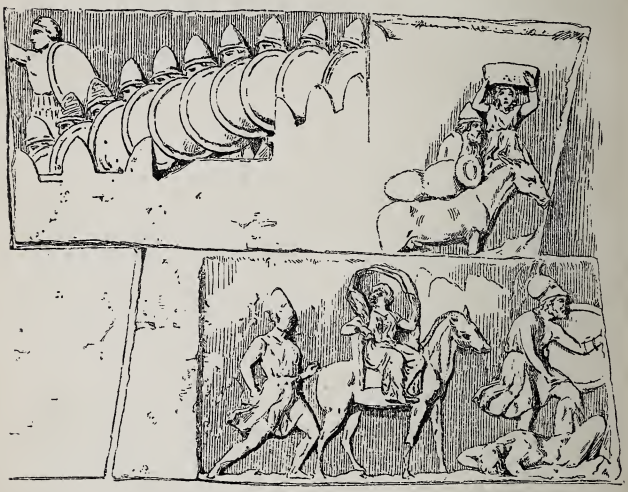


Fig. 18. Belagerungsscene. Relief von Gjölbaschi.

eine Runde seitens der Fürsten eingerichtet war, ist ausdrücklich bezeugt.

Denn ebenso wie das Griechenheer es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Feindesstadt zu erstürmen und zu vernichten, geht auch das Streben der Trojaner dahin, sich dadurch ihrer Bedränger zu entledigen, daß sie ihnen Lager und Schiffe verbrennen. Zur Abwehr solcher Angriffe ist

auch die Zeltftadt der Belagerer mit den dahinter auf das Land gezogenen Schiffen durch Graben, Wall, Türme und Paliffadenzaun befeftigt. Über die Einrichtungen im Innern derfelben befitzen wir indes nur fpärliche Angaben. In der Mitte befindet fich der Verfammlungsplatz des Heeres mit den Opferaltären; doch müffen auch außerdem größere freie Plätze innerhalb der Umwallung vorhanden gewefen fein, wie aus der Schilderung der Leichenfpiele zu Ehren des Patroklos hervorgeht. Den Verkehr zwifchen den einzelnen Völkerfchaften vermitteln breite Straßen. Die einzelnen Zelte oder beffer Hütten der Krieger beftehen aus Holz, vermutlich Fachwerk, ihre Bedachung aus Schilf, und richten fich in ihren Größenverhältniffen nach dem Range des Bewohners. Das des Achilleus z. B. zerfällt in mehrere Abteilungen und wird von einem Vorhofe mit verfchließbarer Pforte umgeben. Auch das des Rhefos muß von beträchtlichem Umfange gewefen fein, da fein Inneres als Schlafftätte für dreizehn Männer und zugleich als Stall für die Roffe dient.

Weit fchwieriger als die Befchaffung der Wohnungen war die Regelung der Verpflegung. Reichen die Sendungen befreundeter Nachbarn nicht aus*), fo werden Raubzüge in näherer oder weiterer Umgebung veranftaltet. Achilleus allein rühmt fich dreiundzwanzig Städte im troifchen Gebiete zerftört zu haben und jedesmal mit reicher Beute heimgekehrt zu fein.

Der Ertrag folcher Unternehmungen an Brodkorn fcheint den Schaffnern, einer Behörde, welche das Getreide an die Mannen verteilte, überwiefen worden zu fein.

Vieh, koftbares Gerät und Sklavinnen werden an die

*) Thukydides berichtet fogar, dafs von einem Teile des Heeres auf der thrakifchen Cherfones regelmäfsiger Ackerbau getrieben worden fei, um den Belagerern Getreide zu liefern.

Teilnehmer am Zuge gleichmäßig, meiſt durch das Los verteilt, nachdem ſich der Oberfeldherr nach Gutdünken den Löwenanteil ausgewählt und für die Götter zu Opfern oder Weihgeſchenken einen weiteren Abzug gemacht hat. Auch die Helden, die ſich bei der Erbeutung beſonders hervorgethan haben, erhalten vor der Verloſung ein beſonderes Ehrengeſchenk aus dem Raube. Außerdem finden ihre Verdienſte ganz im Geiſte eines Zeitalters, das aus ſeiner Freude an Eſſen und Trinken kein Hehl macht, durch größere Portionen beim Mahle und reichlicher zugemeſſenen Trunk Anerkennung. Der Becher des Tapfern ſteht nimmer leer. Anderweitige Belohnungen für die Kriegsdienſte kommen nur bei den Troern vor, welche den Beiſtand ihrer Bundesgenoſſen durch ſchwere Opfer an Schätzen erkaufen müſſen. Im Griechenheere dagegen iſt ein derartiger Sold unbekannt.

Für die Pflege bei Verwundungen ſorgen zwei Söhne des Heilgottes Asklepios ſelbſt, Podaleirios und Machaon. Sie ſchneiden die Pfeile aus, ſaugen das Blut aus der Wunde, legen lindernde Kräuter auf und genießen dafür, obwohl ſich ihre Hilfeleiſtung auf ſo äußerliche Behandlung beſchränkt, bei ihren Zeitgenoſſen hohes Anſehen. „Ein Arzt wiegt viele andere Männer an Wert auf“.

Öfters legt auch ein in der Heilkunde erfahrener Waffengefährte dem andern den erſten Verband an, wie Achilleus dem Patroklos (Fig. 19), oder man ſucht durch einen Blutſegen das hervorquellende Blut zu beſprechen, ſo Odyſſeus, als er in ſeinen Jugendjahren beim Jagen auf dem Parnaſſos von den Hauern eines Ebers verwundet worden iſt.

Innere Krankheiten, Seuchen und Peſt, gelten als Heimſuchungen der erzürnten Gottheiten und ſpotten darum menſchlicher Kunſt. Nur durch Opfer und Gebete oder Sühnung des Frevels, welcher den Groll der Himmliſchen erregt hat, vermag der Sterbliche dem Wüten ſolcher

Plagen Einhalt zu thun. Als Helfer in der allgemeinen Ratloſigkeit und Niedergeſchlagenheit gelten nur die Prieſter und Seher, vor deren Ausſprüchen ſich auch ſonſt ſelbſt

Fig. 19. Patroklos von Achill verbunden.

der Oberfeldherr und ſein Kriegsrat ohne Widerſpruch beugen muß.*)

*) Belagerungskunſt und Schiffahrt des homeriſchen Zeitalters ſoll in einem anderen Zuſammenhange dargeſtellt werden.

II.

Sparta und Athen bis zum Ausgange des peloponnesischen Krieges.

Für die Entwickelung des helleniſchen Kriegsweſens in geſchichtlicher Zeit wurde namentlich Sparta tonangebend. Die tapfere Doriergemeinde, die trotz ihrer Minderzahl ſich in der Eurotasebene einen Wohnſitz erſtritten und die Bewohner Lakoniens ihrem Staatsweſen eingefügt hatte, konnte nur durch ſtete Kampfesbereitſchaft und Überlegenheit im Waffenhandwerk das Erworbene gegen die Nachbarn und die unterworfenen, ſtets zum Aufſtande geneigten Ureinwohner des Landes behaupten. In klarer Erkenntnis dieſer Aufgabe war der Schöpfer der ſpartaniſchen Geſetzgebung, nach der Überlieferung Lykurgos, vor allem darauf bedacht, einen allezeit ſchlagfertigen Kriegerſtaat zu ſchaffen, deſſen Bürger in ſtrenger Abgeſchloſſenheit nach außen nur dem einen Berufe lebten, als wehrhafte Verteidiger das Vaterland gegen innere und äußere Feinde zu ſchirmen. Der Betrieb eines Handwerkes oder des Ackerbaues galt darum eines freien Mannes für unwürdig. Den nötigen Lebensunterhalt für die Familie lieferte der von den Staatsſklaven, Heloten, bewirtſchaftete, allen gleichmäßig zugeteilte und unveräußerliche Grundbeſitz; das Geld war eine wertloſe, anderwärts ungültige Münze, deren Be-

ſitz nicht reizen konnte; zumal da es unmöglich war, den erworbenen Wohlſtand zu genießen. Denn eine Abweichung von der geſetzlich vorgeſchriebenen Lebensweiſe war nicht geſtattet, eine Reiſe ins Ausland aber wurde als Fahnenflucht angeſehen und beſtraft.

Treffend wird daher ſchon im Altertume die Verfaſſung Spartas die eines Heerlagers genannt, da nur einſeitig auf kriegeriſche Tüchtigkeit das Hauptaugenmerk gerichtet worden ſei, nicht auf geiſtige und ſittliche Vervollkommnung. Ganz unrecht hatte der Vorwurf nicht; ſchon die in Lacedämon gültigen Anſchauungen über Gatten- und Familienleben, die geſetzlich erlaubten Eingriffe in die Sittlichkeit und Reinheit des Ehebundes widerſprachen den Gefühlen und der Denkweiſe der übrigen griechiſchen Welt. Die Gemeinſchaft zwiſchen Mann und Frau hatte nur den einen Zweck, dem Staate kräftige Krieger zu liefern; der Vater, der drei wehrfähige Söhne dem Vaterlande geſtellt hatte, genoß, wie berichtet wird, für ſich Befreiung vom Kriegsdienſte.

Frühzeitig verfiel darum das Kind der Verfügung des Staates. Unmittelbar nach der Geburt entſchieden die Älteſten der Stammesabteilung (Phyle), ob es kräftig genug ſei, um aufgezogen zu werden; war es ſchwächlich oder mit einem körperlichen Fehler behaftet, ſo wurde es beſeitigt. Mit dem ſiebenten Lebensjahre begann die öffentliche Erziehung, der auch die Mädchen nicht vorenthalten werden durften. Denn ihre dereinſtige Lebensaufgabe war in erſter Linie Mütter kräftiger Söhne zu werden; die Arbeiten im Hauſe konnte man ebenſo gut den Sklavinnen überlaſſen.

Bis zu welchem Alter das weibliche Geſchlecht zur Teilnahme an den körperlichen Übungen im Laufen, Springen, Ringen, Diskus- und Speerwerfen verpflichtet war wird nicht berichtet. Von längerer Dauer und härter war ſicherlich die Schulung des Knaben und Jünglings zum

Krieger. Sobald der junge Spartiat der staatlichen Erziehung übergeben worden war, wurde er einer Rotte (Ila) zugeteilt, deren mehrere eine Schar (Bua oder Agela) bildeten.

Die Anführer dieser Abteilungen, Ilarchen und Buagoren, eine Art Vorturner, waren angehende Jünglinge, die Oberaufsicht aber führten die Turnlehrer (Paidonomoi), welche stets mit Geißelträgern in der Nähe standen und durch diese jedes Versehen bei den Übungen mit unnachsichtlicher Strenge ahndeten.

Daß auch auf die Abhärtung des Körpers besonderes Gewicht gelegt wurde, ist hinlänglich bekannt. Hier genüge ein Hinweis auf das harte Lager von Schilfrohr, auf die Bestimmung bei jeder Witterung und Jahreszeit barfuß und barhäuptig zu gehen, sowie auf die grausame Geißelprobe im Tempel der Artemis Orthia, wo derjenige, der am längsten sich den Schmerz verbissen hatte, als „Sieger am Altar“ (Bomonikas) ausgerufen wurde.

Hatte der Jüngling sein achtzehntes Lebensjahr zurückgelegt, so erhielt er die Waffen und die Unterweisung im Gebrauche derselben. Zugleich wurde er in die sogenannte Krypteia eingereiht, eine Polizeimannschaft, deren Thätigkeit namentlich in der Überwachung der Heloten bestanden haben soll. Erst mit dem zwanzigsten Jahre trat er in das stehende Heer ein. Aber noch volle zehn Jahre dauerte es, ehe die Ausbildung zum Krieger als abgeschlossen galt, die Verpflichtung zum Zusammenleben mit den Altersgenossen aufhörte und die Erlaubnis zur Gründung eines selbständigen Haushaltes gewährt wurde. Auch jetzt noch, als Hausvater, hatte er regelmäßig an den Exercitien teilzunehmen. Ebenso befreite nur triftige Entschuldigung von dem täglichen Besuche der Männermahle (Phiditia), denen nicht einmal die Könige fern bleiben durften. Auch diese Speisungen gehören in den Rahmen der Wehrverfassung: die Oberaufsicht dabei führten die Polemarchen, die fünf-

zehn Genoſſen eines Tiſches bewohnten im Felde dasſelbe Zelt und waren zu ſo feſtem Verbande vereinigt, daß man in der Zeltgenoſſenſchaft, was für ſpätere Zeiten feſtſteht, die kleinſte Einheit bei der Gliederung des Heeres hat erblicken wollen.

Sonſt wird als kleinſte Abteilung in der Stärke von etwa dreißig Mann die Enomotie (Schwurgenoſſenſchaft) genannt; zwei derſelben bilden eine Pentekoſtys (Fünfzigerzug), vier der letzteren einen Lochos (Kompagnie), zwei Lochoi eine Mora (Bataillon). Die entſprechenden Befehlshaber hießen Enomotarchen, Pentekonteren, Lochagen, Polemarchen*).

Eine beſondere Truppe waren die dreihundert Ritter, die Leibgarde des Königs, und die Skiriten, Bewohner der Gemeine Skiros an der Nordgrenze des Landes, die als Leichtbewaffnete den Vortrab bildeten und den Wachtdienſt zu beſorgen hatten. Die Bürger der anderen Flecken Lakoniens, die Periöken, wurden als Schwerbewaffnete (Hopliten) dem Spartiatenheere zugeteilt, die Heloten aber als Schildträger und beim Troß verwendet.

Die geſamte Streitmacht des Staates rückte jedoch nur in ſeltenen Fällen aus. War Gefahr im Verzuge und konnte man das Eintreffen der Periöken nicht abwarten, ſo zog nur das Bürgerheer von Sparta ins Feld. Faſt regelmäßig blieben ferner die älteſten und die jüngſten Jahrgänge zum Schutze des Landes zurück, um namentlich die Empörungsgelüſte der Helotenbevölkerung niederzuhalten. Am häufigſten traf das Aufgebot diejenigen, welche zehn bis dreißig Jahre im Dienſte waren, vorzugsweiſe ſcheint die zehnte bis

*) So ſtellt Xenophon, wegen ſeines langen Aufenthaltes in Sparta der zuverläſſigſte Gewährsmann, die Heereseinteilung dar. Anders lauten die Angaben des Thukydides; indes geſteht dieſer ſelbſt zu, daſs ihm die lacedämoniſchen Staatseinrichtungen vielfach dunkel und unbekannt ſind.

fünfzehnte Jahresklasse als der leistungsfähigste Bestandteil des Heeres gegolten zu haben. Aus ihnen wurde für besonders gefahrvolle Unternehmungen und Handstreiche die Mannschaft mit Vorliebe ausgewählt. Daß es so langer Zeit bedurfte, um einen feldtüchtigen Krieger auszubilden, beweist, welch hohe Anforderungen an die Spartiaten gestellt wurden, anderseits aber auch, welche Fortschritte in der Kriegskunst man gegen die homerische Zeit gemacht hatte.

Zwar an der Ausrüstung und Bewaffnung hatte sich nicht viel geändert. Noch ist der Schild von so mächtiger Größe, daß er nach dem Zeugnisse des Tyrtaios den Mann von den Schultern bis über die Kniee herab deckt und dem Krieger wegen seiner Schwere auf dem Marsche von seinem Knappen, einem Heloten, nachgetragen werden muß. Nur der breite Gürtel des homerischen Kämpfers scheint bald außer Gebrauch gekommen zu sein, ebenso der Streitwagen, der in dem gebirgigen Stammlande Doris ohnehin wenig eingebürgert gewesen sein mochte. Damit kamen die Einzelkämpfe der Helden vor der Front des Fußvolkes in Wegfall und dieses allein führte nunmehr die Entscheidung herbei. Früher hatte es häufig durch den Fall des Führers oder beim Heranstürmen eines gefürchteten Gegners Mut und Halt verloren, jetzt galt es den einzelnen Mann so auszubilden, daß er nicht nur selbstbewußt seiner eigenen Kraft und Tüchtigkeit vertraute, sondern auch im festen Anschlusse an die Nebenmänner sich als Glied eines unwiderstehlichen Ganzen fühlte. So entstand jenes feste Gefüge von Schwerbewaffneten, die Phalanx, deren erste Anfänge uns schon in den Kämpfen vor Troja begegnen, deren Durchbildung aber die Schöpfung der Lacedämonier war. Sie vermieden durch unausgesetzte Drillung, daß die Schlachtordnung nicht durch ihre Unbeweglichkeit den Feinden Blößen gab. Mochte der Angriff von vorn, im

Rücken oder in der Flanke drohen, jederzeit genügten einige Befehle des Feldherrn, welche rasch die Reihen der Unterbefehlshaber bis zum Enomotarchen durchliefen, um die gewünschte Front herzustellen. Durch Gegenzug nach der Tiefe in den einzelnen Rotten, durch Schwenkungen seitwärts erhielt stets das erste Glied, die von Tyrtaios gefeierten Vorkämpfer, seinen Platz vor dem Feinde. Mit gleicher Schnelligkeit erfolgte die Verdoppelung der Glieder oder Rotten, je nachdem eine breitere oder tiefere Aufstellung geboten erschien. Hinter dem schweren Fußvolk standen die Heloten, welche über die Phalanx weg Speere oder Steine in die Reihen der Gegner schleuderten, beim siegreichen Vordringen aber mit Keulenschlägen den verwundeten Feinden den Rest gaben. In späterer Zeit kamen diese Leichtbewaffneten in Wegfall, dafür verstärkte man die Hoplitenaufstellung durch größere Tiefe. Wie es scheint, betrug diese in der Regel acht Mann, doch kamen Ausnahmen vor, wenn auch die Angabe, die Lacedämonier hätten einmal einen Mann hoch einen Sieg über die Arkadier davongetragen, mit Recht bezweifelt wird.

In keinem Falle aber wurde das feste Gefüge der Phalanx aufgegeben. Gemessenen Schrittes nach dem Takte des Flötenspieles und unter dem Gesange eines Marschliedes erfolgte der Anmarsch, fest stand der Krieger im Gewühle des Kampfes, die Lippe mit den Zähnen beißend stieß er gegen den Feind mit Schwert oder Lanze, und nie wich er von der Seite seines Nebenmannes. Dieser Zusammenhalt gab der spartanischen Schlachtreihe ihre Kraft und Unwiderstehlichkeit. „Den einzelnen Spartiaten kann man überwinden“, sagt Demaratos zu Xerxes, „nicht aber ihre geschlossene Schlachtordnung.“ Selbst nach errungenem Siege wurde es vermieden, sich zur Verfolgung des Feindes zu zerstreuen, da man von der Auflösung der Glieder mehr Nachteil befürchtete, als Vorteil sich versprach, überdies

auch die schwere Rüstung ein leichtfüßiges Nachsetzen hinter den Fliehenden unmöglich machte.

Jahrhundertelang blieben die Spartiaten mit ihrer Kampfesweise fast ausnahmslos Sieger. Daher sahen sie die Schlacht als ein Fest an, zu dem sie sich mehr als sonst schmückten. Im purpurnen Gewande, bekränzt und mit gesträhltem Haare zog der Heerbann aus. Vor dem Ausrücken brachte der König dem „führenden" Zeus (Agetor) Opfer dar und verschob den Aufbruch, wenn sie ungünstig ausgefallen waren; ebenso beim Überschreiten der Grenze. Beide Male wurde das heilige Feuer von den Altären mitgenommen und sorgsam gehütet. Noch im Frührote des Schlachtentages, im Angesichte der Feinde, wurde der Artemis Agrotera eine Ziege geschlachtet. Den Oberbefehl beim Heereszuge führten anfangs beide Könige, seit 510 nur einer, der andere blieb im Lande zurück, damit nicht Meinungsverschiedenheiten bei der Leitung des Krieges den Erfolg desselben in Frage stellten. Zur Überwachung gingen zwei Ephoren mit ins Feld; war der König noch jung, so wurde ihm ein kriegserfahrener Berater beigegeben, der verhüten sollte, daß verkehrte Anordnungen es den Kriegern erschwerten, gehorsam zu sein. Denn die Mannszucht war auch im Kriege streng und unerbittlich. Zwar erfuhr der regelmäßige Dienst einige Erleichterungen: nur vor dem Frühmahle und vor Sonnenuntergang fanden Waffenübungen statt, der übrige Teil des Tages war dienstfrei. Um so härter waren die Bestimmungen gegen diejenigen, welche in der Schlacht die Reihen verließen oder sich dem Feinde lebend gefangen gaben. Als schwerstes Vergehen galt der Verlust des Schildes und wurde mit dem Tode gesühnt; sonstige Strafen für die Feigen (Tresantes = Zitterer) waren der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, Verweigerung des Feuers, Verbot eine Ehe zu schließen, vor allem aber die allgemeine, selbst von seiten der nächsten Angehörigen geteilte Verachtung, die

den Geächteten zur Verzweiflung und zum Lebensüberdruſſe trieb. Nur tadelloſe Haltung in ſpäteren Gefechten und ein ehrlicher Schlachtentod vermochte ſeinen mit Abſcheu genannten Namen wieder zu Ehren zu bringen. Auch Könige und Feldherren hatten für ihre Pflichtverſäumnis harte Ahndungen zu erwarten, unter denen die Verbannung noch nicht die ſchwerſte war. Sogar dann, wenn ein Widerſtand gegen die Feinde unmöglich oder erfolglos war, wurde keine Ausnahme gemacht. Jenes zuſammengeſchmolzene Häufchen Spartaner, die im peloponneſiſchen Kriege auf der Inſel Sphakteria von aller Hilfe abgeſchnitten, von Entbehrungen entkräftet, ſich den Athenern hatten ergeben müſſen, wurde lange Zeit, trotz der Anerbietungen der Gegner, nicht losgekauft und nach dem Friedensſchluſſe heimgekehrt mit Ehrloſigkeit beſtraft. Denn nach den Worten des Herodot befahl das Geſetz den Spartanern vor keiner noch ſo großen Menge von Feinden zu fliehen, ſondern auf ihrem Poſten zu ſiegen oder zu ſterben. Darum zollte auch die Grabſchrift in den Thermopylen Leonidas und den Seinen für ihren Opfertod kein anderes Lob, als daß ſie den Satzungen des Vaterlandes bis zum Tode treu gehorcht hätten.

Kein anderer Staat Griechenlands konnte ſich gleicher kriegeriſcher Tüchtigkeit ſeiner Bürger rühmen; kein anderer aber war auch in der Lage über eine berufsmäßig geſchulte Streitmacht zu verfügen. Nur vereinzelte Anläufe dazu wurden gemacht. So wurden in Argos tauſend Jünglinge als ſtehende Truppe auf öffentliche Koſten erhalten und beſoldet; ein Gleiches geſchah in Theben mit der dreihundert Mann ſtarken heiligen Schar; durchgehends aber wurden bis zum peloponneſiſchen Kriege die Heere der griechiſchen Staaten durch das Aufgebot der Bürger gebildet und mußten ihrer Zuſammenſetzung in ihren Leiſtungen entſprechen, ſo ſehr auch das Beſtreben unverkennbar iſt,

Fig. 20. Krieger, sich rüstend.

Fig. 21. Krieger, sich rüstend.

das mustergültige Heereswesen Spartas, soweit thunlich, zum Vorbilde zu nehmen.

Dies geschah so allgemein, daß ein Eingehen auf das Kriegswesen der einzelnen Staaten unnötig erscheint, selbst

Fig. 22. Abschiedsspende.

wenn für eine solche Darstellung die Nachrichten aus dem Altertume reichlicher vorhanden wären, als es der Fall ist. Am besten sind wir noch über die athenische Wehrordnung

unterrichtet; von ihr vermögen wir noch am erſten ein ziemlich anſchauliches Bild zu gewinnen.

Den Kern des attiſchen Fußvolkes bildeten wie anderwärts die Schwerbewaffneten. Ihre Rüſtung (Fig. 20, 21, 22) beſteht aus dem Helme mit Bügel und metallenen zum Herabklappen (Fig. 22) eingerichteten Backenſtücken, — häufig war auch der ſogenannte korinthiſche, welcher bis über das Kinn herab das Geſicht deckte — aus den Beinſchienen, dem Panzer von Leder, mit beweglichen Schulterblättern (Fig. 20), welcher enger als in der älteſten Zeit ſich den Körperformen anſchmiegte (Fig. 23) und regelmäßig unterhalb des Gürtels in eine Doppelreihe von Streifen auslief, ſowie aus dem Spieße, Schwerte und Schilde. Bei letzterem unterſcheidet die griechiſche Waffenkunde in geſchichtlicher Zeit namentlich zwei Hauptfor-

Fig. 23. Grabſtele des Ariſtion. Werk des Ariſtokles.

men: den argolischen runden (Fig. 20—22) und den boiotischen mit Einschnitten auf beiden Seiten (Fig. 24).

Diese Hoplitenbewaffnung war bei allen Griechen der Peloponnes und Mittelgriechenlands so gleichmäßig im Gebrauche, daß manche Staaten zur Unterscheidung von Freund und Feind den Anfangsbuchstaben ihres Namens auf die Schilde schrieben, z. B. die Sikyonier ein Σ, die Messenier ein M.

Immerhin war die Gleichmäßigkeit der Ausrüstung bei weitem nicht so streng durchgeführt wie in den heutigen Heeren, nicht einmal bei den Angehörigen derselben Gemeinde. Ein jeder hatte sich seine Ausstattung für den Krieg aus eigenen Mitteln anzuschaffen und ließ dabei

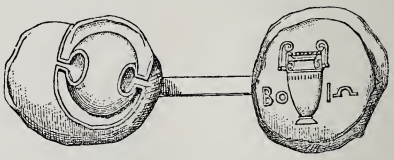


Fig. 24. Boiotischer Schild.

seinen eigenen oder des Waffenschmiedes Geschmack, vor allem aber auch die Rücksicht auf seine Vermögensverhältnisse walten. Denn die Preise für Metallarbeit waren im Altertume im Vergleich zu den übrigen Lebensbedürfnissen unverhältnismäßig hoch, und der Aufwand für eine vollständige Hoplitenrüstung betrug vermutlich nicht viel weniger, als eine einfache Bürgerfamilie während eines ganzen Jahres zu ihrem Unterhalte brauchte.

Deshalb waren auch in Athen nur die Bürger der drei ersten Vermögensklassen, die Fünfhundertscheffler, Ritter und Handwerker, zum Dienste als Hopliten verpflichtet, die vierte Klasse, die Lohnarbeiter, diente teils als Pfeilschützen, teils als Ruderknechte auf der Flotte und wurde nur im Not-

falle, wahrscheinlich auf Staatskosten, unter die Schwerbewaffneten eingereiht.

Für die Gliederung des athenischen Heeres legte man die Stammeseinteilung zu Grunde. Den zehn Phylen, in welche seit Kleisthenes die Bürgerschaft zerfiel, entsprachen ebensoviele Taxeis (Bataillone) Fußvolk in der Stärke von 1000 Mann, eine jede unter einem Oberst (Strategos), der von der Volksversammlung durch Handaufheben zu seinem Amte gewählt worden war. So war es wenigstens zur Zeit der Perserkriege. An der Schlacht bei Marathon und dem vorausgegangenen Kriegsrate nahmen nicht nur sämtliche Strategen, sondern auch der dritte Archon, der Polemarchos (Kriegsminister), dieser als Befehlshaber des rechten Flügels, teil. Das Kommando wechselte unter ihnen täglich; doch kam es vor, daß zu Gunsten einer einheitlichen Kriegsführung der tüchtigste durch gemeinsamen Verzicht der übrigen auf eine Reihe von Tagen mit der Führung des Heeres betraut wurde, wie Miltiades vor jener Schlacht. Im Laufe der Zeit traten an die Spitze der Bataillone die Taxiarchen, unter denen die Lochagen, Hauptleute der Kompagnien (Lochoi) standen — wie viele, ist ungewiß — während die Strategen in der Regel nur als Verwaltungsbehörde auf ihrem Bureau beschäftigt waren, meist nur einer im Felde, und am liebsten sich nur bei Paraden und Prozessionen im kriegerischen Schmucke sahen. Demosthenes vergleicht sie in seiner bitteren Redeweise mit den Thonsoldaten, die als Kinderspielzeug auf den Markt zum Verkaufe gebracht wurden.

Es wäre indessen ungerecht, wenn wir uns ihr Amt als einen beschäftigungslosen Posten vorstellen wollten. Ihnen lagen alle Einzelheiten der Heeresverwaltung ob, die militärische Gerichtsbarkeit, die Leitung des Flottenwesens, namentlich aber die Besorgung der Aushebung und die Führung

der Heeresliſten, in denen die Krieger, nach Jahrgängen geordnet, aufgezeichnet waren.

Die Wehrpflicht war wie in allen Staaten des Altertums allgemein und erſtreckte ſich über zweiundvierzig Jahre, vom achtzehnten bis zum ſechzigſten. War der junge Athener (Ephebe) in das dienſtpflichtige Alter eingetreten, ſo wurde nach genauer Prüfung ſeiner vollbürtigen Abſtammung ſein Name in das Bürgerverzeichnis aufgenommen. Zugleich erhielt er Schild und Speer und leiſtete im Tempel der Artemis Agraulos ſeinen Fahneneid, deſſen Wortlaut folgender geweſen ſein ſoll:

„Ich ſchwöre dieſe Waffen nicht zu ſchänden und meinen Nebenmann im Treffen nicht zu verlaſſen. Ich will kämpfen für die Heiligtümer und das Gemeingut, ſowohl allein als in Gemeinſchaft mit andern. Ich will das Vaterland nicht gemindert hinterlaſſen, ſondern zu Waſſer und zu Lande ſo groß, wie ich es überkommen habe. Ich will auf die hören, welche jedesmal zu entſcheiden haben und den beſtehenden Geſetzen und denen, welche das Volk verordnen wird, gehorſam ſein. Und ſo einer die Geſetze aufhebt oder ihnen nicht gehorcht, will ich das nicht zulaſſen, ſondern ſie verteidigen, allein und mit andern. Und ich will die vaterländiſchen Götter und Heiligtümer ehren. Zeugen ſeien die Götter Agraulos, Enyalios, Ares, Zeus, Thallo, Auxo, Hegemone.“

Seine erſten beiden Dienſtjahre verbrachte der angehende Krieger in den Grenzforts (Peripolia) von Attika unter Peripolarchen im Beſatzungsdienſte und, wenigſtens im Frieden, unter regelmäßigen Waffenübungen, im erſten Jahre nur mit Hut, Mantel und Lanze ausgeſtattet, erſt im zweiten in vollſtändiger Rüſtung.

Nach Ablauf der Rekrutenzeit kehrte er in die Vaterſtadt zurück und war nunmehr im Kriegsfalle zum Dienſte

auch außerhalb der Grenzen verpflichtet, in Friedenszeiten hatte er jedoch eine Einziehung nicht zu gewärtigen. Welche Jahrgänge in Falle einer Mobilmachung einzuberufen waren, entschied der Rat. Die Strategen erließen dann das Aufgebot und hatten zugleich über Befreiungs- und Zurückstellungsgesuche zu entscheiden. Von Haus aus befreite nur die Verwaltung eines Amtes von dem Kriegsdienste; wer sich beim Aufgebot nicht meldete oder am Tage des Aufbruches nicht erschien, verfiel harten Freiheitsstrafen, bürgerlicher Ehrlosigkeit und der Ausschließung vom Gottesdienste, ebenso wer im Felde sich feig gezeigt, seine Reihen verlassen oder nach hinten Deckung gesucht hatte. Doch war nicht der Feldherr zur Verhängung und Vollstreckung der Strafe berechtigt, sondern — bezeichnend für die Prozeßlust der Athener — ein Gerichtshof in der Heimat, dem der Strateg in der Regel den Fall zur Aburteilung überwies, und der aus den Mannschaften desselben Truppenteils bestand, welchem der Beschuldigte angehört hatte.

Das häufige Vorkommen solcher Anklagen zeigt deutlich, wie verbreitet in Athen die Abneigung gegen den Waffendienst war, und daß man im Gegensatz zu Sparta den Krieg nicht als Gelegenheit zur Bewährung männlicher Tüchtigkeit, vielmehr als notwendiges Übel ansah und fürchtete. Freilich lagen auch im attischen Staate die Verhältnisse wesentlich anders als dort. Das Aufgebot zum Feldzuge riß den Wehrmann aus seiner Erwerbsthätigkeit heraus, beraubte die Familie in vielen Fällen des Ernährers und bedrohte das Hauswesen in Abwesenheit des Oberhauptes mit Verfall oder schweren Verlusten. Zwar wurde frühzeitig — in der Zeit zwischen den Perserkriegen und dem peloponnesischen — vermutlich unter dem Einflusse des Perikles, die Soldzahlung eingeführt, anfangs für den Hopliten und seinen Diener je eine Drachme täglich, doch konnte diese Entschädigung und das daneben noch gewährte Verpflegungsgeld

im wesentlichen nur für die laufenden Bedürfnisse im Felde genügen, keinesfalls die Einbußen ausgleichen, welche bei langer Abwesenheit oder dem Tode des Bürgers seine Familie notwendigerweise erleiden mußte.

Außer dem schwerbewaffneten Heerbanne zu Fuß werden bis zur Zeit der Perserkriege andere Truppen nicht genannt. Weder in Sparta noch in Athen besaß man Reiterei; mindestens war dieselbe, wenn vorhanden, äußerst unbedeutend. Auch die solonische Vermögensklasse der Ritter hat schwerlich ihren Namen vom Kriegsdienste zu Pferde

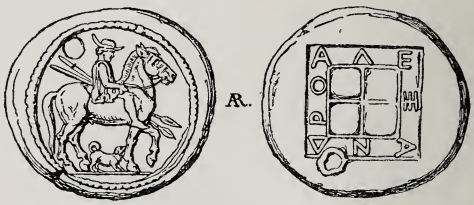


Fig. 25. Makedonischer Reiter (vor 450 v. Chr.). Oktodrachme Alexanders I. von Makedonien.

dazu würde man wohl in erster Linie die Höchstbesteuerten, die Fünfhundertscheffler, herangezogen haben. Nur im Norden, bei Macedoniern und Thessalern, finden sich frühzeitig berittene Streiter (Fig. 25). Erst als man im Freiheitskriege gegen Persien die Überlegenheit der asiatischen Reiterscharen kennen und fürchten gelernt hatte, empfand man den Mangel einer solchen Truppe im eigenen Heere. Am früheſten scheint Athen die gemachte Erfahrung ausgenutzt zu haben, namentlich als durch die Tribute der Bundesgenossen die nötigen Mittel zur Verfügung standen. Denn die Ausgaben für die Reiterei waren ziemlich bedeutend: sie betrugen gegen 200000 Mark jährlich und zwar auch in Friedenszeiten, weil der Staat den zu diesem Dienste Verpflichteten beim Eintritte ein Equipierungsgeld, für Unter-

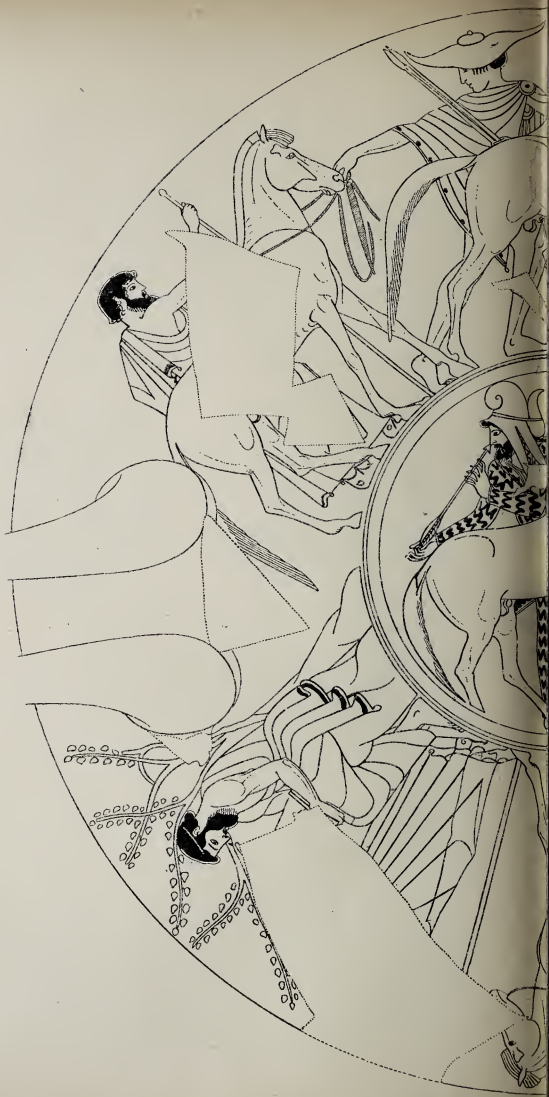


Fig. 26. Musterung der für den Reiterdienst angemeld

eten jungen Athener. Schale aus Orviete. (Zu Seite 43.)

haltung und Abwartung des Dienftpferdes täglich eine Drachme zahlte, außerdem im Kriege vermutlich noch Sold gewährte. Die Anfchaffung des Roffes war Sache des Reiters, verurfachte erhebliche Koften*) und konnte deshalb nur den Wohlhabenderen, den Mitgliedern der erften beiden Steuerklaffen, zugemutet werden, zumal da ihnen als Gegenleiftung für die ftaatliche Beihilfe auch in Friedenszeiten die Verpflichtung zur Teilnahme an Übungen auferlegt war. Selbft bei körperlicher Untauglichkeit war der Reiche von dem Geldopfer nicht befreit: er mußte dann ein Erfatzpferd für einen anderen ftellen. Am liebften trat der reiche atheniiche Jüngling, wenn auch nur um bei Paraden zu glänzen, felbft in diefen Dienft ein und beftrebte fich daher durch fportsmäßigen Betrieb der Reitkunft fich für die Aufnahmeprüfung würdig vorzubereiten. Welche Anfprüche eine folche Liebhaberei gelegentlich an den väterlichen Geldbeutel ftellte, beweifen die Klagen des biedern Philifters Strepfiades in Ariftophanes „Wolken". Voll Sorge, woher er das Geld für die koftfpieligen Neigungen feines Sohnes nehmen foll, kann er den Schlaf nicht finden und zählt ängftlich die Schulden zufammen, die er fchon hat machen müffen.

Die erwähnte Prüfung (Fig. 26) wurde vom Rate abgenommen, vermutlich unter Zuziehung von Sachverftändigen, und erftreckte fich auf die Tauglichkeit von Roß und Mann. Nur wenn beide als brauchbar und feldtüchtig erfunden worden waren, fah der Angemeldete feinen Lieblingswunfch erfüllt.

Die Reiterei zerfiel, ebenfo wie das Fußvolk, in zehn von Phylarchen befehligte Gefchwader, diefe wieder in

*) Der Preis für ein brauchbares Reitpferd betrug nach dem Zeugniffe des Ariftophanes etwa 900 Mark nach unferem Gelde, ungefähr fünfzehnmal fo viel als der für ein fehlerfreies Rind; fchon der Wert eines gewöhnlichen Arbeitsgaules wird auf ungefähr 250 Mark angegeben

kleinere Abteilungen von zehn und fünf Mann, Dekaden und Pentaden, unter Dekadarchen und Pentadarchen. Den Oberbefehl führten zwei Hipparchen, deren Ernennung ebenso wie die der Phylarchen durch Handaufhebung in der Volksversammlung vorgenommen wurde. Außer der Ausbildung der Mannschaften lag ihnen auch die Verpflichtung ob, ihre Truppe immer auf der vorgeschriebenen Höhe von tausend Mann vollzählig zu erhalten. Ob dies nach den schweren Verlusten der Bürgerschaft im peloponnesischen Kriege im-

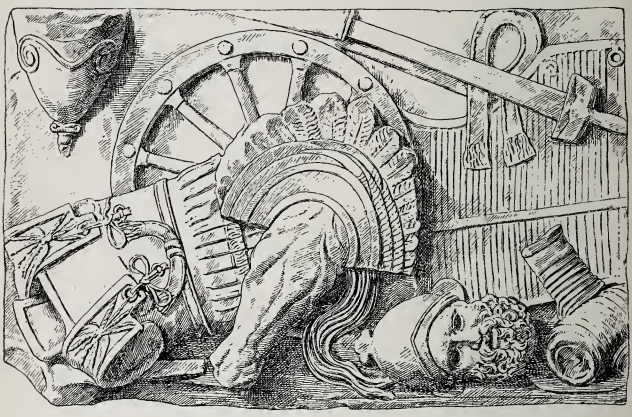


Fig. 27. Brüstungsrelief der Säulenhalle auf der Burg von Pergamon.

mer möglich gewesen ist, muß indes mit Recht bezweifelt werden. Daneben besaß noch Athen zweihundert berittene Staatssklaven als Bogenschützen (Fig. 26: Mittelstück), vermutlich aber nur eine Zeit lang; denn im vierten Jahrhundert geschieht ihrer keine Erwähnung mehr.

Die Bewaffnung der Bürgerreiterei bestand aus Helm, Lederkoller, ehernen oder ledernen Stulpen am Arme (Fig. 27 rechts in der Ecke), Lanze und Sporen (Fig. 28, 29, 30).

Das Pferd trug weder Hufeiſen noch Sattel, ſondern nur eine Decke auf dem Rücken. Da auch die Steigbügel fehlten, ſo konnte ein Angriff bei weitem nicht die Wucht erreichen, mit welcher die heutige Kavallerie anſtürmt. Als Zäumung diente nur ein Trenſenzügel mit Stange (Fig. 31); der Gebrauch der Kandare war im Altertume unbekannt. Gepanzerte Roſſe mit metallenen Bruſtſtücken waren nur im

Fig. 28.

Fig. 29.

Griechiſche Sporen.

Orient üblich. Bei den Übungen der Reiter legte man namentlich darauf Wert, daß ſie ohne fremde Hilfe aufſteigen konnten, feſt ſaßen und beim Angriffe nicht herabfielen — in der That ſehr geringe Anſprüche, die keine hohe

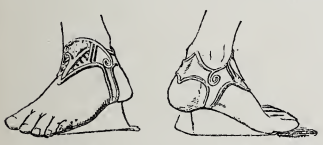


Fig. 30. Spornbefeſtigung.

Fig. 31. Zaum aus Dodona.

Meinung von der Leiſtungsfähigkeit dieſer Truppe erwecken können.

Noch kläglicher war es um die Reiterei der Spartaner beſtellt. Von ihnen wird geradezu bezeugt, daß ſie die untauglichſten Hopliten auf die von den reichſten Bürgern geſtellten Pferde ſetzten. Als höchſte Ziffer ihrer Kavallerie werden vierhundert Mann angegeben, die in Schwadronen zu ungefähr fünfzig Mann eingeteilt und den einzelnen Moren beigegeben wurden. Große Bedeutung hat ihre berittene

Macht zu keiner Zeit erlangt; hatte man gegen Feinde zu Roß zu kämpfen, so bildete man im Notfalle Hoplitenknäuel und versprach sich nach wie vor die Entscheidung des Kampfes von der seit Jahrhunderten bewährten Phalanx.

Im wesentlichen zeigen die damaligen Schlachten der Griechen das Bild einer Parallelaufstellung der beiden Schlachtordnungen. Beim Vorrücken unter Eleleu- und Alalaruf und unter dem Geschmetter der Trompeten sucht der rechte Flügel durch Vormarsch halbrechts den linken des Feindes zu überflügeln, in der Flanke zu fassen und zu zertrümmern, ehe noch das Centrum handgemein geworden ist. Ist dies gelungen, so wendet sich der Sieger gegen die bisher noch nicht erschütterten Massen des Gegners, um auch diese zu werfen und unter Umständen die auf dem eigenen linken Flügel unterdessen erlittene Schlappe wieder gut zu machen. Darum wurde der rechte Flügel durch die tüchtigsten Krieger gebildet, als ein besonderer Ehrenplatz angesehen und deshalb bei der Aufstellung eines aus verschiedenen Staaten gestellten Heeres von denen beansprucht, welche für die tapfersten galten. Bei Plataiai erhielten ihn ohne Widerrede die Spartaner; auf dem linken zu stehen forderten unter Berufung auf ihre bisherigen Leistungen gleichzeitig Athener und Tegeaten. Dem Centrum wurde weniger Bedeutung beigemessen, auch bei Marathon hatte es nur eine geringe Tiefe von wenigen Gliedern gehabt.

War der Sieg erfochten, so mußte man, wie bereits bemerkt, wegen der schweren Rüstung auf eine weitgehende Verfolgung verzichten; auch die Reiterei leistete zu wenig, um die Geschlagenen vollständig aufzureiben. Man begnügte sich damit, auf dem Schlachtfelde ein Tropaion (Siegesdenkmal) zu errichten (Fig. 32), welches aus einer an einem Pfahle oder Baumstamme aufgehängten Rüstung bestand. War der Kampf ohne Entscheidung geblieben, so stellten nicht selten beide Parteien zum Andenken an

vorübergehende Erfolge ein ſolches Erinnerungszeichen auf. Ja, man hielt ſich ſogar dann dazu für berechtigt, wenn der Feind die angebotene Schlacht nicht angenommen hatte. Eine zweifelloſe Anerkenntnis der Niederlage lag dagegen in der Abſendung von Herolden mit der Bitte die Gefallenen zum Begräbnis auszuliefern. Solchem Geſuche wurde in der Regel ſtattgegeben. Während in den älteſten Zeiten jeder Frevel am Leichname des Gegners für erlaubt galt, gilt ſchon zur Zeit der Perſerkriege eine Verſtümmelung des Toten als barbariſche, eines Griechen unwürdige Sitte, welche den Zorn der Götter nach ſich zog. Deshalb ſcheute man ſich auch die Bitte des Beſiegten um Waffenruhe während der Beſtattung unerfüllt zu laſſen.

Fig. 32. Tropaion.

Mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit verſchonte man Tempelgebiet und die Heiligtümer darin; auch die Landſchaft, in welcher Nationalfeſtſpiele gefeiert wurden, durfte von keiner bewaffneten Macht betreten, ihr Gottesfrieden nicht geſtört werden. Z. B. wurden die Lacedämonier für den Bruch des Waffenſtillſtandes während der olympiſchen Spiele vom Beſuche derſelben ausgeſchloſſen und für jeden beteiligten Hopliten mit einer Geldbuße von zwei Minen (etwa 150 Mark) belegt. Auch die Formen des völkerrechtlichen Verkehrs beweiſen den Fortſchritt in der Geſittung. Der Eröffnung der Feindſeligkeiten ging eine Kriegserklärung durch unverletzliche, freies Geleite genießende Herolde voraus. Der Krieg endete nicht mehr mit völliger Vernichtung der unterliegenden Stadt, wie ehedem, ſondern mit einem Friedensvertrage, dem häufig ein Waffenſtillſtand unter Beſtimmung einer Demarkationslinie vorausging; die Verhandlungen wurden durch bevollmächtigte Vertreter geführt; dieſe beſchworen im Namen ihrer Auftraggeber zugleich die vereinbarten Bedingungen, die ziemlich dieſelben Abmachungen ent-

hielten wie heutzutage: Abtretung von Gebietsteilen, Wehrlosmachung und Schleifung unbequemer Festungsanlagen, Erstattung der Kriegskosten, sowie Auswechselung beziehentlich Loskauf der Gefangenen. Als Preis für die letzteren wurde in früherer Zeit in der Regel eine Mine (ca. 75 Mark) festgesetzt, die geringste für einen Sklaven bezahlte Summe. Der Wortlaut der Friedensurkunde wurde auf eine steinerne Säule eingegraben, welche so lange stehen blieb, als das gute Einvernehmen zwischen den Friedenschließenden erhalten blieb, beim Ausbruche neuer Streitigkeiten aber niedergerissen wurde.

Schlimmer erging es den Besiegten, wenn sie durch Treulosigkeit gegen das Bundesoberhaupt, durch Vertragsbruch oder durch Verletzung allgemein bindender völkerrechtlicher Bestimmungen das Anrecht auf Unterhandlungen mit dem Sieger verwirkt hatten. In solchem Falle endete der Krieg, wie in der Vorzeit, mit Vernichtung des geächteten Staates, Tötung oder grausamer Verstümmelung der waffenfähigen Männer und Verkauf ihrer Angehörigen in die Sklaverei.

Daß die Beendigung des Krieges, ebenso wie das Eintreffen von Siegesnachrichten durch Feste zu Ehren der Götter feierlich begangen wurde, bedarf als eine dem Herzensbedürfnisse aller Zeiten entspringende Sitte keiner besonderen Begründung. Ebenso ist es verständlich, daß den Himmlischen, deren Geneigtheit man durch Opfer beim Auszuge und vor jedem wichtigen Unternehmen im Felde zu gewinnen suchte, deren Tempelschätze sogar im Falle der Not in Form einer Anleihe in Anspruch genommen und eingeschmolzen wurden, ein Zehntel von der gesamten Beute als Weihegeschenk dargebracht wurde. Aber auch seine Söhne ehrte das dankbare Vaterland. Siegreiche Feldherren und besonders tüchtig und mutig erfundene Kämpfer erhielten Geschenke in Geld und Ländereien oder Ehrenkränze von Gold, wobei

die Verleihungsurkunde zu dauerndem Gedächtniſſe in Stein gehauen und aufgeſtellt wurde. Die Toten wurden auf Staatskoſten feierlich begraben und ihnen zu Ehren eine Leichenrede von einem dazu beſonders gewählten, in allgemeiner Achtung ſtehenden Bürger gehalten. Ob es aber allgemeine griechiſche Sitte war, auch den Invaliden eine Penſion auszuzahlen und die Waiſen gefallener Krieger auf öffentliche Koſten zu erziehen, ſowie beim Eintritte in das Heer vollſtändig auszurüſten, wie dies in Athen geſchah, läßt ſich nicht ermitteln. Nur von den Rhodiern wird aus ſpäterer Zeit Ähnliches berichtet.

III.

Das Söldnerwesen und sein Einfluss auf die griechische Kriegskunst.

Der peloponnesische Krieg bezeichnet nicht nur in der Geschichte von Hellas den Wendepunkt, von dem an der Verfall fast aller griechischen Staaten seinen Anfang nimmt, er wurde auch auf die Entwickelung des Kriegswesens von unverkennbarem Einflusse. In jenem langjährigen Riesenkampfe um den Vorrang in Griechenland erschöpften nicht nur Athen und Sparta samt ihrem Anhange ihre Kräfte bis aufs äußerste, sondern sie überboten sich auch in der Wahl der Mittel, um den Gegner zu schwächen und zu vernichten. Früher waren die Bürgerheere von Hellas zu kurzen Feldzügen ausgerückt, der Mann mit Nahrung für drei Tage, um verheerend in das feindliche Gebiet einzudringen. Hier fiel bald auch die Entscheidung, keinesfalls blieb man länger als einen Sommer außer Landes, um rechtzeitig zur Bestellung der Winterfaat wieder daheim zu sein.

Auf einem so veralteten Standpunkte blieben Genies wie Perikles, Alkibiades, Lysander nicht stehen. Sie sahen mit Recht eine viel nachhaltigere Schädigung des Gegners darin, daß man ihm seine Hilfsquellen im fernen Lande abschnitt, seine Bundesgenossen zum Abfall zwang, oder auch durch Besetzung und Befestigung geeigneter Punkte

im Lande des Feindes oder hart an ſeinen Grenzen ihn in ſteter Beunruhigung erhielt. So beantworteten die Athener auf Rat des Perikles den Einfall der Peloponneſier mit der Verwüſtung Lakoniens und der Beſetzung der vorliegenden Inſel Kythere, ſpäter durch die Einnahme und Befeſtigung von Pylos in Meſſenien. Gleich verderblich wurde für Attika die dauernde Beſetzung Dekeleias, von wo aus die Spartaner das ganze Land bis vor die Mauern Athens in Schach hielten und die Bebauung des Ackers unmöglich machten. Vor keinem kriegeriſchen Unternehmen auf noch ſo entlegenem Schauplatze ſchreckte man mehr zurück und blieb jahrelang mit den Truppen der Heimat fern.

Solcher Ausdehnung des Krieges gegenüber erwieſen ſich die bisherigen Beſtände an Streitkräften bald als unzulänglich. Namentlich Athen bedurfte zum Schutze ſeiner ausgedehnten Befeſtigungswerke eine bedeutende Heeresmacht, faſt ſeine ſämtlichen Bürger und Schutzverwandten (Metöken). Überdies verlangten die immer größeren Flotten viel Perſonal an Ruderern und Schiffsmannſchaften. Man verſtärkte daher die Streitmacht — die Mittel befaß man im Anfange reichlich dazu — durch Anwerbung von Söldnern. Auch Lacedämon war bald gezwungen dieſem Beiſpiele zu folgen, ebenſo die übrigen kriegführenden Staaten. Selbſt die Satrapen Vorderaſiens nahmen trotz der ſtarken Bevölkerung ihrer Provinzen gern griechiſche Mietstruppen in ihren Dienſt, um einen zuverläſſigen Kern für ihre Truppenmacht zu beſitzen.

Der Urſprung des Söldnerweſens fällt jedoch in eine weit frühere Zeit. Wenn auch der Angabe des Kreters Rhianos, eine Abteilung ſeiner Landsleute habe ſchon während der meſſeniſchen Kriege bei den Lacedämoniern als Bogenſchützen gedient, nicht unbedingt Glauben zu ſchenken iſt, ſo iſt doch die Nachricht, daß Peiſiſtratos in

Athen als Stütze seiner Herrschaft argivische Mietssoldaten gehabt habe, nicht nur gut bezeugt, sondern auch innerlich wahrscheinlich. Ein Gewalthaber konnte sich zum Schutze seiner Person und zur Behauptung seiner Macht nicht lediglich Landsleuten anvertrauen, die leichter als andere etwaigen Umtrieben empörungslustiger Mitbürger zugänglich sein mochten. Auch in der Folgezeit bestanden die Heere der Tyrannen, so namentlich der sicilischen, fast ausschließlich aus angeworbenen Landsknechten. Solche lieferten in Griechenland namentlich die Peloponnes, vorwiegend aber Arkadien, das arme Gebirgsland, welches zwar tüchtige Männer, aber nicht genug Lebensmittel für sie hervorbrachte. Dieselbe Veranlassung wird bei den asiatischen Kariern, gleichfalls einem Bergvolke, anzunehmen sein, die früh im Dienste auswärtiger Fürsten genannt werden. Auch die Bewohner Nordgriechenlands, Thessaler und Aetolier, ließen sich, gleichviel ob sie für Freunde oder Feinde ihres eigenen Vaterlandes die Waffen trugen, zahlreich für fremde Staaten anwerben.

Aber es war nicht lediglich das Streben nach Erwerb, das zum Eintritt unter jene heimatslos umherziehenden Scharen trieb. Manch verlorner Sohn, der wegen schlimmer Streiche die Heimat meiden mußte oder aus Lust an Abenteuern Vater und Mutter „böslich verlassen“ hatte, politische Flüchtlinge, selbst entlaufene Sklaven finden sich in jenen Truppen vertreten, so daß deren Zusammensetzung ein ähnlich buntes Gemisch von Angehörigen der verschiedensten Staaten aufwies wie die heutigen Fremdenlegionen. Selbst ernstere Naturen, die durch keinen zwingenden Grund veranlaßt waren im Söldnerdienste den einzigen Rettungshafen zu erblicken, beteiligten sich aus Neigung zum Kriegshandwerke, vielleicht auch aus besonderem Interesse für den Soldgeber, an dessen Unternehmungen.

Wenigstens ist kaum anzunehmen, daß die Höhe der Löhnung jemanden reizen konnte seinen geregelten und sicheren Erwerb aufzugeben. Sie betrug, die Entschädigung für die Verpflegung eingerechnet, für den Monat etwa 18 Mark nach unserm Gelde. Mag diese Summe unter normalen Verhältnissen den Aufwand weit überstiegen haben, der bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel für die Beköstigung des einzelnen erforderlich war, so darf nicht vergessen werden, daß unter Umständen die Preise im Felde sehr hoch stiegen — die Marketender arbeiteten schon damals nicht mit bescheidenem Gewinne — und daß jeder auch selbst seine Ausrüstung als Hoplit zu beschaffen und im Stande zu halten hatte. Nur in seltenen Fällen verstand sich der Soldgeber zu diesem Aufwande. Berittene Mietstruppen, deren nur vereinzelt gedacht wird, wurden wahrscheinlich entsprechend höher bezahlt.

Überdies bestand die Verpflichtung zur Soldzahlung nur für die Dauer des Feldzuges. Für die Rückkehr in die Heimat wurde keine Beihilfe gewährt; es war daher ein Zeichen besonderer Freigebigkeit seitens des jüngeren Kyros, daß er die Fortzahlung jener Bezüge bis zur Heimkehr ins Vaterland zu leisten versprach.

Nur die Teilung der Beute nach siegreich beendetem Unternehmen gewährte im günstigsten Falle noch für einige Zeit die Mittel zum Lebensunterhalte. War der Gewinn verprasst, was rasch genug gehen mochte, da kauflustige Krämer im Gefolge des Heeres ohnehin den mit dem Werte der Beutestücke häufig unbekannten Krieger übervorteilten, so zogen die abgelohnten Scharen als Landplage — so nennt sie Isokrates — marodierend der nächsten Werbestelle zu. Namentlich der Isthmos von Korinth und das Vorgebirge Tainaron waren Lieblingsplätze — eine Art Börse — für verabschiedete Söldner.

Wer Leute brauchte, wandte sich dahin. Meist bediente

man ſich zum Werbegeſchäfte der Unterſtützung eines kriegserfahrenen Mannes, des Führers für die aufzuſtellende Truppenmacht — gern wählte man dazu verbannte Lacedämonier oder Athener — und ſtellte ihm die nötigen Barmittel zur Verfügung. Dieſer Feldhauptmann (Strategos) ernannte einen Stellvertreter (Hypoſtrategos), ſowie die nötigen Unteranführer (Lochagen) für die einzelnen Abteilungen (Lochoi), ohne weitere Anforderungen an ſie zu ſtellen, als daß ſie im Waffenhandwerk erfahren ſein mußten. Nach ihrer Vergangenheit fragte er nicht, und ſo kam es, daß ſelbſt entlaufene Sklaven zu ſolchen Stellen gelangten. Die Lochagen übernahmen die Auswahl unter dem Angebote und richteten ihre hundert Mann ſtarken Kompagnien ein, häufig angeſpornt durch die Ausſetzung eines Preiſes für den Befehlshaber der ſtrammſten Truppe. Unter ihnen ſtanden der Unterlochage, ihr Stellvertreter, ſowie die Pentekonteren, die Anführer der Fünfzigerzüge (Pentekoſtyes), und Enomotarchen, welche über die Enomotien von fünfundzwanzig den Befehl führten. Dann und wann vereinigte man auch zwei Kompagnien zu Bataillonen (Taxeis) unter Taxiarchen. Dieſe Gliederung des Söldnerheeres wurde auch dann beibehalten, wenn das Heer, zu dem es ſtieß, ganz abweichende Einteilungen aufwies.

War die Söldnertruppe in der gewünſchten Stärke beiſammen, ſo bedurfte ſie, weil ſie überwiegend aus gedienten Kriegern gebildet war, nicht erſt langer Drillung, höchſtens der Zuſammenarbeitung der verſchiedenen Beſtandteile und war bald zur Verwendung im Felde befähigt. Vorher mochte in der Regel eine Vorſtellung und Parade vor dem neuen Kriegsherrn ſtattfinden, wie z. B. in der Ebene bei Tyrieion vor Kyros und ſeiner Verehrerin, der kilikiſchen Fürſtin Epyaxa, wo die Überlegenheit griechiſcher Hoplitenkolonnen über aſiatiſche Heerhaufen unzweifelhaft hervortrat. Zur Befeſtigung in der erlangten Ausbildung

fanden möglichst oft Übungen statt, namentlich an Orten, wo man für längere Zeit Standquartier genommen hatte. Daß dies nebenbei in der Absicht geschah, dem Müßiggang und den daraus entspringenden Lastern vorzubeugen, ist selbst ohne das ausdrückliche Zeugnis in Xenophons Cyropädie schwer zu verkennen. Die drei schlimmen W — Wein, Würfel, Weiber — waren den Landsknechten des Altertums ebenso vertraut als denen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Im wesentlichen bewegten sich die Exercitien in den zu Sparta eingeführten und ausgebildeten Formen, schon aus dem Grunde, weil man von dort mit Vorliebe die Exerciermeister bezog und diese bestrebt waren die gleiche Fertigkeit in der Handhabung der Waffen zu erzielen wie bei ihren Landsleuten. Ebenso taktmäßig ging das Aufschlagen des Feldlagers am Nachmittage und der Abbruch am nächsten Morgen. Die Marschordnung richtete sich nach der Beschaffenheit des Geländes und nach der Entfernung, in der man den Feind vermutete. War dieser noch nicht in der Nähe, so ging die Vorwärtsbewegung in langen Heersäulen vor sich; stand ein Angriff bevor, so bildete man ein Quadrat oder Rechteck mit dem Trosse in der Mitte, und Vortruppen gingen zur Aufklärung voraus.

So wertvoll und verwendbar demnach die Mietstruppen für ihren Soldgeber sein mußten, so gefährlich sind sie doch als Bestandteil der Heere zu jeder Zeit gewesen. Mit gutem Grunde warb man anfangs nur soviel an, daß man ihrer im schlimmsten Falle Herr werden konnte, oder richtete es, wie die schlauen Karthager, so ein, daß die Mannschaften der verschiedenen Abteilungen verschiedene Sprachen redeten. Denn Meutereien gegen die, für welche sie zu Felde zogen, waren bei den geworbenen Knechten nichts Seltenes. Anspruchsvoll verlangen sie bei allen wichtigen Beschlüssen des Kriegsrates gehört zu werden und erkennen nur im Falle der Not die Strafgewalt ihrer Anführer an. Oft zeigen

sie sich widerspenstig gegen die eigenen Oberen, bedrohen sogar mitunter deren Leben. Der Söldnerführer Klearchos entging nur mit Mühe der Steinigung, als seine Leute ihn im Verdachte hatten, er führe sie weiter, als ursprünglich vereinbart war, und vermochte nur mit Aufbietung aller seiner Gewandtheit die empörten Haufen zum Weiterzuge zu bewegen. Dasselbe Schicksal bedrohte Xenophon, als er den Rest der Zehntausend an das Ziel geführt hatte. Die häufigste Veranlassung zu Unruhen waren Unregelmäßigkeiten bei Bezahlung der Löhnung. Nur durch reiche Versprechungen gelang es z. B. Kyros, in solchem Falle die Mißstimmung zu beseitigen. Auch nach Beendigung des Feldzuges wurden durch Erhebung maßloser Entschädigungsansprüche gegen die bisherigen Herren und die Weigerung deren Gebiet vor Erfüllung ihrer Forderungen zu verlassen, oft Zustände heraufbeschworen, die unheilvoller waren als der vorausgegangene Krieg. Das entsetzlichste Bild solcher Zerwürfnisse bietet die zwischen den Karthagern und ihren entlassenen Söldnern nach Beendigung des ersten punischen Krieges ausgebrochene Fehde, deren Verlauf eine Kette von Greuelthaten bildet, wie sie die Geschichte auf ihren Seiten nicht allzu oft aufzuweisen hat.

Man konnte schon von Glück sagen, wenn während des Heereszuges die Geworbenen sich zuverlässig erwiesen. Dienten sie der unterliegenden Partei und sahen sie ihre Hoffnung auf Beute getäuscht, so machten sie ihr längeres Verbleiben meist von der Zusicherung höheren Soldes abhängig, gingen auch wohl mit Sack und Pack zu dem Gegner über, in dessen Reihen sie ohne weiteres Verwendung fanden, oder verrieten einen festen Platz an den Belagerer. Höchstens hatten diejenigen die Rache des Feindes zu fürchten, die aus seinem eigenen oder seiner Bundesgenossen Gebiet stammten. Wenn daher der Soldgeber gegen Treu-

loſigkeit ſich dadurch ſchützte, daß er Geiſeln von den Söldnern ſich ſtellen ließ oder eine unbequeme Truppe verriet und zur Vernichtung dem Gegner preisgab, ſo gehorchte er in vielen Fällen nur der Pflicht der Selbſterhaltung und den Eingebungen eines berechtigten Mißtrauens.

Noch bedenklicher wurde der Einfluß des Landsknechtsweſens auf die Kriegszucht der griechiſchen Heere. Vorher hatte das Lager nur bewaffnete Krieger beherbergt, unter denen Zucht und Ordnung aufrecht erhalten werden konnte, von nun an wurde es der Sitz wüſten Treibens. Denn jene heimatsloſen Geſellen, dem Gedanken an Rückkehr in die geordneten Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens längſt entfremdet, führten zum Erſatz für das mangelnde Familienleben ihre Angehörigen mit ſich ins Feld, in der Regel Dirnen oder Sklavinnen nebſt deren Kindern. Dadurch wurde der Troß zu einem höchſt unbequemen Anhängſel des Heeres, was nicht nur an raſchen Bewegungen hinderte, ſondern auch bei Knappheit der Lebensmittel äußerſt fühlbar wurde. Daß übrigens im Laufe der Zeit mit dem im Feldlager geborenen und erzogenen Nachwuchs ein Soldatenproletariat der ſchlimmſten Art aufwuchs, dafür ſorgten ſchon die Eltern durch ihr Beiſpiel. Darum konnten auch die Verſuche der Soldatenjugend durch eine Feldſchule eine geregelte Erziehung geben zu laſſen, wie ſie Alexander in Aſien anſtellte, nur ſehr zweifelhafte Erfolge verzeichnen und vermochten nicht der immer mehr um ſich greifenden Sittenverwilderung unter jenen Haufen zu ſteuern. Wehe den Bewohnern der Stadt, die ihnen in die Hände fiel! „Soldatenmäßige Behandlung“ wurde die übliche Bezeichnung für alle Gewaltthätigkeiten, namentlich gegen Weiber und Kinder der Beſiegten. Selbſt am Kriege unbeteiligt gebliebene Städte waren vor der Willkür dienſtloſer Söldnerſcharen nicht ſicher: in Meſſana und Rhegion ſetzten ſich entlaſſene kampaniſche Mietstruppen durch

Ermordung aller Bürger in den Besitz ihrer Häuser und Frauen.

Bis zu welchen Zahlen aber diese Haufen, trotz aller Verluste durch Krieg und ausschweifendes Leben, anschwollen, geht aus den Berichten über die Stärke der griechischen Truppen im Dienste auswärtiger Fürsten hervor. Dareios verfügte im Kampfe gegen Alexander allein über dreißigtausend Tachos in Ägypten über zwanzigtausend griechische Söldner.

Fügt man dazu die nicht unbeträchtlichen Bestände, welche bei thessalischen und macedonischen Herrschern dienten und deren stehende Heere bildeten, so vermag man sich einen Begriff zu machen, welche Ausdehnung das Söldnerwesen oder -unwesen schon innerhalb eines Jahrhunderts erlangt hatte.

Aber auch diejenigen Staaten Griechenlands, die ehedem ihren Stolz darein gesetzt hatten, Gut und Blut ihrer Bürgerschaft im Kampfe für Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes zu opfern, und anfangs nur notgedrungen zur Anwerbung fremder Krieger sich entschlossen hatten, erlagen bald der Versuchung ihre Kriege, namentlich im fernen Lande, nicht mehr selbst auszukämpfen, sondern die Führung einem Söldnerhauptmann mit seinen Truppen zu übertragen, dem man es nötigenfalls überlassen konnte, auf Kosten der Gegner für seinen und der Seinigen Unterhalt selbst Sorge zu tragen. Wie sehr sich diese Verkennung der Pflichten gegen das Vaterland rächte, ist ebenso bekannt wie das Streben der Patrioten, die Mitbürger aus ihrer Thatenlosigkeit aufzurütteln und zu rechtzeitigem, kräftigem Handeln in feuriger Rede zu begeistern: die Niederlage bei Chaironeia zwang die Griechen, die Oberhoheit eines Staates anzuerkennen, der bis vor einem Menschenalter kaum genannt und dessen Wachstum zur Großmacht lediglich infolge der Schlaffheit und Sorglosigkeit eines entarteten Geschlechtes keinem Hindernisse begegnet war; die Nachkommen

der Sieger von Marathon und Salamis wurden Vaſallen Macedoniens.

So unheilvoll demnach der Einfluß des Söldnerweſens auf die Geſchicke Griechenlands ſich geäußert hat, ſo bedeutungsvoll waren doch die Neuerungen und Fortſchritte, welche der gewerbsmäßige Betrieb des Waffenhandwerkes anbahnte und verbreitete. Bis dahin waren die Lacedämonier mit ihren bewährten Leiſtungen auf dem Schlachtfelde die Lehrmeiſter und meiſt auch Sieger geweſen. Aber eingewiegt in das Bewußtſein von der Vortrefflichkeit ihrer Kampfesart und Wehrverfaſſung verſchloſſen ſie, in ihren Staatseinrichtungen ohnehin allen Änderungen abhold, auch im Kriegsweſen ſich ſo lange allen Neuerungsbeſtrebungen, bis ſie zu ihrem Nachtheile gewahrten, daß ihre Schlachtenkunſt eine veraltete, längſt überholte war und der neu aufgekommenen Taktik gegenüber ſich als machtlos und unzulänglich erwies. Dieſer für ſie ſo vernichtende Umſchwung hatte ſich beſonders in den Söldnerfeldzügen vorbereitet. Namentlich von der Rückkehr der Zehntauſend an vollzog ſich der Bruch mit den bisherigen Formen des Hoplitengefechtes infolge der bahnbrechenden Schöpfungen des Xenophon. Gleich Cäſar war dieſer Athener durch den Zwang der Verhältniſſe zum Feldherrn gereift. Ohne kriegeriſche Vergangenheit, abgeſehen etwa von ſeiner Teilnahme an der Schlacht bei Delion, hatte er zunächſt als Gaſt des Kyros in deſſen Hauptquartier auf Empfehlung ſeines Freundes, des Boiotiers Proxenos am Feldzuge gegen Artaxerxes teilgenommen. Als nach dem Tode des Kronprätendenten und der treuloſen Ermordung der griechiſchen Söldnerführer an das verratene Griechenheer die Frage herantrat, was zu beginnen ſei, übernahm er zuſammen mit ſeinem Freunde Cheiriſophos inmitten der allgemeinen Ratloſigkeit und Verzweiflung den Oberbefehl und führte trotz aller Hinderniſſe die Aufgabe ſeine Landsleute in die Heimat

zurückzuführen so glänzend durch, daß er nicht nur in der Kriegsgeschichte aller Zeiten sich einen bleibenden Namen gemacht, sondern auch die Ohnmacht des Perserreiches so überzeugend dargethan hat, daß in Griechenland der Plan reifen konnte den allmächtigen Gebieter Asiens im eigenen Lande anzugreifen. Gleich scharfblickend in der Beurteilung der Schwierigkeiten wie glücklich in der Wahl geeigneter Abhilfe, lieferte er nicht nur den Beweis, wie unzulänglich und verbesserungsbedürftig die bisherige, nur mit der Verwendung der Hopliten rechnende Kriegsführung seiner Zeitgenossen gewesen sei, sondern gab auch durch sein eigenes Verfahren die Fingerzeige an, in welcher Richtung die Umänderungen sich zu bewegen hatten.

Bis dahin war man gewohnt gewesen in mehr oder weniger breit entwickelter Front den Angriff zu beginnen oder zu erwarten und sich dazu eine geeignet erscheinende Ebene auszuwählen; in den Alpenländern Vorderasiens galt es eine Kampfesart zu erfinden, die auf steilen Gebirgspässen und in engen Schluchten zum Erfolge führen sollte. Da erfand Xenophon die tiefen Lochen mit einer Front von sechs und einer Tiefe von sechzehn Mann, deren Vorstoß wie ein fester Keil selbst bergan die feindlichen Scharen aus ihren vorteilhaft gewählten Stellungen auf den Höhen oder an den Thalsperren vertrieb. Zwischen den einzelnen Kolonnen waren Zwischenräume gelassen, welche durch Leichtbewaffnete ausgefüllt wurden; aber selbst wo diese fehlten, konnte es der Gegner nicht wagen, in die Lücken einzudringen, ohne sich der Gefahr auszusetzen erdrückt zu werden.

Auch die Marschordnung wußte der Führer der Beschaffenheit des Geländes anzupassen. Fortwährend wurde der Heereszug durch verfolgende Perser oder feindliche Gebirgsvölker angegriffen. Das in solchen Fällen gebräuchliche Hoplitenviereck mit dem Troß in der Mitte war nur

in der Ebene von Nutzen, mußte aber sofort in Verwirrung geraten, wenn der zu wählende Weg nicht so breit war als die Seiten des vom Heere gebildeten Quadrates oder Rechteckes. Deswegen ordnete man sich in langer Marschsäule mit Hopliten auf beiden Seiten, während die Abteilungen der Front oder der Nachhut zum Schutze vorauseilten oder zurückblieben, bis sich wieder die Möglichkeit bot zur ursprünglichen Form zurückzukehren.

Diese Deckung durch Schwerbewaffnete war zwar gegen einen Angriff aus nächster Nähe ausreichend, aber zu einem solchen wagten sich die Perser wohlweislich nicht heran, sondern umschwärmten und beunruhigten die zurückziehenden Griechen nur mit ihren weittragenden Fernwaffen. Zur Abwehr dieser Belästigung wies Xenophon dem leichten Fußvolke eine bedeutsamere Rolle zu, als ihm bei den bisherigen Kämpfen in Hellas zugeteilt gewesen war. Er bildete selbständige Abteilungen von Schleuderern mit Steinen und Bleikugeln, von Bogenschützen, denen namentlich die erbeuteten langen Perserbogen zu statten kamen, und von Speerwerfern. So hielt man den Feind durchgehends mit Erfolg in so großer Entfernung, daß die Hauptmasse des Heeres unbehelligt weiter ziehen konnte. Gute Dienste leistete dabei auch die neu errichtete kleine Reitertruppe von fünfzig Mann in Koller und Brustharnisch.

Auch die Verwendung von Reserven ist eine Schöpfung Xenophons. War es noch im peloponnesischen Kriege Brauch gewesen, alle verfügbaren Truppen vor den Feind zu führen — höchstens hatte man an einem geeigneten Punkte eine Abteilung in den Hinterhalt gelegt — so blieb von nun an eine Abteilung des Heeres zurück, um im entscheidenden Augenblicke einzugreifen und dem Kampfe zu Gunsten der Unterliegenden oder hart Bedrängten eine entscheidende Wendung zu geben.

Derart war die Anordnung der Streitkräfte vor dem

Gefechte mit dem Satrapen Pharnabazos. Am Morgen des Schlachttages macht Xenophon den übrigen Anführern den Vorſchlag, drei Abteilungen von je zweihundert Mann im Rücken der Phalanx, je eine hinter den beiden Flügeln und dem Centrum, aufzuſtellen, damit die Feinde bei ſiegreichem Vorrücken auf geordnete und friſche Gegner ſtießen. Der Bericht über jenen Kampf zeigt ferner unverkennbar eine planmäßige Verwendung der einzelnen Truppengattungen. Leichtbewaffnete eröffnen den Kampf, ziehen ſich zurück, als die Hoplitenmacht heran gerückt iſt, um die Entſcheidung zu geben, und ſchließlich nutzt die Reiterei den Sieg aus, indem ſie die zurückgehenden Reihen des Gegners vollends auflöſt.

Die günſtigen Erfahrungen, die während des Feldzuges der Zehntauſend mit der Einführung ſelbſtändiger, aus Leichtbewaffneten (Peltaſten) beſtehender Plänklerabteilungen gemacht worden waren, blieben auch in der Folgezeit nicht unbeachtet und unbenutzt. Um aber dieſe Truppen in den Stand zu ſetzen, erforderlichen Falls mit erſchüttertem ſchweren Fußvolke einen Zuſammenſtoß aushalten zu können, ohne ihre Beweglichkeit einzubüßen, erfand der Athener Iphikrates eine zweckmäßige, jenen Anforderungen entſprechende Bewaffnung für die leichten Truppen. Als Schild erhielten ſie die ſogenannte Pelta aus Rohrgeflecht, an der nur Geſtelle und Rand aus Metall gefertigt war, als Stoßwaffen einen langen Degen und einen langen Spieß (Fig. 33); daneben führten ſie noch für den Fernkampf, wie früher, eine Anzahl Wurfſpieße, welche ſie mittelſt einer ungefähr in der Mitte befeſtigten Lederſchlinge warfen. An Stelle des mit Eiſenplatten gepanzerten Kollers aus Leder trat ein linnener, weichgefütterter. Beinſchienen und Sandalen zugleich wurden durch eine Art hoher Stiefel, nach ihrem Erfinder Iphikratiden genannt, erſetzt, der Metallhelm durch eine eiſenbeſchlagene Kappe aus Filz oder Leder.

Wie man nach Einführung der neuen Bewaffnung über die Aufgabe der damit ausgerüsteten Kämpfer dachte, bezeugt ein dem Iphikrates zugeschriebener, wenn auch nicht wahrer, so doch wenigstens gut erfundener Ausspruch, die Phalanx sei der Panzer, die Leichtbewaffneten die Hände, die Reiter die Füße, der Feldherr das Haupt des Heeres, eine Auffassung, aus der zugleich hervorgeht, daß die endgültige Entscheidung der Schlacht nach wie vor auf dem Kampfe der Hopliten beruhte.

So blieb es auch, namentlich als durch Anwendung der sogenannten schiefen Schlachtordnung Epameinondas der Hoplitenphalanx, deren Ansehen namentlich nach dem Siege

Fig. 33. Peltäst. Athenisches Vasenbild.

des Iphikrates über die Lacedämonier bei Lechaion zu schwinden drohte, neue bedeutungsvolle Aufgaben zugewiesen hatte. Das Wesentlichste an seiner Neuerung bestand darin, daß die beiden Flügel des Heeres, ihrer verschiedenen Bestimmung gemäß — der linke hatte anzugreifen, der rechte sich zu verteidigen — in ganz ungleicher Tiefe Gefechtsaufstellung nahmen. Der Angriffsflügel stand bei schmaler Front fünfzig, der Verteidigungsflügel wahrscheinlich höchstens acht Mann hoch. Ersterer durchbrach mit unaufhaltsamem Drucke die ihm gegenüberstehende feindliche Linie, rollte diese vollständig auf und wandte sich dann gegen das Centrum der Gegner und deren linken Flügel, die beim Vorgehen durch die boiotische, der atheni-

schen und spartanischen überlegene Reiterei und durch Leichtbewaffnete aufgehalten worden waren, während gleichzeitig durch die seitwärts aus den hintersten Gliedern der Phalanx hervorbrechende heilige Schar der Thebaner eine gefährliche Bedrohung in der Flanke zurückgewiesen wurde. Dies war der Verlauf der Schlacht bei Leuktra, die mit einer noch nie dagewesenen Niederlage und bisher unerhörten Verlusten für die Lacedämonier endete und daher den Glauben an ihre Unüberwindlichkeit dauernd erschütterte. Auch bei Mantineia, neun Jahre später, wurden sie vor vollständiger Vernichtung nur dadurch bewahrt, daß die Thebaner in Bestürzung über den Tod ihres Führers die errungenen Vorteile zu verfolgen unterließen und den Besiegten dadurch einen ungehinderten Rückzug ermöglichten.

Der frühzeitige Fall des Epameinondas inmitten seiner Siegeslaufbahn vernichtete ebenso dauernd die erst seit kurzem errungene Großmachtstellung Thebens, wie er den weiteren Aufschwung seines Kriegswesens lähmte. Ohne daß aber der Schöpfer der schiefen Schlachtordnung es ahnen konnte, hatte er hochbegabte Schüler und Nachfolger, freilich nicht auf griechischem Boden, den als Geisel in Theben erzogenen nachmaligen König Philipp von Macedonien und dessen Sohn Alexander.

IV.

Perſien.

Bei einer Darſtellung des griechiſchen Kriegsweſens dürfte es kaum zu umgehen ſein, auch einen flüchtigen Blick auf den Gegner von Hellas zu werfen, mit dem es ſeine ſchwerſten, aber auch ſeine ruhmvollſten Schlachten geſchlagen hat. Nicht nur zeigen bei einem Vergleiche mit den öſtlichen Nachbarn die Griechen ihre Überlegenheit im vorteilhafteſten Lichte, ſie haben auch jenen durch Jahrhunderte immer von neuem auflebenden Kämpfen die fruchtbringendſten Anregungen für den Ausbau ihres eigenen Kriegsweſens zu verdanken. Die Schöpfung einer für jene Zeiten zahlreichen Reiterei und die Entwickelung des Seeweſens in Athen, der Aufſchwung der Taktik ſeit Xenophon, ſelbſt die Ungeheuerlichkeiten und Verirrungen in der Kampfweiſe der Nachfolger Alexanders, der Diadochen, ſtehen in mehr oder minder deutlich erkennbarem Zuſammenhange mit den Erfahrungen, welche in den Feldzügen gegen Perſien geſammelt worden waren. Wenn faſt alle Begegnungen zwiſchen Griechenland und ſeinem Feinde ſiegreich endeten, ſo iſt jedoch der Grund für die Erfolge nicht lediglich in der Überlegenheit helleniſcher Geiſteskraft über orientaliſche Schlaffheit zu erblicken. Ein ebenſo

hilfreicher Bundesgenoſſe im Kampfe gegen das aſiatiſche Weltreich war die Zerfahrenheit in der Verwaltung und Regierung des gewaltigen Völkerkoloſſes, ein Mißſtand, durch welchen auch die Leiſtungsfähigkeit der Unterthanen im Felde empfindlich beeinträchtigt wurde.

Die ungeheure Monarchie zerfiel in zwanzig Satrapien (Provinzen) unter Satrapen (Unterkönigen). Dem Oberhaupte des geſamten Reiches nur zur Einlieferung der Gefälle und nötigenfalls zur Heeresfolge verpflichtet, geboten jene Vaſallen in ihren Machtbezirken als nahezu unumſchränkte Paſchas, führten ſogar unter einander Krieg, ohne daß ein Machtſpruch des Großkönigs ihnen Einhalt gebot. Innerhalb ihrer Regierungsbezirke gelang es ihnen indes nicht durchgängig, für ſich oder ihren Herren eine Anerkennung der Oberhoheit durchzuſetzen. In ſchwer zugänglichen Alpenländern hauſten immer noch Völker, die ſich erfolgreich ihren Unterthanenpflichten zu entziehen wußten, ſogar Entſchädigungen beanſpruchten, wenn ein Heer des Königs ihr Gebiet berührte.

Unter ſolchen Verhältniſſen war eine Einheit in den Heereseinrichtungen unmöglich durchführbar. Eine Truppe, deren Organiſation und Ausrüſtung einen Vergleich mit griechiſchen Streitkräften aushalten konnte, waren höchſtens die eigentlichen Perſer, unter ihnen beſonders die Hausmacht des Königs, die zehntauſend „Unſterblichen“, ſo genannt, weil ihr Beſtand immer dadurch auf der genannten Zahl erhalten blieb, daß entſtandene Lücken raſch wieder ausgefüllt wurden. Aber auch dieſe Garde konnte unmöglich den griechiſchen Hoplitenlandwehren gewachſen ſein. Schon ihre Bewaffnung verriet den weichlichen Aſiaten. Den Helm, deſſen Laſt drückte, erſetzte eine Art Turban (Fig. 34); den Panzer trugen nur die Vornehmſten unter dem langen Kaftan, niedere Krieger bloß einen Rock mit Ärmeln. Der leichten Tracht des Kämpfers entſprachen

Fig. 34. Alexanderſchlacht. Moſaik au

Casa del Fauno, Pompeji. Zu Seite 66.

auch minder wuchtige Waffen: ein dolchartiges Meſſer, der Akinakes, kurze Wurflanzen aus dem Holze der Kornelkirſche, Bogen mit Köcher und ein Schild von Rutengeflecht, den man im Gefecht mittelſt einer Spitze am Fuße oder mittelſt eines Spießes in die Erde ſteckte, um beim Abſchießen des Bogens Deckung zu finden. Tauſend der Unſterblichen trugen als Auszeichnung goldene Granatäpfel am Schaftende der Lanzen, bei den übrigen neuntauſend beſtand der Zierat aus Silber. In ihrer Mitte und unter ihrem Schutze befand ſich wahrſcheinlich auch das Feldzeichen des Heeres, ein goldener Adler mit ausgeſpannten Flügeln (Fig. 34 rechts oben).

Von der Bewaffnung der übrigen Völkerſchaften des mächtigen Reiches giebt uns Herodots anſchauliche Schilderung vom Heere des Xerxes ein farbenreiches Bild. Da jeder Haufe zu Fuß oder Roß in ſeiner heimatlichen Kriegsrüſtung erſchien, ſo wies die ganze verſammelte Streitmacht eine bunte Muſterkarte aller nur denkbaren Waffen auf, wie ſie das Menſchengeſchlecht von den erſten Anfängen an erfunden und vervollkommnet hatte: Pfeile mit Steinſpitzen, übermannshohe Bogen, Streitäxte, Lanzen, deren Spitzen nur im Feuer angekohlt und gehärtet waren oder aus geſchärften Tierhörnern beſtanden, Schleudern, ſogar eine Art Laſſos, eine Wurfſchlinge zum Fange des Feindes. Vereinzelt findet auch ſchon der im Orient ſpäter ſo beliebte Krummſäbel Erwähnung (Fig. 35).

Nicht weniger mannigfach waren die Kopfbedeckungen, unter welchen alle Entwicklungsſtufen zwiſchen der urſprünglichſten Form, der abgezogenen Haut eines Tierkopfes — die Äthiopier trugen die Stirnhaut eines Pferdes mit Ohren und Mähne auf dem Haupte — und dem ehernen Helme vertreten waren. Fügen wir dem noch hinzu, daß auch die Bekleidung des Körpers alle Übergänge von beinahe paradieſiſcher Nacktheit und Beſtreichung mit einer Farbenkruſte bis zum Pelzrocke (Fig. 36: Mittelfigur) aufwies, ſo

genügen diese wenigen Striche, um ein Bild von der Vielgestaltigkeit jener Heeresmassen zu entwerfen, zu denen die Steppenländer am kaspischen Meere wie die Wüsten des Nillandes, die Niederungen des Indus wie die Alpenländer Vorderasiens ihre Scharen stellten.

Die Sammlung der herbeiziehenden Streitkräfte in große Standlager, wie sie an geeigneten Plätzen im Perserreiche eingerichtet waren, dauerte fünf volle Jahre trotz der vortrefflichen Landstraßen, die für Post- und Heereszwecke den Verkehr zwischen den Provinzen und der Hauptstadt vermittelten. Zugleich mit dem Heere sammelte sich auch ein endloser Troß von Frauen und Kindern, Kebsweibern und zahlreicher Dienerschaft der Vornehmen, welche zu einem Verzicht auf die gewohnte Üppigkeit und Bequemlichkeit orientalischen Wohllebens auch im Felde sich nicht verstehen konnten und die prunkvollsten Einrichtungen mit sich führten. Auch beträchtliche Mengen von Zimmerleuten und sonstigen Handwerkern für nötig werdende Brückenbauten waren zum Dienst im Heere befohlen worden. Nur schwerfällig und langsam setzte sich darum der Kriegszug, eine Art Völkerwanderung, in Bewegung, zumal schon die Rücksicht auf die Verpflegung der Millionen nur ein schrittweises Vorrücken gestattete.

Fig. 35. Asiatischer Krieger.

Als Befehlshaber der einzelnen Völker wurden über je zehntausend vornehme Perser gesetzt; Unterabteilungen von

je tauſend und hundert Mann behielten als Anführer ihre eigenen Landsleute. Mit der Gliederung in kleinere Verbände ſcheint jedoch eine Durchbildung für die Bewegungen im Kampfe nicht verbunden, nicht einmal beabſichtigt worden zu ſein. Nur mit Maſſen wollte man wirken und den Feind erdrücken, unbekümmert darum, ob der einzelne Mann an Feldtüchtigkeit dem Gegner gewachſen war. Darum fehlte aber auch dem Aſiaten jenes freudige Bewußtſein ſeiner Kraft im Gefecht, wie es der vollſtändig ausgebildete Krieger empfindet; unwillig und unſelbſtändig rückten die Scharen in die Schlacht, immer den Blick auf den König oder den

Fig. 36. Skythiſche Tracht und Bewaffnung. Von einer Metallvaſe aus der Krim.

Anführer gerichtet, deſſen Tod, Flucht oder Verſchwinden für ſeine Leute das Signal zu unaufhaltſamem, ungeordnetem Rückzuge wurde, in den auch die noch im Anmarſche befindlichen, bisher am Kampfe unbeteiligten Truppenteile mit fortgeriſſen wurden. Peitſchenhiebe waren daher ein notwendiges Zuchtmittel, um die Feigen den Feinden entgegenzutreiben; ſelbſt Enthauptung wurde vom Könige verhängt, ſobald er von Läſſigkeit oder Mangel an Mut bei den Seinen Kenntnis erhielt. Trotzdem zeigte ſich Neigung zur Unbotmäßigkeit ſelbſt bei den höchſten Würdenträgern des Reiches. Aus Eiferſucht gegen den Oberfeldherrn Mardonios zog

Artabazos vor der Schlacht bei Plataiai mit seinen hundertvierzigtausend Mann ab, unbesorgt um das Schicksal des im Stiche gelassenen Heeres und den Ausgang des Feldzuges.

Dieselben Beobachtungen konnten die Griechen jedesmal machen, wenn sie der Streitmacht des Perserreiches gegenüber traten: jedesmal dieselbe Zerfahrenheit, dieselbe Unselbständigkeit der Massen, jedesmal auch die Unfähigkeit einem kampfgeübten Heere dauernd Widerstand zu leisten. Das zeigen schon die Verluste auf persischer Seite in den Thermopylen, wo das Häufchen von Spartanern und Thespiern seine Aufgabe, den zurückgehenden Landsleuten vor den feindlichen Reitermassen einige Tage Vorsprung zu schaffen, durch heldenmütige Aufopferung glänzend löste und gewiß noch glänzender gelöst haben würde, wenn der tausend Mann starke Reiterposten der Phoker den Gebirgsübergang gegen das vom Verräter Ephialtes geführte Umgehungsheer kräftiger verteidigt hätte und nicht beim Erscheinen der Feinde, ohne Widerstand zu versuchen, geflohen wäre. Noch niederschlagendere Erfahrungen machte Mardonios bei Plataiai, wo nicht einmal die Aufstellung in der weiten, für Entfaltung großer Heeresmassen günstigen Ebene zum Siege gegen das Bundesheer von Hellas unter Pausanias und Aristeides verhelfen konnte. Auch die treffliche Haltung der zehntausend Söldner im Heere des jüngeren Kyros, welche der Schlacht bei Kunaxa eine entscheidende Wendung gaben, und ihr unter fortwährenden Kämpfen gegen die Scharen des Großkönigs und seiner Satrapen glücklich bewerkstelligter Rückzug, vor allem aber die Erfolge Alexanders auf seinem Eroberungszuge gegen Asien sind ehrende Zeugnisse für die gewaltige Überlegenheit Griechenlands im Kampfe gegen die Orientalen. Wie geringschätzig darum einsichtsvolle Perser selbst über die Leistungen ihrer eigenen Truppen dachten, beweisen die Worte des Kyros vor dem Zusammenstoß mit seinem Bruder Artaxerxes: er schäme sich

ſchon jetzt vor der Schlacht darüber, eine wie klägliche Rolle ſeine Landsleute im Kampfe gegen Griechen ſpielen würden.

Daran änderte ſich auch in der Folgezeit nichts. Die Einführung längerer Spieße nach macedoniſchem Vorbilde durch Dareios Kodomannos vor der Schlacht bei Arbela und Gaugamela vermochte ſeine Niederlage ebenſo wenig aufzuhalten als alle ſonſtigen Anſtrengungen der Technik ſein Heer unwiderſtehlich zu machen. Weder mit gepanzerten Roſſen gelang es nennenswerte Erfolge zu erzielen noch auch mit den furchtbaren Sichelwagen. Letztere, deren Erfindung in die Zeit nach den Perſerkriegen fällt — nach Griechenland wenigſtens wurden keine mitgeführt, — waren Gefährte, an deren Achſen und Radreifen abwärtsſtehende oder nach außen gerichtete Sicheln oder Senſen befeſtigt waren. Sie mußten jedesfalls im Kampfgewühle von entſetzlicher Wirkung ſein und haben gelegentlich auch eine ſolche erzielt. Die Soldaten Alexanders aber ſchützten ſich vor ihnen dadurch, daß ſie bei ihrem Herannahen raſch eine Gaſſe bildeten und durch Speerwürfe Roſſe und Lenker töteten oder durch lärmendes Schlagen an die Schilde die Zugtiere ſcheu machten und in die Reihen der Gegner zurücktrieben.

Ebenſo nutzlos erwieſen ſich die gewaltigen Feſtungsbauten, die zum Schutze der wichtigſten Städte oder eines ganzen Landſtriches angelegt worden waren, wie die ſogenannte mediſche Mauer, die in einer Länge von beinahe hundertundzwanzig Kilometern, hundert Fuß hoch und zwanzig Fuß breit, ſich vom Euphrat bis zum Tigris zog und ohne Widerſtand, ja ohne den Verſuch eines ſolchen, vor dem heranziehenden Kyros geräumt wurde. Nur die von Griechen oder Semiten verteidigten Städte, wie Milet und Tyros, wußten durch hartnäckige Gegenwehr den Belagerer aufzuhalten und ihm in ſeinem Siegeslaufe ein unwillkommenes Hemmnis zu bereiten.

V.

Macedonier und Diadochen.

Ungefähr um die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Chriſtus erſtand den Griechen im macedoniſchen Könige Philipp ein Gegner, deſſen Überlegenheit im Heerweſen und in der Kriegskunſt ihnen nur zu bald empfindlich fühlbar werden, ſogar den Verluſt ihrer Selbſtändigkeit herbeiführen ſollte. Wie bereits erwähnt, hatte er als junger Prinz die Jahre ſeines unfreiwilligen Aufenthaltes in Theben nicht ungenützt verbracht; er hatte die Gelegenheit ſich nicht entgehen laſſen, ſowohl griechiſche Bildung ſich anzueignen, als beſonders das verdienſtliche Wirken des Epameinondas für die Größe ſeines Vaterlandes in Krieg und Frieden kennen und würdigen zu lernen. Als er ſich dann in den Beſitz einer beſtrittenen Herrſchaft geſetzt hatte und an die Aufgabe herantrat ſein in der Auflöſung begriffenes Reich nicht nur aufzurichten und zu feſtigen, ſondern auch zur Großmacht zu erheben, da war es ſein erſtes Beſtreben, zur Verwirklichung ſeiner Pläne die Streitmacht ſeines Landes zu einer Höhe zu erheben, wie ſie bis dahin in Griechenland noch nicht erreicht worden war. Die Wehrverfaſſung, die er nun ſchuf, iſt ein glänzendes Zeugnis für ſeine Begabung als Regent wie als Feld-

herr. Es war ſicherlich nichts Leichtes für ihn, jeden Stand ſeiner Unterthanen, den Adel wie Bürger und Bauern, in dauernder und treuer Ergebenheit an ſich zu feſſeln. Es genügte nicht, einen jeden nach ſeiner Verwendungsfähigkeit und ſeinen Neigungen in das neu zu ſchaffende Heer einzureihen, er mußte perſönlich ſich die Anhänglichkeit der Seinen gewinnen und — erkämpfen. Darum unterzog er ſich gleich dem geringſten ſeiner Krieger allen Strapazen, gleich unempfindlich gegen Sommerhitze und Winterfroſt, wie gleichgültig gegen die Gefahren der Feldſchlacht. Nach dem Zeugniſſe ſeines Gegners Demoſthenes hatte er Stichwunden durch Hand und Oberſchenkel erhalten, das Schlüſſelbein einmal gebrochen und ſogar ein Auge verloren, ohne deswegen an kriegeriſchem Ungeſtüme nachzulaſſen.

Solche Eigenſchaften haben von jeher auf Unterthanen mit niedriger Bildung einen hinreißenden Zauber ausgeübt und das Band zwiſchen ihnen und dem Herrſcher enger und feſter geknüpft. Freudig ſcharten ſich daher Edle und Volk um den König. Die Ritterſchaft des Landes wurde zu einer glänzenden berittenen Garde des Königs, dem Agema, vereinigt, in welcher die vornehmſten Jünglinge anfänglich als Pagen dienten und allmählich zu immer höheren Ehren aufſtiegen. Denn dieſe Truppe war zugleich die Pflanzſchule für die Feldherren aller übrigen Heeresteile, aus der auch faſt ſämtliche Heerführer Alexanders hervorgegangen ſind. Außerdem wurde auch eine leichte Reiterei mit langer Pike (Sariſſa), die ſogenannten Sariſſenreiter (Fig. 34: die Begleiter Alexanders links auf dem Bilde) geſchaffen, ſowie ein nach Art der griechiſchen Peltaſten bewaffnetes leichtes Fußvolk, die Hypaſpiſten, aus denen gleichfalls eine ſtehende Elitetruppe, die ſogenannten Genoſſen, als Umgebung des Königs gebildet wurde. Weitaus die wichtigſte Neuerung Philipps war die Einrichtung der macedoniſchen Phalanx, in welcher die kräftigſten ſeiner Unterthanen als Schwerbewaffnete Verwen-

dung fanden. Ihre Ausrüstung bestand in dem kleinen Rundschilde und der Sarissa, jener gewaltigen Pike, deren Länge zwar oft in den Berichten alter Schriftsteller übertrieben wird, aber immerhin etwa fünf und ein halbes Meter betragen haben mag; denn über die Schultern des ersten Gliedes ragten noch die Lanzen des zweiten bis sechsten hervor. So wurde eine unangreifbare Front gebildet, deren Vorrücken jeden Widerstand brach, zumal die Tiefe der Aufstellung eine beträchtliche war und wohl selten unter zwölf bis sechzehn Mann betrug, die Hintermänner aber durch Druck nach vorn, die Piken gegen heranfliegende Geschosse nach oben gerichtet, die Wucht der vordersten Linien steigerten.

Die Stärke dieser Phalanx war je nach dem Aufgebote verschieden. Den gesamten Sollbestand machten sechs Regimenter aus, jedes zu viertausend Mann. In dieser Zahl wird aber schwerlich jemals das macedonische Heer ausgerückt sein. Alexander führte nach Teilung seiner Streitkräfte nur neuntausend Mann Schwerbewaffnete mit sich; größer wird ihre Zahl auch kaum in den Feldzügen seines Vaters gewesen sein. In solcher Stärke erfüllte diese Truppe vollkommen ihre Aufgabe, den festen Stützpunkt der Schlachtordnung zu bilden. Eine Angriffsrolle wurde ihr weder von Philipp noch seinem Nachfolger zugedacht, sondern lediglich der auf den Flügeln vorbrechenden Reiterei, deren Bestand im macedonischen Heere von bedeutender Stärke gewesen sein muß. Schon beim Tode Philipps betrug sie nicht unter dreitausend Mann; allein zweitausend davon kämpften bei Chaironeia.

Um diese Streitkräfte kriegstüchtig zu machen, unterließ ihr Schöpfer weder Anstrengungen noch Geldopfer: überall her wurden Exerziermeister berufen, um in großen Standlagern die Mannschaften auszubilden; weite Feldmärsche und Manöver im Sommer sollten auf die Anstrengungen der

Feldzüge gehörig vorbereiten; durch Anlegung großartiger Geſtüte wurde der Bedarf an Pferden für die Reiterei gedeckt, außerdem alle neu erfundenen Kriegs- und Belagerungsmaſchinen in ſtattlichen Mengen angeſchafft.

Die Früchte ſeiner Arbeit genoß Philipp ſchon ſelbſt, indem er die barbariſchen Nachbarvölker zu Boden warf und zinspflichtig machte, dann aber den durch allmähliche Eroberungen und Machterweiterungen auf Koſten der Griechen längſt vorbereiteten Schlag gegen dieſe führen konnte. Noch mehr aber ſein Sohn Alexander, dem er zwar einen leeren Staatsſchatz, aber ein mit allen Kriegsbedürfniſſen reichlich verſehenes, wohl geſchultes Heer hinterließ, an deſſen Spitze der jugendliche Held im unaufhaltſamen Siegeslaufe Aſien bis zum Indus durcheilte. Dazu genügte ihm ſchon eine Hälfte der macedoniſchen Streitmacht; die andere blieb in Europa zurück, um ihm für alle Fälle den Beſitz ſeines Erbreichs zu ſichern. Als Verſtärkung traten zur Feldarmee die Aufgebote der griechiſchen Staaten, zu deren Bundesfeldherrn gegen Perſien ſich Philipp nach der Schlacht bei Chaironeia hatte ernennen laſſen, die der Theſſalier, Paionier und Thraker, ſowie fünftauſend Söldner, ſo daß das ganze Heer beim Übergange nach Aſien etwa dreißigtauſend Mann Fußvolk und viertauſend Reiter zählte.

Eine Geſchichte des nun folgenden Feldzuges zu geben würde hier zu weit führen. Es iſt zur Genüge bekannt, wie der jugendliche Held, ſein eigenes Leben gering achtend, an der Spitze ſeiner Kerntruppe, der Reiterei, ſeitwärts gedeckt von der Phalanx, mit zerſchmetterndem Stoße die perſiſchen an Zahl weit überlegenen Heeresmaſſen durchbrach und wie er nachdrücklicher als bisher den Sieg bis zur völligen Auflöſung und Vernichtung des Gegners verfolgte, nach der Schlacht bei Arbela ſogar durch einen Gewaltritt bis Mitternacht. Dabei waren ſeine eigenen Verluſte un-

verhältnismäßig gering. Weit mehr Opfer forderten sicherlich der Marsch durch unwirtliche Gegenden und die Krankheiten, von welchen die Soldaten befallen wurden. Andere nicht unbedeutende Abgänge vom Hauptheere bildeten die Besatzungen, welche zur Behauptung der wichtigsten festen Plätze oder zur Sicherung der Etappenstraße nach Europa in die eroberten Städte gelegt wurden. Den erforderlichen Ersatz lieferten anfangs Macedonien und Griechenland, doch konnte bei weiterem Vorrücken in Asien dieser Nachschub nicht mehr genügen. Deshalb wurden soviel wie möglich Söldnerscharen angeworben, bei denen Sehnsucht nach der Heimat und der Wunsch zu geordneter Lebensweise zurückzukehren nicht zu befürchten war, demnach auch kein des Anführers Pläne durchkreuzender Widerstand. Auch die Bewohner eroberter Gebiete, deren Anhänglichkeit an ihren bisherigen Herrn ohnehin nicht unerschütterlich fest gewesen war, verpflichtete er zur Heeresfolge, wie er auch früh darauf bedacht war, die heranwachsende Jugend des besiegten Reiches für seinen Dienst heranzuziehen. Schon im Jahre 331 wurde von ihm der Anfang damit gemacht. Dreißigtausend persische Knaben wurden ausgewählt und erhielten Unterricht im Griechischen, um dereinst dem macedonischen Heere einverleibt zu werden. Namentlich wurden auch die Soldatenkinder aus Mischehen zwischen Europäern und Asiatinnen zur späteren Ergänzung für die Armee bestimmt. Gleich ihren Müttern erhielten die Knaben Sold und waren zum Besuche der Feldschule unter griechischen Lehrern verpflichtet.

Bald verzichtete Alexander darauf, weitere Hilfstruppen von den hellenischen Staaten zu verlangen, auch aus seinem Vaterlande bezog er keinen Nachschub mehr, so daß von den Macedoniern, mit denen er über den Hellespont gezogen war, schließlich nur noch ein geringer Rest vorhanden war, lediglich gehalten durch den reichen Sold und die großartigen

Geſchenke, durch welche der König ihre Ergebenheit zu belohnen und ſie an ſeine Perſon zu feſſeln wußte. Aus den bei ihm gebliebenen Hypaſpiſten errichtete er eine Garde mit ſilberüberzogenen Schilden, die Argyraſpides (Silberſchildner), erſparte aber zugleich den alten Kampfgenoſſen die Kränkung nicht, daß er auch Aſiaten in ſeine unmittelbare Nähe als Leibwachen zu ziehen anfing und ſogar kurz vor ſeinem Tode den Gedanken faßte nur in den vier erſten Gliedern die Phalanx aus Macedoniern zu bilden, die zwölf übrigen aus Perſern. Unzufriedenheit äußerte ſich daher nicht nur bei den Generalen, auch bei den Soldaten in mehr oder weniger ſcharfen und gehäſſigen Urteilen über den König. Zur Abſchreckung wurden die Mißvergnügten entweder hingerichtet oder zu Strafkompagnien vereinigt, die vom übrigen Heere abgeſondert, wie es ſcheint, nicht der Ehre gewürdigt wurden vor dem Feinde Verwendung zu finden, wohl meiſt zum Beſatzungsdienſte befehligt und vermutlich auch bei den Schenkungen ausgeſchloſſen wurden. Gewiß die härteſte Strafe für die habgierigen Soldaten! Denn Alexander belohnte königlich, nachdem ihm die unermeßlichen Schätze der perſiſchen Herrſcherſitze zugefallen waren. Nicht nur wurden hervorragende Leiſtungen einzelner durch hohe Belohnungen und goldene Kränze ausgezeichnet, auch das Heer erhielt Mann für Mann reiche Geſchenke, deren für jene Zeit hoher Betrag, bis zu ſechs Minen (etwa 450 Mark), deutlich das Beſtreben des Königs zeigte die Genoſſen ſeiner Kämpfe und Gefahren dauernd an ſich zu feſſeln. Die zehntauſend entlaſſenen Veteranen erhielten ſogar nach dem Berichte Arrians bei ihrer Rückkehr in die Heimat von ihm jeder ein Talent, andere durch Verwundungen kampfunfähige Krieger ſiedelte er öfter in eroberten Städten an. Auch ſonſt zeigte er ſich um das Wohlbefinden der Seinen im Felde bemüht. Der Verpflegung wandte er unausgeſetzt ſeine Aufmerkſamkeit zu, ebenſo waren für das

Obdach der Soldaten lederne Zelte vorhanden, deren Decken mit Nägeln am Boden befeſtigt wurden. Solche Fürſorge iſt um ſo höher anzuſchlagen, als durch den Transport des Zeltmaterials eine bedeutende Menge von Wagen erforderlich wurde, deren langſames Fortrücken in unwegſamen Gegenden die Beweglichkeit des Heeres ſehr beeinträchtigte, und als ohnehin ein anſehnlicher Geſchütz- und Belagerungspark auf allen Zügen mitgeführt wurde. Die Wurfmaſchinen verwandte Alexander übrigens bereits nicht bloß gegen Städte, ſondern aus gedeckter Stellung auch im Felde. Es wird wenigſtens berichtet, daß er die Skythen jenſeits des Tanais mittelſt einer Strandbatterie erfolgreich beſchoſſen und zum Zurückgehen genötigt habe.

Auf Flußübergänge war bis dahin die Kriegswiſſenſchaft nur ungenügend eingerichtet, da in Griechenland wenig bedeutende Ströme zu überſchreiten waren. Das macedoniſche Heer half ſich, wenn Waſſerläufe von größerer Tiefe den Weg ſperrten, meiſt damit, daß zuſammengenähte Zelthäute mit Heu ausgeſtopft wurden und auf der dadurch gewonnenen Unterlage eine Brücke gebaut wurde. Erſt im ſpäteren Verlaufe des Feldzuges benutzte man auch Schiffbrücken; ein regelmäßiger Pontonpark ſcheint aber auch von da an nicht dauernd dem Heere gefolgt zu ſein.

Ebenſowenig brauchte Alexander die Elefanten für die Schlacht, obwohl er große Mengen derſelben erbeutet und ihre Verwendung und Furchtbarkeit im Kampfe kennen gelernt hatte. Möglich, daß er bereits erfahren hatte, wie unzuverläſſig ihre Hilfe war, wie ſie verwundet oder ſcheu Freund und Feind ohne Unterſchied niedertraten, und daß er deshalb in ſeiner und ſeines Heeres Tüchtigkeit eine beſſere Bürgſchaft für den Erfolg erblickte als im unvernünftigen Wüten jener Tierkoloſſe. Nur als Erinnerung an ſeine Siege oder als Paradeſtücke führte er ſie in ſeinen

letzten Lebensjahren mit ſich, als eine weitere Belebung des abwechslungsvollen Bildes, welches der immer mehr anſchwellende Heereszug darbot.

Um unter ſolchen Völkermaſſen einigermaßen geordnete Zuſtände in Verwaltung und Verpflegung zu ſchaffen, machte ſich ein ausgedehntes Beamtenperſonal aller Art für die Kriegskaſſe und die Auszahlung des Soldes, für den Verkauf der Beute, Führung der Soldatenliſten u. a. notwendig. Vor allem zahlreich aber war die Umgebung des Königs. Hofgeſchichtsſchreiber beſorgten die Tagebücher des Königs und ſetzten die amtlichen Schlachtberichte auf, Dichter hatten dieſe in poetiſcher Darſtellung auszuſchmücken und zu verklären, Bildhauer formten die Standbilder der gefallenen Edlen zum dauernden Gedächtnis, Geheimſchreiber beſorgten den Briefwechſel mit fremden Fürſten und unterworfenen Staaten, Kammerherren führten auswärtige Geſandtſchaften beim König ein, und Leibärzten war die Sorge um ſein und ſeiner Umgebung körperliches Wohl anvertraut, wie dem durch die glückliche Heilung Alexanders in Tarſos berühmten Philippos oder dem durch ſein unglückliches Ende bekannten Glaukias, der ſeine angeblichen Mißgriffe in der Behandlung Hephäſtions am Kreuze büßen mußte. Auch war für die nach allgemeiner griechiſcher Sitte im Felde ſtattfindenden Opfer die nötige Prieſterſchaft vorhanden, obgleich der Brauſekopf Alexander nicht immer geneigt war ihren Beſcheiden vom Willen der Gottheit einen beſtimmenden Einfluß auf ſeine Entſchließungen einzuräumen. Eher verſtand er ſich noch dazu, nach erfolgter glücklicher Entſcheidung ſeiner Dankbarkeit gegen die Himmliſchen Ausdruck zu geben, ſo namentlich gegen den von ihm adoptierten Vater Ammon, der durch ſeinen Orakelſpruch bekanntlich den erſten Keim zu dem im Eroberer immer feſter wurzelnden, durch die orientaliſche Unterwürfigkeit genährten Größenwahnſinn gelegt hatte, vor deſſen vollſtändigem Ausbruche

seine Freunde und Unterthanen nur durch den frühen Tod des Helden bewahrt wurden.

In den Kriegen, welche die Nachfolger Alexanders, die Diadochen, jahrzehntelang in Asien und Europa unter einander führten, behielt man zunächst die bewährte Kampfweise der macedonischen Könige möglichst bei. Da jedoch nun auf beiden Seiten gleich gut geübte und feldtüchtige Soldaten sich gegenüber standen, so mußte man darauf sinnen, durch anderweitige Mittel sich das Übergewicht über den Gegner zu sichern. Riesenheere, wie sie bis dahin noch nie von Griechen aufgestellt worden waren, wurden geschaffen — bei Ipsos betrugen beide Heere zusammen über hundertundfünfzigtausend Mann —, immer gewaltiger wurden die Schiffsbauten, immer mächtiger die Maschinen zur Bezwingung feindlicher Festungen. Nunmehr fanden auch die Kampfmittel des Orients, die Sichelwagen und Elefanten ausgedehnte Verwendung. Die plumpen Dickhäuter erscheinen selbst auf europäischen Feldzügen, sogar in der Peloponnes bei der Belagerung von Megalopolis, konnten aber dort nicht viel ausrichten, da ein ehemaliger Soldat Alexanders zur Anlage von Fallgruben mit Eggen auf dem Boden riet, in denen viele der Tiere ihren Tod fanden oder schwere Wunden davontrugen. Noch origineller war das Auskunftsmittel der Megareer, die ihnen pechbestrichene, brennende Schweine entgegengetrieben haben sollen. In der Schlacht wurden die mächtigen Tiere in größeren Abständen von einander aufgestellt und die Lücken durch Leichtbewaffnete ausgefüllt. Im Kampfe zwischen Antiochus von Syrien und Ptolemäus von Ägypten wurden die Elefanten sogar gegen einander gehetzt, während die Insassen der Türme auf ihrem Rücken einander mit den langen macedonischen Sarissen angriffen. Bei dieser Gelegenheit wurde übrigens die Wahrnehmung gemacht, daß die libyschen Elefanten weder den Geruch noch die Stimme der indischen

aushalten konnten und nicht dazu zu bringen waren, jenen ſtandzuhalten. Daß man überhaupt dieſen Tieren ſo großen Wert beimaß, kann nur als Verirrung bezeichnet werden. Man überließ dadurch mehr als je die Entſcheidung der Schlachten dem Walten des Zufalls, nicht der Tapferkeit und der Feldherrnkunſt. Die Aufſtellung zur Schlacht verlor an Planmäßigkeit, weil das Ineinandergreifen der einzelnen Truppenteile nicht mehr ſo leicht durchführbar war als in den Alexanderſchlachten. So verlernte man mehr und mehr die großartigen Gedanken jenes Meiſters zu erfaſſen und ſich zu eigen zu machen. Statt deſſen verfiel man auf eine Menge taktiſcher Spielereien, die in ihren Einzelheiten ſehr verwickelt und ſchwierig waren, daher höchſtens auf dem Exerzierplatze klappten, im Ernſtfalle aber ſich nicht bewährten und darum wertlos waren. Selbſt die macedoniſche Phalanx büßte unter unfähigen Heerführern in der Folgezeit ihre Bedeutung ein, wie namentlich die Kämpfe mit den Römern bewieſen, die trotz ihrer anfänglichen Furcht vor der undurchdringlich ſcheinenden Speermaſſe dieſe ſchließlich durchbrachen und zertrümmerten.

Auch in Griechenland ſelbſt verfiel das Kriegsweſen immer mehr. Zu nachhaltig war durch die Einführung von Söldnerheeren die Wehrhaftigkeit der Bürgeraufgebote geſchwächt worden, als daß ein Wiederaufleben der früheren Tüchtigkeit möglich geweſen wäre. Selbſt großartig angelegte Feldherrntalente, wie der Arkadier Philopoimen vermochten nicht auf die Dauer den Verfall aufzuhalten und aus den entarteten Zeitgenoſſen eine Kriegsmacht zu ſchaffen, die befähigt geweſen wäre ihren Unabhängigkeitskampf gegen Rom ſiegreich zu beſtehen.

VI.

Griechisches Geschützwesen.

Seit dem vierten Jahrhundert vor Chriſtus gehörte zur Ausrüſtung eines Heeres auch eine Anzahl Geſchütze, Wurfmaſchinen für Pfeile oder Steine, die Katapelten (Fig. 37 und 38). Zuerſt unter den Griechen ſoll ſie Dionyſios der Ältere von Syrakus haben bauen laſſen, als er ums Jahr 400 großartige Rüſtungen gegen Karthago betrieb. Ob indes ihm oder den in ſeinem Dienſte thätigen Technikern das Verdienſt der Erfindung gebührt, iſt bezweifelt worden. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß Phönizier oder Karthager zuerſt auf den Gedanken gekommen ſind, ein Kriegswerkzeug zu ſchaffen, das in ſeinen Leiſtungen die Menſchenkraft weit zu überbieten befähigt war, und daß von Karthago aus der ſiciliſche Tyrann von der neuen Waffe Kunde erhielt. Bald bemächtigte man ſich auch im Oſten des wirkſamen Kampfmittels, ſo namentlich Philipp von Macedonien bei ſeinen zahlreichen Belagerungen. Zu ſolchem Zwecke waren die Geſchütze des Altertumes auch im weſentlichen beſtimmt, ſeltener zum Gebrauch im Gefechte, und dann nur in einer gedeckten Stellung hinter Feldſchanzen oder am Ufer eines Fluſſes als Strandbatterie. Nur einmal ſind ſie vor der Front aufgeſtellt worden, von

Machanidas in der Schlacht bei Mantineia gegen Philopoimen, mit welchem Erfolge, wird nicht berichtet.

In ihrer Geſtalt laſſen ſie ſich am beſten mit großen Armbrüſten vergleichen. Nur beſtand der Bügel nicht wie bei dieſen aus einem Stücke, ſondern aus zwei getrennt von einander befeſtigten Armen. Als Triebkraft brauchte

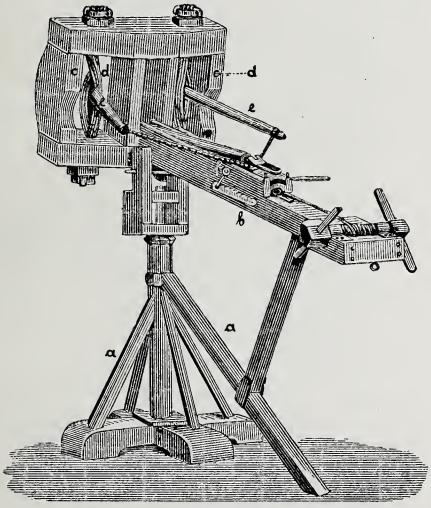


Fig. 37. Horizontalgeſchütz (Euthytonon).

man die Torſionselaſticität, welche dadurch erzielt wird, daß man mehrere an ihren Endpunkten dicht neben einander befeſtigte Schnuren oder Stricke mittelſt eines dazwiſchen geſteckten Pflockes zuſammendreht.*) Im Altertum be-

*) Die Spannvorrichtung am Rahmen der Zimmermannsſäge mit dem kräftig zurückſchnellenden Bolzen in der Mitte des gedrehten Stranges veranſchaulicht im kleinen jene Kraft am deutlichſten.

nutzte man zu diesem Zwecke zwei aus langen, ölreichen Frauenhaaren oder auch aus Tiersehnen geflochtene starke Taue, die Spannerven genannt (d)*), welche oberhalb und unterhalb des Spannkastens (c) mittelst eiserner, auf einer viereckigen Unterlage, dem Spannkopfe, ruhender Bolzen befestigt wurden, nachdem sie durch die sogenannte Spannleiter bis zu zwei Drittel der ursprünglichen Dicke straff ausgereckt und eingezogen worden waren. Die zwischen den Enden der Bogenarme (e) befestigte Sehne (e') bestand gleichfalls aus geflochtenem Haare und wurde auf dem verschiebbaren Läufer (f) im Schlosse befestigt, beim Spannen zugleich mit diesem durch Kurbeln auf der Geschoßbahn (b) zurückgezogen und mittelst eines hebelartigen Abzuges abgedrückt.

Nach der Lage der Geschoßbahn unterschied man Horizontalgeschütze, Euthytona, (Fig. 37), welche geradeaus oder mit nur geringer Erhebung, und Winkelgeschütze, Palintona, (Fig. 38), welche unter einem Winkel von 45^0 schossen. Erstere schleuderten Pfeile, letztere große bis fünfundsiebzig Kilogramm schwere Steine, Eisenkugeln, wohl auch gespitzte Balken. Das Kaliber wurde durch die Länge des Pfeiles und die Schwere des geworfenen Steines bezeichnet. Außer in dem Gewicht des Geschosses bestand namentlich in der Bauart des Gestelles zwischen beiden Formen der wesentlichste Unterschied. Das leichte Geschütz, die Euthytona, für die man vor jedem Schusse das Ziel suchte, ruhte mit drehbarem Gestelle (Fig. 37: a) auf einem Pfeiler, das schwere, die Palintona, welche ihre zerstörende Thätigkeit namentlich gegen die Befestigungen richteten und da-

*) Die Buchstaben beziehen sich auf beide Figuren. Letztere (aus Müllers Handbuch der klass. Altertumswissenschaft Bd. IV) sind moderne Rekonstruktionen. Die aus dem Altertume erhaltenen Darstellungen beschränken sich auf Andeutung der den Feinden zugewandten Aufsenseite und geben gerade über die wichtigsten Fragen, die Einzelheiten der Schufsvorrichtung, keinen Aufschluss.

her nicht vor jedem Wurfe nach einer anderen Richtung geſtellt zu werden brauchten, auf einem vierſäuligen, unbeweglichen Balkengerüſte von bedeutender Stärke (Fig. 38: a).

Wie weit und mit welcher Kraft die Geſchoſſe geſchleudert worden ſind, läßt ſich aus den zerſtreuten Angaben der Alten nur ſehr unvollkommen und höchſtens annähernd er-

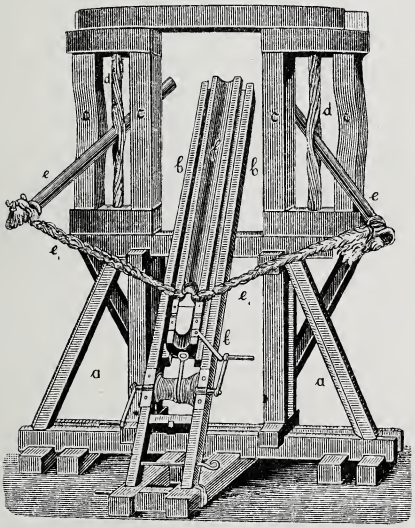


Fig. 38. Winkelgeſchütz (Palintonon).

mitteln. Die Wurfweite des leichten Geſchützes ſcheint reichlich 400 Meter betragen zu haben und auch die Wucht des Pfeiles nicht unbedeutend geweſen zu ſein. Alexander dem Großen wurde bei Gaza nach dem Berichte Arrians durch einen Katapeltenpfeil Schild und Panzer durchbohrt, außerdem eine nicht unbedeutende Wunde zugefügt; ein Skythe

wurde jenseits eines breiten Stromes trotz seiner Rüstung tödlich getroffen, und als Beweis für die übermenschliche Körperkraft des indischen Königs Porus wird angeführt, daß er die Wurfspieße beinahe ebenso wuchtig geschleudert habe, als die Katapelten die Pfeile. Noch furchtbarer muß die Wirkung der schweren Palintona gewesen sein, wenn sie zum Breschescheißen oder zur Zerstörung feindlicher Mauertürme in Thätigkeit traten. Freilich glichen sie in ihrer Größe fast kleinen Gebäuden, waren schwierig zu transportieren, kostspielig herzustellen und darum auch nur in verhältnismäßig geringer Anzahl vorhanden. Auch konnten sie nur in längeren Zwischenräumen ihre Schüsse abgeben, obgleich ihre Bedienungsmannschaften zahlreicher waren als die der Euthytona und mit Hilfsmaschinen arbeiteten. Daß diese Leute, welche, gleich unserer Artillerie, eine besondere Truppe bildeten, technisch geschult waren, ist deshalb anzunehmen, weil die größeren Geschütze sicher für den Transport auseinandergenommen wurden und jedesmal vor dem Gebrauche von neuem zusammenzusetzen und zu spannen waren. Dabei wurde sehr genau und peinlich verfahren: beide Spannervenpaare mußten so gleichmäßig eingezogen werden, daß sie wie die Saiten musikalischer Instrumente denselben Ton ergaben; auch die Arme mußten gleich lang einander genau gegenüberliegen, weil jede Abweichung die Treffsicherheit geschädigt hätte.

Im Frieden lagerten die Geschützteile in den Arsenalen. Welch bedeutende Vorräte davon bei den kriegführenden Völkern vorhanden waren, ist vielfach bezeugt. Im Jahre 149 v. Chr., unmittelbar vor dem dritten punischen Kriege, lieferten die Karthager, um den Kampf mit den Römern abzuwenden, ihnen gegen zweitausend Katapelten aus. Diese Zahl mag im Hinblick auf die heutigen Verhältnisse auffallend hoch erscheinen, indes ist zu berücksichtigen, daß man zur Ausrüstung der Flotten vieler Geschütze bedurfte

und daß dieſelben leichter der Abnutzung und den Einflüſſen der Witterung ausgeſetzt waren als die Gußſtahlkanonen der Gegenwart.

Jene Unvollkommenheiten wurden übrigens ſchon im Altertum wohl empfunden. Die alexandriniſchen Mechaniker, welche zuerſt die Lehre vom Bau der Wurfmaſchinen wiſſenſchaftlich begründet und für die zweckmäßigſten Größenverhältniſſe zwiſchen den einzelnen Beſtandteilen und dem Geſchoſſe die mathematiſchen Formeln berechnet haben, ſtellten vielfache Verſuche an, um die fühlbar gewordenen Mängel abzuſtellen. In erſter Linie ſuchte man für die Spannerven, welche bei ſtarkem Feuchtigkeitsgehalte der Luft ihren Dienſt verſagten oder nur unvollkommen verrichteten, nach einem geeigneten Erſatze. Einen ſolchen glaubte man in der Federkraft des Stahles oder auch in dem Widerſtande ſtark zuſammengepreßter Luft gefunden zu haben. Eine lebensfähige Neuerung wurde indes, wie es ſcheint, durch jene Verſuche nicht geſchaffen, da weder Griechen noch Römer von der bisherigen Herſtellungsweiſe abwichen. Ebenſowenig fand das Magazingeſchütz Verbreitung, welches Dionyſios von Alexandreia für die Rhodier erbaute, eine Art Katapelte mit einem über der Läuferbahn befindlichen, trichterförmig zulaufenden Pfeilbehälter, aus deſſen unterer Mündung durch eine zur Aufnahme des Geſchoſſes tief geriefte Welle nach jedem Schuſſe ein neuer Pfeil auf die Geſchoßbahn befördert wurde, während man inzwiſchen mittelſt einer ſinnreich konſtruierten Kurbel die Sehne von neuem ſchnell ſpannte.

Außer den Euthytona und Palintona waren auch große Armbrüſte mit elaſtiſchem Bügel in Gebrauch, die „Bauchſpanner“, in welchen wir vielleicht die Urform erblicken können, von welcher die Geſchützbaukunſt ausgegangen iſt.

VII.

Festungen und Belagerungswesen.

Ebenſo uralt wie der Städtebau iſt auch das Beſtreben der Menschen ihren Wohnſitz, ihre mit Mühe und Koſten erbauten Behauſungen vor feindlichen Angriffen nach Kräften zu ſchützen. Im Orient wie in Griechenland begegnen wir Bauten, die Zeugnis davon ablegen, mit welchem Aufgebote von Menſchenkraft ſich namentlich die Herrſcher ihre Burgen befeſtigen. Wahrhaft unglaublich klingen die Berichte Herodots über die Feſtungswerke Babylons, ein Quadrat von zwölf geographiſchen Meilen Umfang, mit Mauern von zweihundert Fuß Höhe und fünfzig Fuß Breite, wenn wir nicht wüßten, daß der treuherzige Geſchichtſchreiber das, was er geſehen, mit großer Gewiſſenhaftigkeit erzählt hat, und wir nicht an andern Rieſenbauten des Altertums, den Pyramiden Ägyptens und den kyklopiſchen Mauern von Tiryns und Mykenai in Griechenland, noch heutzutage uns überzeugen könnten, über welche Mengen von Arbeitern die Herrſcher in vorhiſtoriſcher Zeit verfügten. Namentlich die Burg (Akropolis) auf einer Anhöhe befeſtigten ſie noch ſtärker als den Ort zu deren Füßen, um im Falle feindlichen Angriffs einen letzten Rückhalt zu beſitzen oder unter Umſtänden ſich gegen ihre eigenen Unterthanen ſchützen zu können.

Jene älteſten Reſte griechiſchen Mauerbaues beſtehen aus mächtigen Felsſtücken, die urſprünglich unbehauen

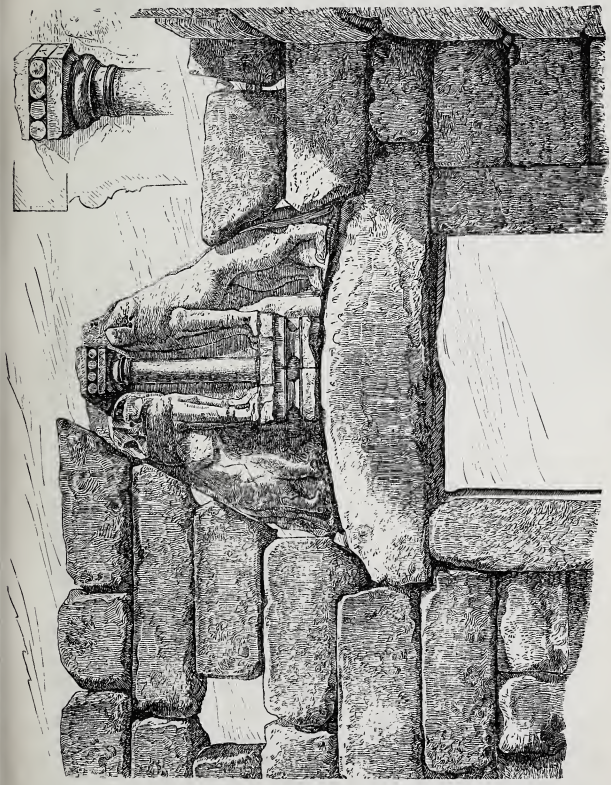


Fig. 39. Löwenthor von Mykenai.

blieben, und aus kleineren Steinen, mit welchen man die Lücken ausfüllte, wie in Tiryns, ſpäter aus bearbeiteten

Blöcken mit regelmäßiger Vorderseite, wie am Löwenthor von Mykenai (Fig. 39).

Auch die Befestigungen von Troja mit stattlichen Thoren und hohen Türmen, nach der Sage ein Werk Poseidons und Apollons, erscheinen in der Beschreibung Homers ziemlich stark, so daß ein Sturmangriff wenig Aussicht auf Erfolg haben konnte.

So gewaltigen Bollwerken gegenüber erwies sich in den ältesten Zeiten die Belagerungskunst ziemlich machtlos. Nur ausnahmsweise mochte es gelingen, unter der Deckung des Schildes gegen Steinwürfe von oben herab, durch gewaltsames Erbrechen der Thore oder durch Übersteigen der Mauern auf Leitern zum Ziele zu gelangen, wie es in alten Darstellungen abgebildet ist (Fig. 40 u. 41). Für eine regelrechte Einschließung aber, bei welcher der feindliche Platz von allen Verbindungen abgeschnitten und schließlich durch Hungersnot zur Ergebung gezwungen worden wäre, verfügte der Angreifer nicht immer über die erforderliche Anzahl von Kriegern. Daher sehen wir auch in den ältesten Beschreibungen von Belagerungen, der von Troja und der Feste auf dem Schilde des Achilleus, die Gegner nicht ringsherum sondern nur der Stadt gegenüber gelagert. Die Troer bebauen ungestört ihre Äcker auf der den Griechen abgewandten Seite von Ilion und verstärken sich ungehindert durch Zuzug von Bundesgenossen aus dem Hinterlande. Nur durch List gelingt es endlich den Achaiern, nach beinahe zehnjähriger Belagerung und schweren Kämpfen die verhaßte Stadt zum Fall zu bringen. Auch aus den Berichten über die Eroberung der gewaltigen Königssitze Asiens geht hervor, daß weit weniger oft gewaltsamer Angriff zum Siege führte, als Trug und Verrat. Ebenso waren die Lacedämonier lange Zeit nicht im stande die Burgen der Messenier, deren letzte Zufluchtsstätten, zu bezwingen. Erst als die zusammengeschmolzene Besatzung von Ithome ihren Abzug bewerkstelligt hatte,

Fig. 40. Belagerungsſcenen. Friesteile des Heroon zu Gjölbaſchi. Zu Seite 90.

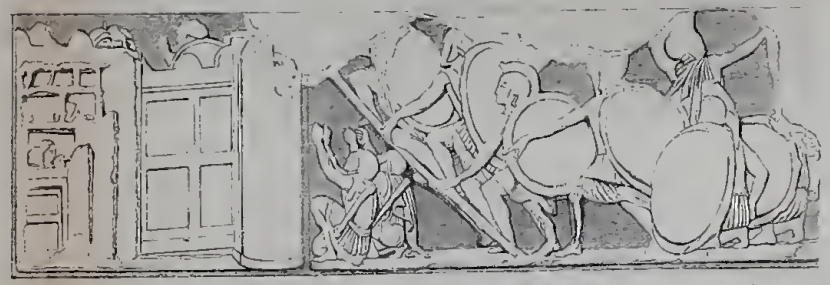


Fig. 41. Erſtürmung der feindlichen Stadt. Vom Nereïdendenkmal in Xanthos. Zu Seite 90.

konnten ſich die Belagerer in den Beſitz des Bollwerkes ſetzen; die Felſenburg Eira erſtürmten ſie erſt, als der Befehlshaber in derſelben, Ariſtomenes, infolge einer Verwundung ſeinen nächtlichen Rundgang bei den Wachen nicht abhalten konnte und dieſe in regneriſcher Nacht ihren Poſten pflichtvergeſſen verlaſſen hatten.

Überhaupt waren die Spartaner im Feſtungskampfe wenig geſchickt, wie ſie auch ſelbſt im Vertrauen auf die hohen Gebirgswälle an den Grenzen ihre Stadt ohne Verteidigungswerke gelaſſen hatten. Daß ſie aber den Wert eines feſten Platzes wohl zu ſchätzen wußten, beweiſt ihr Widerſpruch gegen das Vorhaben der Athener, als dieſe nach dem Abzuge der Perſer ihre Stadt und ihre Häfen durch Ringmauern vor einer Wiederholung der durch Xerxes erlittenen Verwüſtung zu ſchützen unternahmen. Bekanntlich gelang es dem gewandten Themiſtokles, die eiferſüchtigen Nebenbuhler zu überliſten und die Vollendung des begonnenen Werkes zu ermöglichen, durch welches ſowohl Athen in einem Umkreiſe von etwa elf Kilometern als auch ſeine Hafenſtädte gegen einen feindlichen Angriff ausreichend geſichert wurden. Einen großartigen Abſchluß erhielten dieſe Befeſtigungen durch Perikles, der drei lange Mauern von der Stadt bis zum Meere aufführen ließ und es ſo einem Gegner unmöglich machte, die Verbindung zwiſchen beiden zu unterbrechen.

Wie maſſig dieſe Bauten waren, beweiſt die Angabe, daß auf den Mauern des Peiraieus zwei Wagen neben einander fahren konnten. Auch ihre Höhe muß ſehr beträchtlich geweſen ſein, denn bis auf Sulla wurde nie von einem Feinde ein Sturmangriff auf die Befeſtigungen Athens und ſeiner Häfen gewagt.

Gleich gewaltig waren die Profile der Feſtungsanlagen bei den übrigen Städten Griechenlands, da man

namentlich das Augenmerk darauf richtete, vor dem Gegner den Vorteil einer erhöhten Stellung voraus zu haben. Deshalb waren in die Mauern, einen Pfeilschuß von einander entfernt, noch mehrstöckige Türme eingebaut, häufig über oder zu beiden Seiten der Thore. Auf dem Wallgange zwischen ihnen waren die Verteidiger durch Zinnen geschützt und

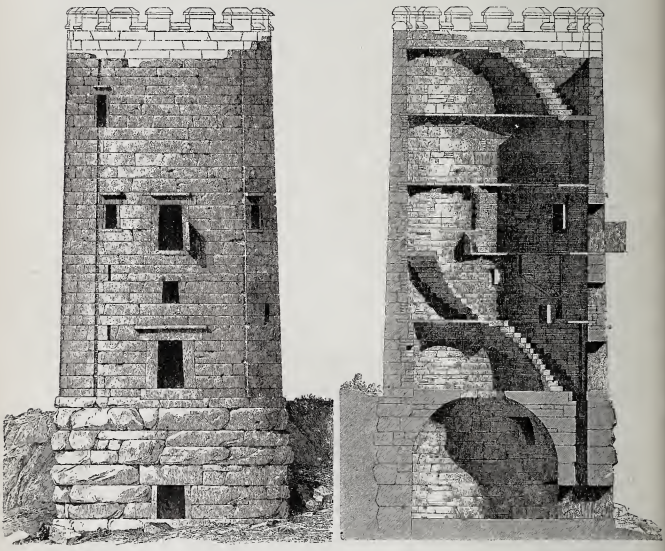


Fig. 42. Wachtturm zu Andros.

Treppen führten von hier hinab nach der Stadt. Gräben rings um die Befestigungen scheinen jedoch nur ausnahmsweise angelegt worden zu sein, da man meist mit Steinen baute und deshalb keine Erde zum Auffchütten auszuschachten brauchte.

Festungsbauten zu rein militärischen Zwecken kannten

die Griechen nicht; höchſtens hatte man an den Grenzen kleine Forts als Beobachtungspoſten angelegt, wie Phyle in Attika, oder an beſonders wichtigen Punkten Wachttürme errichtet (Fig. 42), in welche bei unvermuteten Raubeinfällen die Umwohnenden ſich und ihre Habe flüchteten, und von denen aus verdächtige Wahrnehmungen nach der Hauptſtadt, dem Mittelpunkte der Landesverteidigung, gemeldet wurden. Nur in vereinzelten Fällen erlag auch dieſe der Berennung der Feinde und meiſt nur dann, wenn ſie von ſo geringem Umfange war, daß eine vollſtändige Abſperrung durchgeführt werden konnte. Dann ſuchte man zunächſt womöglich das Quellwaſſer den Belagerten abzuſchneiden, führte mächtige Dämme bis zur Höhe der feindlichen Werke auf, um durch Pfeilſchüſſe oder Lanzenwürfe die Verteidiger von ihren Poſten zu vertreiben und ſchließlich an einer ungeſchützten Stelle auf Leitern emporzuklimmen. Häufig grub man auch Minengänge, um unbemerkt in den angegriffenen Platz zu gelangen, oder auch nur, um den Zuſammenſturz der Mauern zu bewirken. War man bis unter dieſe gelangt, ſo zündete man die Zimmerung der Stollen an. Dadurch nahm man dem Erdreiche darüber den Halt, ſo daß es dem Drucke der Mauern nachgab. Dieſe ſtürzten nach, und ſo entſtand eine Breſche, durch welche der Belagerer eindrang.

Die Bewohner der eingeſchloſſenen Stadt ließen inzwiſchen auch ihrerſeits kein Mittel unverſucht. Lange unterirdiſche Gänge, dem Gegner unbekannt, vermittelten nicht ſelten den Verkehr mit der Außenwelt und ermöglichten die Herbeiſchaffung von Lebensmitteln und Waſſer. Hatte man die Richtung der feindlichen Minengänge erkundet, ſo trieb man Gegenminen, in welchen man beim Herannahen des Gegners Weſpenſchwärme losließ oder Stoffe verbrannte, welche erſtickenden Qualm entwickelten. War der Belagerer unaufmerkſam oder erſchöpft, ſo ſuchte man ihn

durch Ausfälle zu schädigen und die von ihm aufgeführten Angriffswerke zu zerstören.

Eine ganz neue Gestalt erhielt der Festungskrieg durch die Einführung der Belagerungsmaschinen, welche zuerst Perikles bei der Belagerung von Samos durch Artemon von Klazomenai anfertigen ließ und in Anwendung brachte. Bei jener Gelegenheit sollen namentlich der sogenannte Widder (Fig. 43) und die Schildkröten erfunden worden sein. Ersterer war ein Mauerbrecher aus einem oder mehreren aneinander gefügten eisenbeschlagenen Balken, der an Ketten oder Tauen in der Schwebe hing und durch eine größere Anzahl Leute in Bewegung gesetzt wurde, um durch die Stöße seiner festen Eisenspitze die feindlichen Bollwerke zu erschüttern. Vermutlich um dieselbe Zeit oder nicht lange nachher kam auch der Mauerbohrer auf, mit dem man eine Menge tiefer Löcher in die Mauern grub. Dann wurden die Öffnungen mit Holz ausgefüllt und dieses angebrannt, was den Einsturz des Gesteins herbeiführte.

Fig. 43. Widderschildkröte.

Zur Deckung bei allen diesen Arbeiten dienten die sogenannten Schildkröten (Fig. 43), Schutzdächer aus starkem Gebälk, welche auf Rädern gingen und gegen den belagerten Ort vorgeschoben wurden. Man unterschied besonders zwei Arten: Breschschildkröten, unter denen Widder und Mauerbohrer in Thätigkeit waren, und Schüttschildkröten, welche die zum Ausfüllen des Grabens vorgesandten Mannschaften zu decken bestimmt waren.

Seitdem wurden diese Belagerungsmaschinen, wie früher die Leitern, regelmäßig von einem ins Feld ziehenden

Heere mitgeführt, ebenſo wie die zu ihrer Herſtellung notwendigen Zimmerleute und ſonſtigen Handwerker. Sogar die Lacedämonier machten bei der Belagerung von Plataiai ſich die neue Erfindung zu nutze. Nachdem ſie in ſiebzigtägiger ununterbrochener Arbeit einen doppelten Wall gegen die Belagerten und gegen ein von Athen zu erwartendes Entſatzheer aufgeführt hatten und die von den Gegnern ihrem Damme zugefügten Schäden durch Körbe mit geſtampftem Lehm wieder ausgebeſſert hatten, begannen ſie durch Widderſtöße die Stadtmauern zu erſchüttern, aber ohne den gewünſchten Erfolg. Denn die Plataier brachen dem Sturmbocke durch herabgelaſſene Balken die Spitze ab oder ſuchten ihn durch Schlingen emporzuziehen und dadurch den Stoß wirkungslos zu machen. Ebenſowenig glückte es dem Einſchließungsheere, durch ein großes Feuer von außen die Stadt anzuzünden, weil ein ſtarker Regenguß den Brand löſchte. Erſt nach zweijährigen Mühen und Anſtrengungen gelang es, die infolge des Durchbruchs von zweihundertundzwanzig Mann in ihrem Beſtande erheblich geſchwächten Verteidiger zu bezwingen und die Stadt auf Leitern zu erſteigen.

Wenige Jahre nachher bedienten ſich die Thebaner bei ihrem Angriffe auf Delion eines eigentümlichen Mittels, um die feindlichen Werke in Brand zu ſetzen. In nächſter Nähe derſelben ſtellten ſie einen mit brennendem Schwefel und Pech gefüllten Keſſel auf. In dieſen reichte eine eiſenbeſchlagene Röhre hinein, durch welche mittelſt eines Blaſebalges ein ſtarker Luftſtrom in das Feuer getrieben wurde. Die emporſchlagende Flamme ſetzte bald die Holzteile der in Eile aufgeführten Befeſtigungen in Brand, der Aufenthalt auf der Mauer wurde den Verteidigern unerträglich, und die Stadt fiel in die Hände der Belagerer. Doch ſcheint es nicht, daß dieſes Verfahren anderwärts Nachahmung gefunden hat.

Wohl die großartigſte und ausgedehnteſte Belagerung während des peloponneſiſchen Krieges war die von Syrakus, deren Mißglücken ſo verhängnisvoll für Athen werden ſollte. So raſch auch der Anführer Nikias ſeine Maßregeln traf, die Stadt vollſtändig einzuſchließen, ſo gelang ihm doch ſein Vorhaben nur unvollkommen. Denn die Belagerten wußten durch hohe, ſenkrecht gegen die Längenrichtung der Umwallungslinie aufgeführte Dämme, deren Eroberung erſt viel Zeit und Menſchenleben koſtete, die Belagerungsarbeiten ſo zu hindern, daß ſie bei Ankunft des lacedämoniſchen Entſatz heeres noch nicht zum Abſchluß gediehen waren und den Angriffen desſelben erlagen, zumal es auch an den nötigen Mannſchaften fehlte, um die weit ausgedehnten Linien dauernd zu behaupten. Das Unternehmen war daher für die Athener nicht nur erfolglos, ſondern endete auch mit vollſtändiger Vernichtung ihrer unter ſchweren Opfern ausgerüſteten Streitmacht.

Über die Einzelheiten des Beſatzungsdienſtes in den eingeſchloſſenen Städten und die zu wirkſamer Verteidigung derſelben notwendigen Maßregeln belehrt uns ein nicht lange nach dem peloponneſiſchen Kriege entſtandenes Schriftchen, ein Bruchſtück eines größeren Werkes über die Belagerungskunſt, als deſſen Verfaſſer ein gewiſſer Aineias, mit dem Beinamen Taktikos, genannt wird. Er beginnt ſeine Vorſchriften mit der Forderung, bei allgemeiner Bedrängnis der Vaterſtadt alle inneren Zwiſtigkeiten ruhen zu laſſen und auf Erhaltung von Frieden und Ordnung bedacht zu ſein. Deswegen ſollen die Reichen durch Schuldenerlaß und freigebige Schenkungen aus ihren Vorräten die ärmeren Bürger bei guter Stimmung erhalten und zu entſchloſſenem Widerſtande begeiſtern. Dann ſoll eine Art Belagerungszuſtand eingeführt werden, während deſſen der heimliche Beſitz von Waffen, Verſammlungen und Zuſammenrottungen aller Art, Gaſtmähler, außer

den beſonderer Genehmigung unterliegenden Leichen- und Hochzeitsſchmäuſen, unterſagt, das Verhalten von Ausländern, der Thorverkehr und ſogar der Briefwechſel von Privatperſonen genau überwacht werden ſoll. Alle wehrfähigen Einwohner werden, nach Stadtvierteln eingeteilt, unter den Befehl eines Quartiermeiſters geſtellt, welcher ſeine Leute auf freien Plätzen verſammelt und ihre Verwendung zum Wacht-, Runden- und Patrouillendienſte oder als Reſerven anordnet. Zur Unterſcheidung von Freund und Feind wird eine Loſung beſtimmt, meiſt der Name einer Gottheit, wie Artemis, Hermes, Herakles, außerdem eine Nebenloſung, die bei heller Nacht in einem Zeichen, wie Auf- und Abnehmen des Helmes, Bewegung des Speeres u. ſ. w., bei größerer Dunkelheit in einem hörbaren Laute, Pfiff oder Huſten beſteht. Die Ablöſungen beim nächtlichen Wachtdienſte werden nach der Waſſeruhr geordnet und finden zweimal ſtatt.

Iſt der Feind noch im Anmarſche begriffen, ſo werden Vorpoſten bei Nacht oder in der Morgendämmerung, meiſt zu dreien, weit vorgeſchoben. Sie geben durch optiſche Zeichen von jeder auffälligen Wahrnehmung nach der Stadt Nachricht oder eilen, wenn ſie ſelbſt gefährdet ſind, raſch dahin zurück.

Weitere Anweiſungen betreffen den Verſchluß der Thore, welchen der Platzkommandant ſelbſt jeden Abend prüfen ſoll, den Bau von Gegenwiddern, welche den Stößen des feindlichen Mauerbrechers begegnen ſollen, das Wiederaufleſen der tagsüber heruntergeworfenen Steine durch Leute, welche an Seilen herabgelaſſen werden, die Anlegung von Fallgruben hinter den Stadtthoren, von Fallgattern in denſelben u. a. m. Beſonders ausführlich verweilt der Schriftſteller bei den verſchiedenen Mitteln, von der Feſtung aus einen vor den Feinden geheimzuhaltenden Briefwechſel mit Chiffreſchrift zu führen. In einem bei Polybios er-

haltenen Bruchstücke aus einem verlorenen Teile seines Werkes empfiehlt er sogar an Stelle der sonst üblichen, seit den ältesten Zeiten gebrauchten Feuerzeichen eine Art Telegraphie, welche ähnlich wie die Wasseruhren eingerichtet war. An den beiden mit einander korrespondierenden Orten wurden gleich große, durch einen Spund verschließbare Gefäße voll Wasser aufgestellt. Auf letzterem schwamm eine Korkscheibe, durch welche ein Stab gebohrt war. Auf diesem standen in Abständen von einander die verabredeten Worte, wie „Reiter", „Kreter", „Hopliten", „Schiffe". Hatte der Beobachter eine Mitteilung zu machen, so öffnete er das Spundloch und gab dem Empfänger durch ein Fackelzeichen die Weisung ein Gleiches zu thun. Sobald das Wasser so weit gesunken war, daß das zu meldende Wort mit dem Rande des Gefäßes in gleicher Höhe stand, so wurde ein zweites Signal zum Schließen der Abflußöffnung gegeben, und dadurch erhielt z. B. der Empfänger die Nachricht, daß Reiter im Anzuge seien.

So sinnreich diese Erfindung war, so unvollkommen mußte sie sich doch erweisen, weil nur eine Anzahl verabredeter Worte ohne jeden weiteren Zusatz gemeldet werden konnte, für andere Mitteilungen aber die Einrichtung versagte. Deshalb erfanden Kleoxenes und Demokleitos einen alphabetischen Telegraphen, der zwar einer weit späteren Zeit angehört, aber an dieser Stelle kurz beschrieben werden soll.

Man stellte innerhalb einer Verzäunung fünf Tafeln auf, auf deren jede fünf Buchstaben des Alphabets geschrieben wurden, auf die erste A-E, auf die zweite die nächsten fünf, u. s. w. Wollte man mit einer Mitteilung beginnen, so hob man zur Linken soviel Fackeln empor, als nötig waren, um die Tafel zu bezeichnen, auf welcher der Buchstabe zu suchen war. Ein zweites Zeichen zur Rechten gab diesen selbst an. Wollte man z. B. K telegraphieren, den fünften Buchstaben der zweiten Tafel, so hob man zwei Fackeln zur Linken

dann fünf zur Rechten in die Höhe. Der Empfänger zeichnete ſich dann Buchſtaben für Buchſtaben auf und konnte ſo, wenn er und der Abſender die nötige Übung beſaßen, raſch jede beliebige Nachricht in einem vollſtändigen Satze erhalten. Eine Vereinfachung der eben geſchilderten Telegraphie hält Polybios zwar immer noch für wünſchenswert, doch wird nirgends berichtet, ob es ſpäter gelungen iſt, mit weniger Mitteln und geringerem Zeitaufwande auszukommen.

Um ſo eifriger waren ſeit dem vierten Jahrhundert die griechiſchen Techniker in der Erfindung von Bauten und Werkzeugen für den Feſtungskrieg, beſonders als man ſeit Einführung der Geſchütze über viel wirkſamere Mittel zum Angriffe und Schutze befeſtigter Plätze verfügte als zuvor. Namentlich Philipp von Macedonien verfolgte aufmerkſam alle Fortſchritte im Belagerungsweſen und wußte ſie wirkſam zu verwerten. In ſeinem Dienſte ſtand der Theſſalier Polyeidos, unter deſſen Leitung die Berennungen von Perinthos und Byzantion ſtattfanden, nebſt ſeinen Schülern Chaireas und Diades, den Ingenieuren Alexanders des Großen in Aſien.

Da die genannten Städte gleich den Macedoniern weittragende Wurfmaſchinen beſaßen welche den ganzen Raum vor den Mauern mit ihren Geſchoſſen beherrſchten, ſo war es für die Belagerer unmöglich, Geſchützſtände im Schußbereiche der Feinde zu bauen. Polyeidos erfand deshalb die Wandeltürme, hohe hölzerne Gebäude, die auf Rollen bis an die feindlichen Werke herangeſchoben wurden und in ihren oberen Stockwerken das leichte, in den unteren das ſchwere Geſchütz hinter Schießſcharten bargen. Ihre Vorderſeite wurde zum Schutze gegen feindliche Brandpfeile mit friſchgegerbten Häuten behangen oder mit Metallblech beſchlagen.*)

*) Der grauſame ſiciliſche Tyrann Agathokles hing ſogar Gefangene aus der angegriffenen Stadt an die Belagerungstürme, um deren Beſchießung zu verhindern.

Schon vor Perinthos hatte Philipp derartige Bauten in der Höhe von über hundert Fuß im Gebrauch. Trotzdem er die Bruſtwehren der Stadt unaufhörlich mit Geſchoſſen beſtrich, den Mauerbrecher Tag und Nacht unter regelmäßigen Ablöſungen der Bedienungsmannſchaften wirken ließ und bereits durch Breſche und Sturmangriff ſich in Beſitz der Außenwerke geſetzt hatte, konnte er doch nichts Entſcheidendes ausrichten, weil die Belagerten, begünſtigt durch die terraſſenförmige Lage des Ortes, nach Preisgabe der erſten Mauer hinter dieſer eine zweite neue aufgeführt hatten und entſchloſſen waren jede weitere Stufe ebenſo hartnäckig zu verteidigen.

Auch der Angriff auf Byzantion blieb wegen des von Athen der Stadt geleiſteten Beiſtandes erfolglos. Immerhin hatte die Belagerungskunſt für die Folgezeit durch jene Unternehmungen Philipps wichtige Fingerzeige erhalten. Gleich ihm richtete man in Zukunft alle ſeine Kräfte gegen einen Punkt, um hier den Durchbruch zu erzwingen. „Früher hatten der Belagerte und der Angreifer mit einander in langer Umarmung gerungen, bis einem von ihnen der Atem ausging; jetzt ſtieß der Angreifer an wohl gewählter Stelle das Schwert durch den Panzer.“

Dasſelbe Verfahren befolgte auch Alexander gegen die ſtarken, uneinnehmbar ſcheinenden Feſtungen Aſiens. Nachdem er bereits im Beginn des Krieges die Bewohner von Halikarnaſſos ſo hart bedrängt hatte, daß ſie ihre Stadt preisgaben und anzündeten, erwarb er ſich den Ruf eines unwiderſtehlichen Gegners namentlich durch die Erſtürmung von Tyros. Hier waren ungewöhnliche Hinderniſſe zu bewältigen; hier rang die Zähigkeit und der verzweifelte Todesmut der Semiten bei der Verteidigung der geliebten Heimat — wie ſpäter in Karthago und Jeruſalem — mit dem vor keiner Schwierigkeit zurückſchreckenden Ungeſtüm eines jugendlichen Eroberers, dem ſchon der Gedanke unerträglich war, durch Verzicht auf weiteren Kampf die Überlegenheit

eines Gegners anerkennen zu müſſen. Andere würde der Anblick der rings vom Meere umgebenen Feſte und der nach der Landſeite hundertfünfzig Fuß hohen Mauern entmutigt haben. Nicht ſo Alexander; er ließ durch den etwa ſiebenhundertfünfzig Meter breiten Meeresarm zwiſchen dem Feſtland und der Inſel einen Damm führen, der trotz aller Gegenmaßregeln der Belagerten, welche namentlich von der Flotte aus die Arbeiter beſchoſſen, und trotz zahlreicher Verluſte zum Abſchluß gebracht und durch die Geſchütze der auf der vollendeten Strecke erbauten Wandeltürme wirkſam verteidigt wurde. Aber auch die Tyrier, unter denen ſich viele geſchulte Waffenhandwerker befanden, ließen nichts unverſucht. Sie rüſteten Brandſchiffe aus, polſterten ihre Mauern gegen die Steinwürfe der feindlichen Palintona mit ausgeſtopften Säcken, ſetzten gegen die Pfeilſchüſſe auf den Zinnen Räder in Bewegung, welche die Geſchoſſe ablenkten, harpunierten mit Dreizacken die Schilde der Macedonier auf den gegenüberſtehenden Türmen und zwangen den Träger, um nicht hinabgeriſſen zu werden, die Waffe fahren zu laſſen, warfen Netze über die auf den Fallbrücken vorrückenden Feinde und zogen ſie herab oder zerſchnitten mit Sicheln die Taue der Mauerbrecher. Ihre Wurfmaſchinen ſchleuderten glühende Eiſenklumpen oder ſtark erhitzte Schilde voll Sand in die Reihen der Stürmenden, deſſen Körnchen in alle Fugen der Rüſtungen drangen und ſchwere Brandwunden verurſachten. Auch mit der Flotte ſuchte man dem Belagerer auf alle Weiſe Abbruch zu thun, weil dieſer von den Schiffen aus ſein ſchweres Geſchütz gegen die Stadt richtete und keinen Teil der Werke mit ſeinen Angriffen verſchonte. Man durchhieb die Ankertaue der feindlichen Fahrzeuge, verſenkte Felsſtücke rings um die Mauern, um das Landen zu erſchweren, und durchbrach die Sperrkette, mit welcher die Gegner den Hafen abgeſchloſſen hatten.

Trotz dieses heldenmütigen Widerstandes gelang es endlich Alexander, von den Schiffen aus mittelst herabgelassener Fallbrücken Fuß auf den Werken von Tyros zu fassen und im Straßenkampfe die Bewohner der Stadt nach verzweifelter Gegenwehr zu bezwingen. Wenige Monate später fiel auch Gaza in die Hände der Macedonier. Da gegen die hochgelegene Stadt mit den Wandeltürmen allein nichts auszurichten war, so mußte für diese durch einen Damm von zweihundertfünfzig Fuß Höhe eine Unterlage geschaffen werden. Dann erst wurde die Berennung eröffnet, welcher der Platz nach zwei Monaten erlag.

Mit gleichem Erfolge führte Alexander alle Belagerungen in Asien durch. Meist selbst an der Spitze der Stürmenden bezwang er die Festen, die bisher als uneinnehmbar gegolten hatten. Den sogenannten Sogdianischen Felsen, auf dem der Baktrerkönig Oxyartes sich so sicher wähnte, daß er nur von geflügelten Menschen einen Angriff befürchtete, erklommen, durch hohe Belohnungen angefeuert, dreihundert für das Felsenklettern eingeübte Soldaten, indem sie eiserne Zeltnägel in die steile schneebedeckte Felswand schlugen und sich an Stricken emporzogen. Gegen dreißig stürzten bei dem Wagnis ab, die übrigen erreichten das Ziel und erschreckten durch ihr Erscheinen auf der Höhe den ahnungslosen Gegner so sehr, daß er bestürzt jeden Gedanken an Widerstand aufgab.

Waren die örtlichen Schwierigkeiten nicht so außergewöhnlich groß, so leitete in der Regel der Geschützkampf den Sturm ein. Sobald ein Teil der Mauer eingestürzt war, rückte man durch die Bresche vor. In vielen Fällen vermochte man schon durch unausgesetzte Beschießung der Zinnen mit Pfeilen und Schleudern eine Strecke der Werke von Verteidigern zu säubern und dann auf Fallbrücken in die angegriffene Festung zu steigen, um im Nahkampfe die Überlegenheit gegen die Asiaten weiter auszubeuten.

Immer aber befolgt Alexander das Verfahren gegen einen Punkt mit konzentrierter Kraft ſeine Stöße zu führen. Wo er abweicht und von verſchiedenen Seiten zugleich angreift, geſchieht es entweder nur, wenn beſonders zwingende Veranlaſſung vorliegt, wie vor Tyros, oder wenn beabſichtigt wird die Belagerten einzuſchüchtern und mutlos zu machen.

In den Feſtungskriegen der Diadochenzeit machte ſich namentlich Demetrios der Städtebezwinger (Poliorketes) durch ſeine Erfindungen einen Namen. Am berühmteſten unter dieſen iſt die Helepolis, ein Belagerungsturm von rieſigen, noch nie dageweſenen Größenverhältniſſen, in Form einer abgeſtumpften Pyramide, deren Seitenkanten ſich über vierzig Meter hoch über einer quadratiſchen Grundfläche von ungefähr zwanzig Meter Seitenlänge erhoben. Der ganze Bau beſtand aus neun nach oben kleineren Stockwerken, von denen die unterſten als Stände für die ſchweren, die oberſten für die leichten Geſchütze beſtimmt waren. Die drei den feindlichen Geſchoſſen ausgeſetzten Seiten der Helepolis waren zum Schutze gegen Brandpfeile mit Eiſenblech beſchlagen, die Schießſcharten durch Läden von Tierhäuten verſchließbar. Der Verkehr zwiſchen den einzelnen Stockwerken wurde durch zwei Leitern vermittelt, von welchen die eine den Heraufſteigenden, die andere den Herabſteigenden zum Gebrauche angewieſen war. Der ganze Bau aber ruhte auf acht drei Fuß ſtarken, mit Eiſenreifen beſchlagenen Rädern und beanſpruchte zur Fortbewegung die Kraft von dreitauſendfünfhundert Männern, welche teils im Innern, teils von außen ſchoben; letztere fanden Deckung durch die vom Lager aus angelegten, vermutlich gleichzeitig mit dem Rieſenturme vorwärts bewegten überdachten Gänge.

Auch die übrigen Belagerungswerkzeuge ſoll Demetrios in gewaltigen Verhältniſſen hergeſtellt haben. So berichtet Diodor, er habe einen Mauerbrecher gebaut, der von tauſend Mann in Bewegung geſetzt werden mußte. Überhaupt ſei

keine Mauer feſt genug geweſen, die gegen ihn den Belagerten habe Schutz gewähren können.

Mit der Kunſt Städte zu zwingen hatte aber auch die Kunſt ſie immer kräftiger zu ſchützen Schritt gehalten. Unverkennbar zeigt ſich dieſer Aufſchwung bei der Anlage der ſeit dem vierten Jahrhundert vor Chriſtus geſchaffenen Feſtungswerke. Schon bei der Gründung von Meſſene, nach der Schlacht bei Leuktra, hatte man nicht nur durch hohe und feſte Mauern das neu angelegte Bollwerk gegen Lacedämon geſchützt, man hatte auch den am meiſten gefährdeten Punkten des Befeſtigungsgürtels, den Thoren, ganz beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet (Fig. 44 a u. b).

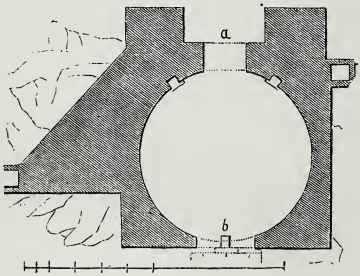


Fig. 45. Grundriſs eines Thors zu Meſſene.

Auf beiden Seiten derſelben erhoben ſich mehrſtöckige, ſtarke Türme mit Schießſcharten, von denen aus der Feind vor den Mauern beſchoſſen werden konnte. Beſonders aber hatte der eingedrungene Gegner im kreisförmigen Hofe (Fig. 45) zwiſchen den beiden Ausgängen (a und b) einen vernichtenden Hagel von Wurfgeſchoſſen, Steinen und Balken oder Ströme ſiedender Flüſſigkeiten zu erwarten, namentlich wenn ein ſtarkes inzwiſchen von den Belagerten herabgelaſſenes Reſervegatter den Rückweg verſperrte und auch die Pforte nach der Stadt zu feſt verrammelt war.

Bei anderen Feſtungsbauten legte man das Thor an der rechten Seite der zwiſchen beiden Türmen befindlichen Mauerſtrecke an, ſo daß die vordringenden Gegner auf der vom Schilde ungedeckten Seite den Würfen der Belagerten

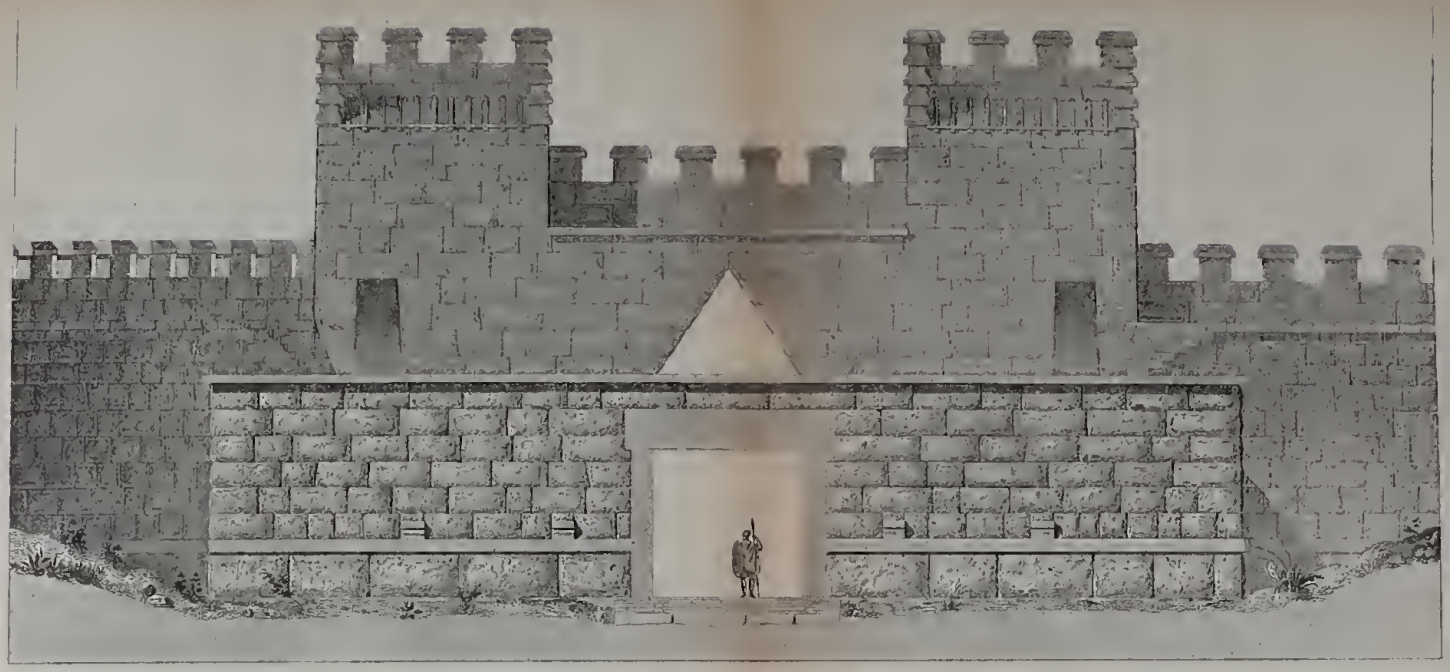


Fig. 44a. Stadtthor von Meſſene (von innen). Zu Seite 104.

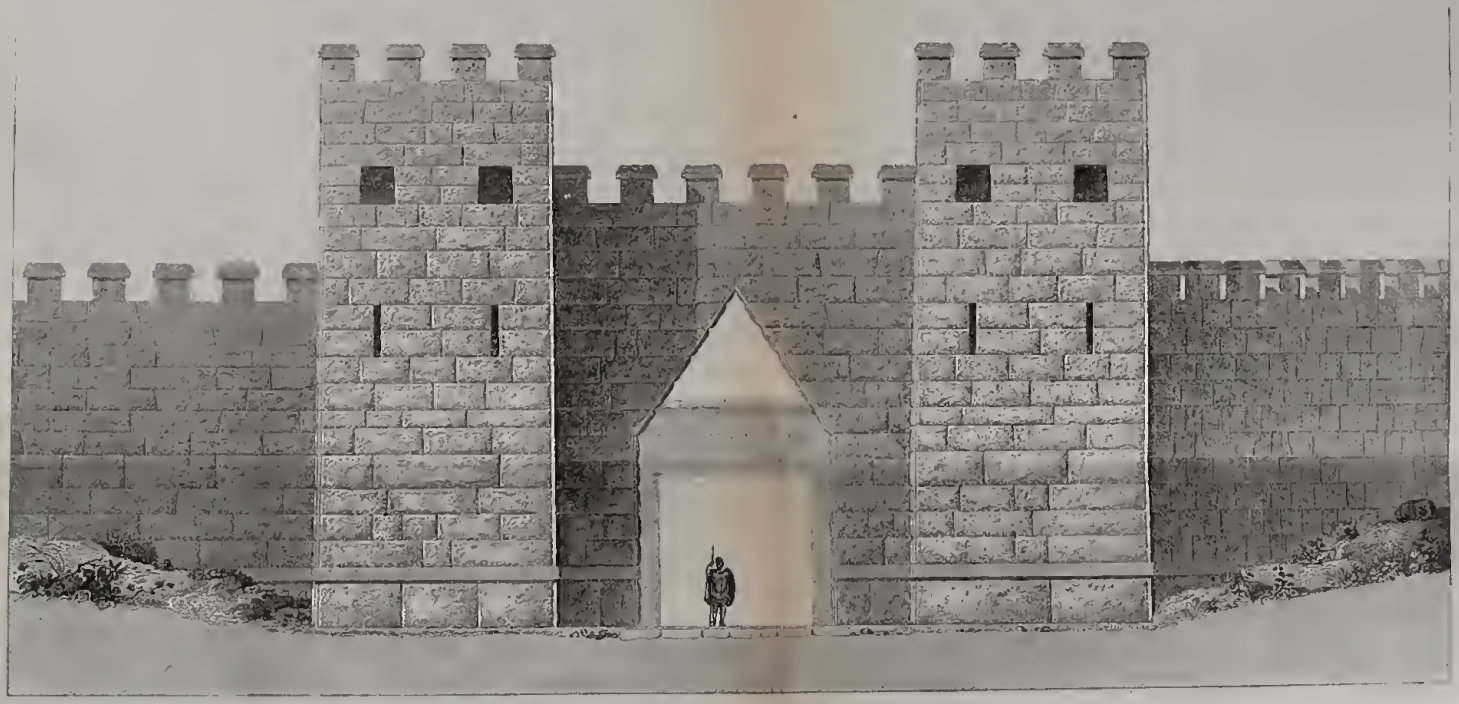


Fig. 44b. Stadtthor von Meſſene (von aufsen). Zu Seite 104.

am meiſten ausgeſetzt waren. So verfuhr beiſpielsweiſe Antigonos bei der Gründung der Stadt Nikaia in Kleinaſien

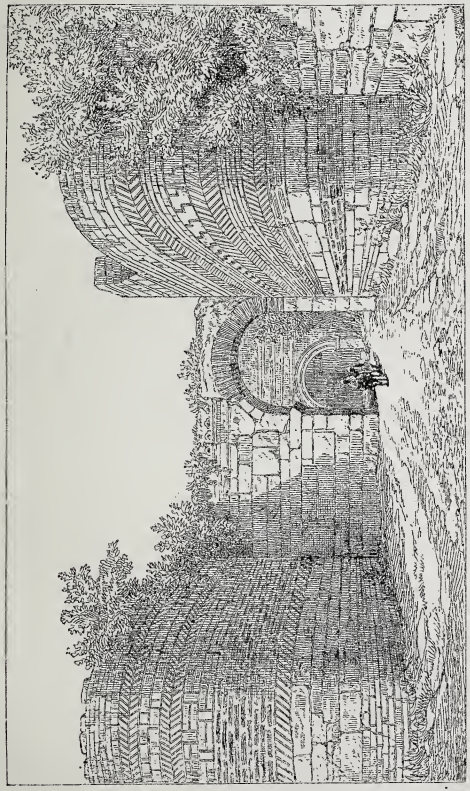


Fig. 46. Stadtthor von Nikaia.

(Fig. 46). Bei der Anlage von Alexandreia machte man ſich die Vorteile, welche ein Neuaufbau nach einheitlichem

Plane gewährte, namentlich auch dadurch zu nutze, daß für die Bewegungen größerer Heeresabteilungen im Innern der Feſtung breite gerade Straßen geſchaffen wurden.

Weitere nennenswerte Fortſchritte hat die Befeſtigungswiſſenſchaft der Griechen nicht zu verzeichnen. Nirgends findet ſich eine Spur davon, daß man auch nur den Anfang damit gemacht hätte, durch tiefere Gliederung des Grundriſſes hervorſpringende Werke zu ſchaffen, um den Gegner beim Vorrücken auch von der Seite zu faſſen, wie es bei den Feſtungsanlagen der neueren Zeit beabſichtigt wird. Ebenſowenig dachte man daran, die Grenzen durch eine Kette feſter Plätze zu ſichern, hinter denen der Aufmarſch eines Heeres für den Feldzug gedeckt zu werden pflegt und denen vom Gegner nicht ungeſtraft die Beachtung verſagt werden kann. Die Hauptaufgabe der Feſtungen war in Griechenland Leben und Habe der Bewohner zu ſchirmen, die ihrem Schutze anvertraut waren. Zugleich mit den Mauern ſtand und fiel die Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit des Staates, welcher das Bollwerk geſchaffen hatte.

VIII.

Griechisches Seewesen.

Ob die Griechen in ihrem Seewesen alle Entwicklungsstufen vom kanoeartigen, aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehenden Boote bis zum Segelschiffe nach einander selbständig durchgemacht haben oder eine bereits bis zu einer gewissen Vollkommenheit ausgebildete Form der Fahrzeuge von den Nachbarvölkern überkommen haben, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit entscheiden. Die ältesten Urkunden hellenischer Kultur, die homerischen Gedichte, kennen die Schiffahrt bereits großartig entwickelt. Handel zur See treiben neben den Phöniciern auch Kreter und andere griechische Staaten, schon wird von weiten abenteuervollen Zügen in ferne Länder berichtet, wie von der Argonautenfahrt nach Kolchis, schon bewegt man nicht mehr die Schiffe lediglich mit Rudern, man kennt bereits den Gebrauch der Segel, des Mastes sowie des Steuerruders. Fast jeder Staat verfügt über eine Flotte; die der gesamten Griechen vor Troja giebt der Schiffskatalog im zweiten Buche der Ilias zusammen auf 1186 Fahrzeuge an, von denen die größten mit hundertundzwanzig Kriegern bemannt sind, also von bedeutender Größe gewesen sein müssen. Das zum Heereszuge aufgebotene Gefolge der

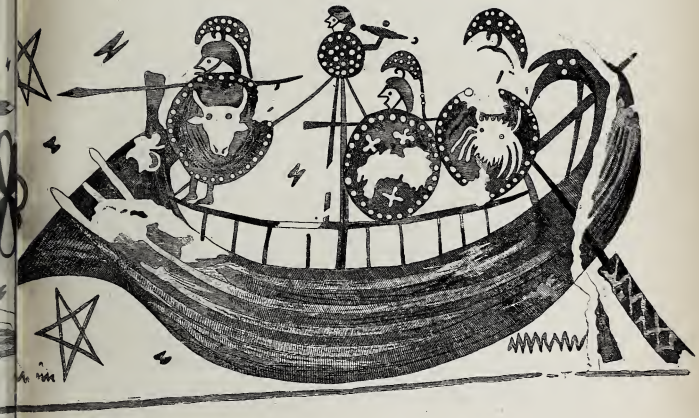
Fürſten wird zugleich als Ruderer verwendet, die der Reihe nach auf den Bänken ſitzen und die mit Lederſchlingen an die Pflöcke befeſtigten Ruder bewegen.

Wie man damals beim Baue der Schiffe verfuhr, berichtet uns das fünfte Buch der Odyſſee. Von Kalypſo losgegeben und in ſeinen Vorbereitungen zur Heimkehr unterſtützt, zimmert ſich der Held ein Fahrzeug, unter dem wir nicht nach der landläufigen Annahme ein Floß, vielmehr einen ſogenannten Prahm uns vorzuſtellen haben. Er fügt die Spanten (Rippen) dicht an einander, verbindet ſie durch Langhölzer längs der Seiten, erhöht dieſe durch Weidengeflecht, errichtet im Boden den Maſt, giebt dieſem in der Höhe des Deckes durch einen Querbalken größeren Halt, zimmert das Steuerruder, befeſtigt Segel und Taue, ſchichtet Laubwerk als Lager auf und rollt zuletzt das ſeefertige Schiff auf Stämmen in die Salzflut.

Wie bei dem Fahrzeuge des Odyſſeus war auch ſonſt in der homeriſchen Zeit das Verdeck offen; nur unter dem hoch emporragenden Hinter- und Vorderteile mochte ſich ein Verſchlag befinden, in dem man Lebensmittel und ſonſtige Habſeligkeiten vor der Näſſe ſchützte. Um das Eindringen des Waſſers in den unteren Raum zu verhüten, wurde der Rumpf mit Pech beſtrichen, was zu der Bezeichnung „ſchwarze Schiffe“ den Anlaß gegeben hat. Daneben braucht der Dichter häufig auch das ausſchmückende Beiwort „purpurwangig“, um die Bemalung des Vorderteiles, des Antlitzes, mit bunten Farben anzudeuten.

Der Tiefgang ſcheint ſelbſt bei größeren Fahrzeugen ſehr gering geweſen zu ſein: beim Landen an flacher Küſte laufen ſie bis zur Hälfte ihrer Länge auf den Strand auf. Wollte man nur kurze Zeit Halt machen, ſo warf man ſchwere durchbohrte Steine, in deren Öffnung das Tau befeſtigt war, an Stelle der erſt ſpäter erfundenen Anker aus. War dagegen ein längerer Aufenthalt beabſichtigt, ſo wur-

Fig. 47. Seeräuber im Kampfe gegen ein F



Handelsschiff. Vase aus Caere. Zu Seite 109.

den die Schiffe ans Land gezogen und durch Stützen gehalten, wie die Flotte der Griechen vor Troja.

So weit verbreitet nun auch damals die Kenntniſſe im Seeweſen waren, ſo blieb doch die Schiffahrt im weſentlichen eine Küſtenſchiffahrt. Nur ungern, bisweilen erſt auf göttliches Geheiß, entſchloß man ſich den Weg über das offene Meer einzuſchlagen. Zwar kannte der griechiſche Seemann die wichtigſten Sternbilder: der Himmelswagen und Orion dienten als Wegweiſer in der Nacht; aber bei bewölktem Himmel und ſtürmiſchem Wetter verſagten dieſe Wahrzeichen, alſo gerade dann, wenn das Bedürfnis ſich zurechtzufinden am dringendſten empfunden wurde.

Trotzdem war der Handel zur See zu hoher Blüte gelangt und mit ihm auch die Kaperei. Begegnete man einem fremden Fahrzeuge, ſo wurde dieſes ſofort als willkommene Beute angeſehen und angegriffen, indem man durch Speerwürfe oder Pfeilſchüſſe die Bemannung angriff, nahe herangekommen enterte und im Nahkampfe Mann gegen Mann die Entſcheidung herbeiführte. Zur Abwehr ſuchten die Bedrohten das Schiff der Gegner mittelſt langer ſpießartiger Stangen zurückzuſtoßen. Eine ſolche rieſige, aus mehreren Stücken zuſammengefügte Lanze ergreift Ajas, als er die ſiegreich vordringenden Troer von den Schiffen der Achaier zurückſtößt.

Ob damals ſchon ein Unterſchied zwiſchen Handels- und Kriegsfahrzeugen beſtanden hat, läßt ſich wenigſtens nicht durchgängig behaupten. In geſchichtlicher Zeit jedoch tritt der Gegenſatz zwiſchen beiden Formen ſchon in der Bauart deutlich hervor. Während den Kauffahrern zur Bergung der Ladung eine möglichſt bauchige Geſtalt gegeben wurde (Fig. 47 rechts), trug man der Beſtimmung der Kampfſchiffe dadurch Rechnung, daß man ihren Bug nicht mehr ebenſo hochragend und geſchweift baute, wie das Hinterteil, ſondern in einen ſpitzen Balken auslaufen ließ,

deſſen Stöße das Angriffsobjekt an der Waſſerfläche trafen und zum Sinken brachten (Fig. 47 links, 48 und 49). Mit je größerer Schnelligkeit und je ſtärkerer Ruderkraft der Angreifer heranfuhr, um ſo furchtbarer mußte die Wirkung des

Fig. 48. Stachelſchiff auf einer Dipylonvaſe.

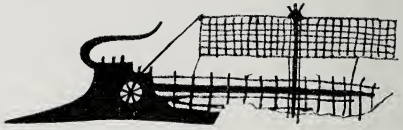


Fig. 49. Stachelſchiff auf einer Dipylonvaſe.

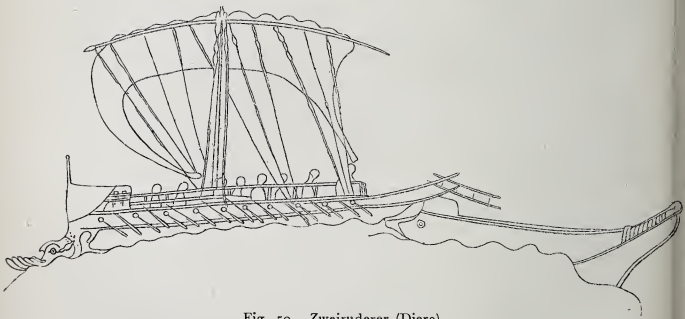


Fig. 50. Zweiruderer (Diere).

Rammens und um ſo klaffender das entſtandene Leck ſein. Deshalb baute man lange, ſchmale Fahrzeuge, die von dreißig bis fünfzig Mann gerudert pfeilſchnell das Waſſer durchſchnitten. Später verdoppelte man durch Anlage einer zwei-

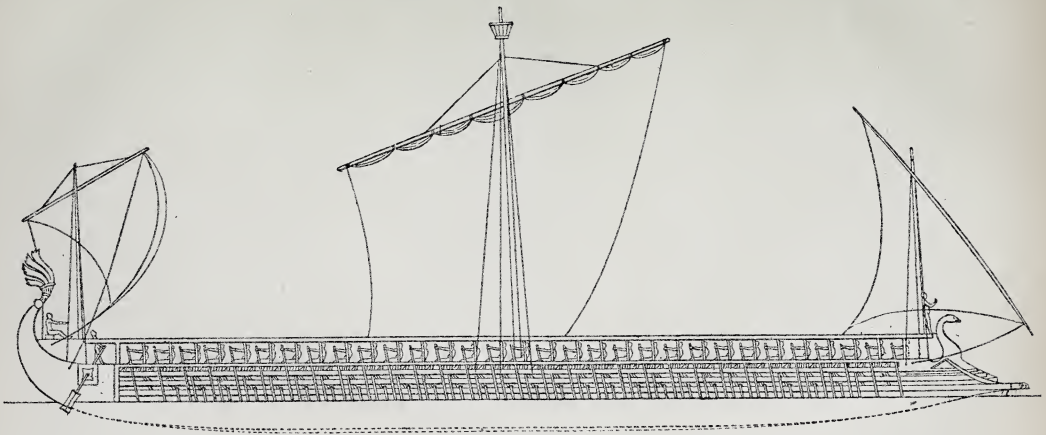


Fig. 51. Attiſche Triere, Geſamtanſicht.

ten Reihe die Zahl der Ruder (Fig. 50) und Mannschaften und schließlich erfand man — der Überlieferung nach um das Jahr 700 v. Chr. in Korinth — den Dreiruderer, die Triere (Fig. 51 und 52), welche jahrhundertelang das Schlachtschiff für die Seekämpfe der Griechen wurde*). Wie der Name besagt, bestand der Fortschritt der neuen Erfindung darin, daß nunmehr drei Reihen von Rudern über einander angebracht waren, deren jedes von einem Manne bedient wurde. Zu oberst in einem aus der Schiffswand hervorragenden Gange saßen die zweiundsechzig Thraniten, wenig tiefer innerhalb des Bordes die vierundfünfzig Zygiten, unter

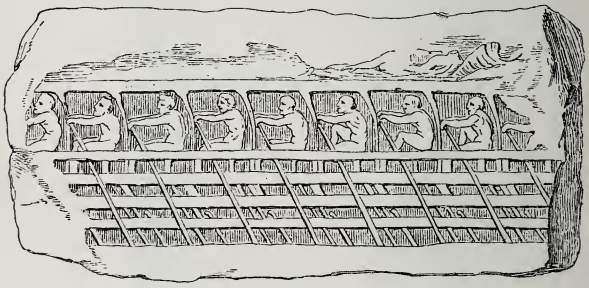


Fig. 52. Relief mit einer Triere, beim Erechtheion gefunden.

diesen im Innern die vierundfünfzig Thalamiten, so daß die Gesamtzahl des Ruderpersonals hundertundsiebzig Mann betrug. Dazu kamen der Kapitän (Trierarch), die Matrosen, der Steuermann und der Keleustes, Obmann der Ruderer,

*) In der beigegebenen Rekonstruktion einer vollständigen Triere (Fig. 51) befinden sich mehrere Unrichtigkeiten: Das Segel am Hinterschiff hat niemals existiert; ebensowenig kannten die Griechen eine dreieckige Form desselben; ferner ist die Vorrichtung zu vermissen, mittelst welcher die Segelfläche während der Fahrt vermindert werden konnte (Fig. 50). Auch hat der kleine Mast nicht senkrecht, sondern schräg gestanden.

welcher während der Fahrt, unterſtützt von einem Flötenſpieler, den Takt angab, ſowie eine kleine Abteilung von Schwerbewaffneten und Pfeilſchützen, in der Regel wohl ſelten mehr als zwanzig Mann, ſo daß ſich als Zahl der geſamten Beſatzung etwa zweihundert Mann ergiebt. Soviel nennt auch Herodot in ſeinem Berichte über die Schlacht bei Salamis.

Trotz ihrer Größe ſcheinen die Trieren durchaus nicht von ſo feſtem und widerſtandsfähigem Baue geweſen zu ſein, wie man bei der Vorſtellung von einem Schlachtſchiffe unwillkürlich annimmt. Es wird berichtet, daß in wagerechter Richtung rings um den Rumpf ſtarke Taue gelegt waren, daß nach zweijährigem ununterbrochenen Dienſte die Dreiruderer nicht mehr ſeetüchtig waren, daß man ſie ſogar über Landengen in das jenſeitige Meer transportierte. Auch ihr Tiefgang ſcheint nicht ſehr bedeutend geweſen zu ſein. Während der Fahrt waren neben den Rudern auch die beiden Segel in Thätigkeit, das große am Maſte in der Mitte und ein kleineres am Vorderteile. Um die nicht allzu feſte Leinwand widerſtandsfähiger zu machen, waren ſie gitterförmig mit Riemen benäht. Am Hinterſchiffe befand ſich der Wimpel an einem Flaggenſtocke, die beiden Steuerruder zum Lenken und hoch emporragend meiſt in der Form eines Fiſchſchwanzes das ſogenannte Aphlaſton, lateiniſch Aplustre, (Fig. 52).

Am Buge ſprang der ſtarke eiſerne Schiffsſchnabel zum Rammen weit hervor, auf beiden Seiten desſelben Balken, um den feindlichen Stoß zu parieren und abzulenken. Darüber waren auch die Anker mit dem nötigen Tauwerke befeſtigt, aber nicht hart an der Schiffswand, ſonſt würde dieſe beim Fallenlaſſen und Aufwinden Beſchädigungen erlitten haben, ſondern an einem wagerecht über Bord ragenden Balken (Fig. 53).

Vorn am Buge befand ſich außerdem ein metallenes

Bildnis — meiſt das einer Gottheit (Fig. 54), wie der Pallas bei den Athenern oder des Poſeidon mit dem Dreizacke (Fig. 55) — und dahinter an der Seite die Tafel mit dem Namen des Schiffes. Denn der Brauch die Fahrzeuge zu benennen war ebenſo durchgängig durchgeführt wie heutzutage, nur wählte man zur Bezeichnung meiſt weibliche Subſtantiva, wie „Freiheit“, „Hoffnung“, „Hilfe“, „Demo-

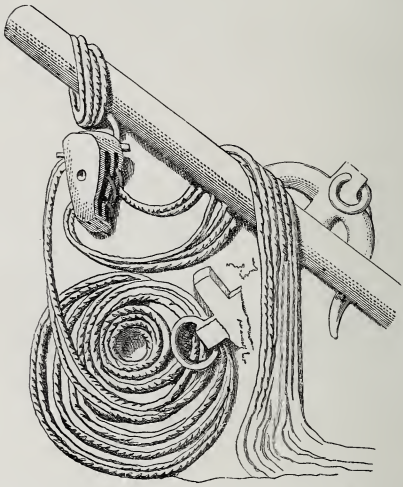


Fig. 53. Anker und Tauwerk. Relief vom Triumphbogen zu Orange.

kratie“, „Tapferkeit“, „Einſicht“; auch Tiernamen kommen vor, wie „Taube“, „Pantherkatze“ u. a. m.

Längs des Bordes lief ein Geländer, das bei hohem Gange der See oder im Gefechte zum Schutze der Thraniten und der Mannſchaften auf dem Verdecke eine Schanzbekleidung aus Planken, Decken oder Häuten erhielt. Beim Landen bediente man ſich einer am Hinterteile befeſtigten Treppe.

Vor der Schlacht wurden die Segel gerefft und die Maſten geſenkt, weil alle Bewegungen und Wendungen des Schiffes im Kampfe nur durch die Ruder ausgeführt wurden. Dabei wären die Segel nicht nur nicht förderlich, ſondern ſogar ein unbequemes Hindernis geweſen. Selbſt bei völliger Windſtille hätten ſie ausgeſpannt einen Gegendruck der Luft hervorgerufen, welcher durch die Ruderkraft hätte überwunden werden müſſen.

Namentlich durch zwei Angriffsweiſen ſuchte man dann die feindlichen Kriegsſchiffe in den Grund zu bohren

Fig. 54. Bronzenes Bugbild eines antiken Fahrzeuges. Gefunden bei Actium.

Fig. 55. Bronzemünze des Hadrian.

oder wehrlos zu machen: dadurch, daß man ſie mit dem Schiffsſchnabel anrannte und durch das geſtoßene Leck zum Sinken brachte, oder dadurch, daß man mit voller Wucht hart am feindlichen Schiffe vorüberfuhr, in nächſter Nähe die eigenen Ruder raſch einzog, mit dem Rumpfe die des Feindes abbrach und dann enterte.

Bei Ausführung dieſer Bewegungen erwieſen ſich namentlich die Athener außerordentlich geſchickt, wie ſie überhaupt mit ihrer Flotte ſeit den Perſerkriegen die Hauptrolle in den Seekämpfen auf griechiſchen Meeren geſpielt haben.

Vorher war die bedeutendste Seemacht von Hellas Korinth gewesen, das durch seine Lage zwischen zwei Meeren von Natur zum Handelsplatz ersten Ranges bestimmt schien und außer einer zahlreichen Kauffahrerflotte eine so bedeutende Anzahl von Trieren besaß, daß es mit denselben sogar ein Leihgeschäft treiben konnte. Wenigstens wird erzählt, daß die Athener gegen eine tägliche Miete von fünf Drachmen (gegen vier Mark) sich von ihnen Dreiruderer zum Kampfe gegen die Aigineten geborgt haben, zu einer Zeit, als sie selbst noch über geringe Bestände von Kriegsschiffen verfügten.

Zur Bedeutung als Seemacht gelangten sie erst, als Themistokles seinen Flottengründungsplan durchgeführt hatte. Seinem Scharfblicke war nicht entgangen, welche Aufgabe in dem bevorstehenden Rachekriege des Xerxes gegen Griechenland der von den seetüchtigen Phöniciern und kleinasiatischen Griechen gestellten Flotte zugedacht war, daß in ihr ein weit gefährlicherer Gegner zu bekämpfen sei als in der Landmacht. Nicht minder umsichtig wußte er auch zur Verwirklichung seiner Gedanken die nötigen Mittel ausfindig zu machen. Bisher hatte jeder Bürger aus dem Ertrage der fiskalischen Silberbergwerke im Lauriongebirge eine jährliche Dividende von zehn Drachmen (gegen acht Mark) bezogen, einen Betrag, durch dessen Ausfall den einzelnen keine erhebliche Einbuße traf, während der Staat eine beträchtliche Summe innebehalten konnte. So gewann man die Mittel, jährlich zwanzig Kriegsschiffe zu bauen. Bis dahin waren achtundvierzig Abteilungen der Bürgerschaft, die sogenannten Naukrarien, jede zur Herstellung und Instandhaltung einer Triere verpflichtet gewesen. Diese Einrichtung wurde, vermutlich auf Anraten des Themistokles, aufgegeben und man betraute mit der Ausrüstung der Flotte reiche Bürger, welchen der Staat einen Betrag zur Anschaffung von Rumpf und Mast überwies, dafür aber die Verpflichtung auferlegte ein seetüchtiges

Fahrzeug zu liefern, die gezahlte Summe aber zurückzuerſtatten, wenn dasſelbe bei der angeſtellten Prüfung durch Sachverſtändige ſich als mangelhaft herausſtellte. Außerdem hatten dieſe Männer, Trierarchen genannt, das geſamte Takelwerk und alles ſonſtige Gerät für das ihnen überwieſene Schiff aus eigenen Mitteln zu liefern. Beſonders opferfreudige Reiche erbauten ſogar in Fällen beſonderer Not einen Dreiruderer vollſtändig auf ihre Koſten, ſo Kleinias, der Vater des Alcibiades vor der Schlacht bei Salamis. Im allgemeinen aber war die Unluſt für das Vaterland ein ſo bedeutendes Opfer zu bringen ebenſo verbreitet als heutzutage die Abneigung gegen das Steuerzahlen. So kam es, daß im Laufe der Zeit die Anforderungen des Staates an die Trierarchen immer mehr ermäßigt und dieſe ſchließlich nur verpflichtet wurden nach Beendigung des Feldzuges oder ſpäteſtens nach einem Jahre an den Staat, beziehentlich ihren Nachfolger Ausrüſtung und Zubehör des Dreiruderers in demſelben Zuſtande wieder abzuliefern, wie ſie es von den Staatswerften erhalten hatten. Auch jetzt waren die Koſten für den Trierarchen immer noch bedeutend, nach unſerem Gelde mindeſtens dreitauſend Mark. Da von einer gewiſſen Höhe des Vermögens an anfänglich alle gleichmäßig zu dieſer Leiſtung herangezogen worden waren, hatten ſich manche Härten fühlbar gemacht, bis Demoſthenes das Geſetz durchbrachte, daß nur je zehn Talente Vermögen zur Ausrüſtung einer Triere verpflichteten, ſo daß von nun an manche Bürger nur zu einem Bruchtheile mit andern gemeinſam den Aufwand für ein Schiff beſtritten, reiche für mehrere zugleich.

Trotz aller dieſer Erleichterungen hatte der Staat noch ſehr viel Unannehmlichkeiten mit den zur Trierarchie Verpflichteten: manche prozeſſierten erſt mit einem nach ihrer Meinung Wohlhabenderen, um auf dieſen die Leiſtung abzuwälzen; andere gewannen einen Unternehmer, der für

möglichſt geringe Bezahlung ſie in ihren Obliegenheiten meiſt ungenügend vertrat; am meiſten aber hatten die Marinebehörden ihre Not mit denen, die für fehlende Ausrüſtungsſtücke aufzukommen hatten. Nach Ausweis der erhaltenen Rechnungsurkunden ſchleppten ſich Namen ſolcher ſäumiger Schuldner jahrelang in den Liſten fort, und ſelbſt ſtrenge Geſetze vermochten ſolchem Unweſen nicht auf die Dauer zu ſteuern.

Ärmere Bürger dienten neben Sklaven und angeworbenen Fremden als Ruderknechte auf der Flotte; als beſonders lohnend war der Dienſt auf der Paralos und der Salaminia geſucht, den beiden Staatsſchiffen, die als Schnellſegler zu Botſchaften an auswärtige Staaten verwendet wurden oder auch den Verkehr zwiſchen der Heimat und dem Kriegsſchauplatze beſorgten. Ihre Bemannung erhielt doppelt ſo hohen Sold als die auf den übrigen Trieren, mochte allerdings auch bisweilen beſonders hohen Anforderungen zu genügen haben, wenn Gefahr im Verzuge war.

Außer für das Kriegsgeſchwader benötigte man für für einen überſeeiſchen Feldzug noch zahlreiche Mannſchaften für die begleitenden Transportſchiffe, meiſt einreihige Fünfzigruderer, die Lebensmittel, Hopliten, Handwerker, zum Teil auch Pferde nachführten. Im Jahre 415 v. Chr. waren im Heereszuge nach Sicilien allein hundertundſiebzig derartige Fahrzeuge.

So großartig und rieſig wie die Flotten Athens waren auch die Werften und Arſenale in ſeinen Häfen, wo die Schiffe gezimmert und für den Verwendungsfall aufbewahrt wurden. Rumpf, Ruder, Maſten und Raaen befanden ſich in den Schiffshäuſern, Segel, Taue und ſonſtiges Gerät in den Zeughäuſern, den Skeuotheken. Welch ſtattliche Bauten dies waren, lehrt das inſchriftlich erhaltene Submiſſionsausſchreiben, das für die Ausführung eines ſolchen Gebäu-

des, der Skeuothek im Hafen Zea, erlaſſen wurde. Aus dem ſehr ausführlichen und eingehenden Bauprogramme ſei an dieſer Stelle nur mitgeteilt, daß das Zeughaus vierhundert Fuß lang, fünfzig breit und ſiebenundzwanzig hoch war. Das Innere beſtand aus drei durch zwei Säulenreihen getrennten Schiffen; das mittelſte derſelben diente in einer Breite von zwanzig Fuß als Durchgang für das Volk, in den andern zu beiden Seiten waren drei Lagerböden über einander angelegt, in denen das Tauwerk aufbewahrt wurde, während die Segel und das leinene Schutzzeug in großen Schränken oder Käſten zu ebener Erde lagerten. Auch für ausreichende Ventilation in allen dieſen Räumen wurde geſorgt, was in einem Zeughauſe für Schiffsgerät beſonders notwendig erſcheint.

Die Oberaufſicht über alle dem Seeweſen dienenden Gebäude und Anlagen ſowie über den Bau der Schiffe führten die zehn Aufſeher über die Werften mit ihren zahlreichen Unterbeamten. Sie hatten namentlich auch den Geſchäftsverkehr mit den Trierarchen zu beſorgen und etwaige Streitigkeiten unter dieſen zu erledigen. In den Krieg ſelbſt ſcheinen ſie nicht mitgezogen zu ſein; dort befehligten die Flotte die Strategen, jedes einzelne Schiff die Trierarchen oder deren Stellvertreter.

Im Vergleiche mit der Seemacht Athens erſcheint lange Zeit die Spartas nur unbedeutend. Erſt im peloponneſiſchen Kriege entſchloſſen ſich die Lacedämonier ihren bis dahin unbedeutenden Beſtand an Schiffen zu vermehren und größere Geſchwader unter dem Oberbefehle eines Nauarchen und ſeines Stellvertreters, des Epiſtoleus, ins Feld zu ſenden. Doch hatten ſie öfter Mißerfolge als Erfolge in ihren Kämpfen zur See zu verzeichnen; in vielen Fällen verdankten ſie die Siege ihren Bundesgenoſſen, weniger der eigenen Geübtheit und Tüchtigkeit. Deshalb waren ſie ſchon nach den Perſerkriegen ihrer Führerrolle in Grie-

chenland verluſtig gegangen, als Athen die zahlreichen Inſelſtaaten des ägäiſchen Meeres unter ſeiner Oberhoheit zu einem Seebunde vereinigte, der über weit bedeutendere Mittel verfügte als die Peloponneſier mit Sparta an der Spitze, zumal da die meiſten Mitglieder des Verbandes die Verpflichtung, Schiffe und Bemannung zu ſtellen, durch Zahlung eines jährlichen Tributes abgelöſt batten. Denn ſo war Athen nicht nur in der Lage die ganze Flotte in ſeinen Häfen immer kampfbereit zu halten, es beſaß auch eine wohlgefüllte Kriegskaſſe ſowie einen nur im Falle der höchſten Not angreifbaren Reſervefonds und erzielte ſo bedeutende Überſchüſſe, daß es ohne eigene Opfer die glanzvollen Bauten ausführen konnte, welche den Hügel der Akropolis für alle Zeiten zu einer Weiheſtätte der Kunſt, zu einem noch in ſeinen Trümmern ehrwürdigen Wallfahrtsort für die Bewunderer antiker Schönheit geſchaffen haben.

Leider hatte das glänzende Bild auch eine recht häßliche Kehrſeite. Die Athener verſtanden es nicht, durch weiſe Maßhalten das Vertrauen ihrer Bundesgenoſſen zu gewinnen und dadurch ihre Machtſtellung dauernd zu feſtigen. Über ihre Härte und Habſucht wurde nicht bloß von den untergebenen Staaten bittere Klage geführt, auch einſichtsvolle Mitbürger empfanden deren Berechtigung. Kein Wunder, daß in Zeiten der Bedrängnis, wie im peloponneſiſchen Kriege, die Gegner bei ihren Beſtrebungen, durch Abtrünnigmachung der Bundesmitglieder deren Oberhaupt vernichtend zu treffen, vielfach ein bereitwilliges Entgegenkommen fanden, und daß ſchon vor dem Friedensſchluſſe von 404, durch welchen Athen formell ſeiner Hoheit über die Inſelſtaaten entſagen mußte, die meiſten abgefallen waren.

Wie hart Sparta außerdem gegen den überwundenen Nebenbuhler damals verfuhr, daß es deſſen Flotte bis auf zwölf Schiffe herabſetzte und das Bollwerk ſeiner Macht,

die langen Mauern, ſchleifen ließ, iſt bekannt. Um ſo bewundernswerter iſt es, daß es dem ſo tödlich getroffenen Staate in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang, von ſeinen Wunden zu geneſen und aus der Ohnmacht Spartas nach der Niederlage bei Knidos Nutzen zu ziehen. Ein neuer Seebund wurde gegründet, der freilich nicht dieſelbe Ausdehnung wie der frühere gewann und auch den Athenern nicht dieſelbe Machtſtellung wiedergab. Nicht „Tribute“, nur noch „Beiträge“ zu den gemeinſamen Koſten zahlten die Mitglieder des neu geſchaffenen Verbandes, dem ohnehin keine lange Dauer beſchieden war. Schon erhob ſich Macedoniens Macht drohend im Hintergrunde, und bei dem Verluſte ſeiner Selbſtändigkeit mußte der führende Staat auch in die Auflöſung des Bundesverhältniſſes willigen.

Immerhin blieb die Flotte Athens noch bedeutend. Man hatte bereits damals angefangen größere Schiffe als die Trieren zu bauen: in den amtlichen Liſten begegnet uns ſchon eine ſtattliche Zahl von Vier- und Fünfruderern (Tetreren und Penteren), deren Erfindung vermutlich von den Karthagern ausgegangen und über Sicilien auch den Griechen des Oſtens bekannt geworden war.

In der Diadochenzeit, als die kriegführenden Parteien einander in der Rieſigkeit der Kampfesmittel zu überbieten trachteten, konſtruierte man ſogar Zehn- bis Sechzehnruderer. Ja, der König Ptolemäus Philopator ſoll einen Vierzigruderer haben herſtellen laſſen, ein Experiment, das allerdings mehr auf koſtſpielige Spielerei hinauslief, als von praktiſcher Bedeutung war. Auch ohne die ausdrücklichen Zeugniſſe der Alten begreifen wir leicht, daß die Anordnung der Ruderreihen bei einem ſolchen Gebäu ſo ſchwierig ſein mußte, daß alle Bewegungen desſelben nur ſchwerfällig und unbeholfen ſein konnten.

Schon die Sechzehnruderer waren mehr Schauſtücke als Schlachtſchiffe. Als die Römer den geſchlagenen König Philipp von Macedonien zwangen ſeine Flotte auszuliefern,

ließen sie ihm gern das unschuldige Vergnügen das prächtigste Stück seiner Kriegsrüstung, sein sechzehnrudriges Admiralschiff, zu behalten, „weil es von unbeholfener Größe war.“ Derartige Kolosse mochten höchstens als schwimmende Batterien für die schweren Geschütze, namentlich bei Belagerungen, von einigem Werte sein. Später errichtete man auf ihnen auch Türme, von denen aus Schleuderer und Pfeilschützen das feindliche Verdeck bestrichen, oder koppelte mehrere zusammen, um Belagerungstürme oder Fallbrücken gegen die angegriffene feindliche Stadt vorzuschieben. Für den Kampf zur See erwiesen sich die Drei- bis Fünfruderer nach wie vor am verwendbarsten.

IX.

Rom.

Vorbemerkungen.

Über das Kriegswesen der Römer erfahren wir etwas Zuverlässiges erst aus den letzten Jahrhunderten vor Christus, aus einer Zeit, als sie den größten Teil der Apenninenhalbinsel bereits unbestritten besaßen und durch Erwerbung außeritalischen Gebietes den ersten Grund zu ihrer Weltherrschaft gelegt hatten. Die frühere Geschichte der Stadt ist wegen Mangels an zeitgenössischen Berichten in ein Dunkel gehüllt, welches vollständig aufzuhellen wohl kaum jemals möglich sein wird. So viel aber geht unzweifelhaft aus jenen sagenhaften Berichten über Roms Vorzeit hervor, daß die anfänglich unbedeutende Bauerngemeinde am Tiber ihren allmählichen Zuwachs an Besitz nur unter schweren fortwährenden Kämpfen erwerben und behaupten konnte. Nur Schritt für Schritt wurde die Stadtmark vergrößert, jede Gebietsvermehrung aber sofort durch geeignete Maßregeln dem festen Gefüge des Staatskörpers dauernd einverleibt. Während in Griechenland der Bevölkerungsüberschuß in fernen Kolonien sich ansiedelte, die meist ohne staatlichen Zusammenhang mit der Mutterstadt blieben, zwar noch die Götter der Heimat verehrten, auch die Feste in der Vaterstadt durch Abgesandte beschickten, sonst aber von dieser unabhängig waren, nicht selten sogar ihre erklärten

Feinde wurden, verfuhren die Römer wie besonnene Landwirte, die nur soviel von wüstem Grunde urbar machen und bebauen, als sie erfolgreich bewirtschaften können. Jede neue Kolonie wurde als neuer Stein in das stolze Gebäude der Weltherrschaft fest und dauernd eingefügt und war in erster Linie dazu bestimmt, das frisch erkämpfte Gebiet mit Waffen nachdrücklich und für immer zu behaupten. Ein immer weiter sich ausspannendes Netz fest angelegter Straßen, mit der Hauptstadt im Mittelpunkte, diente dem Verkehre zwischen dem Sitze der Gesamtverwaltung und den äußersten Grenzbezirken und ermöglichte es, einem bedrohten Punkte im Falle der Not rasch ausgiebige Hilfe zu bringen. Denn was einmal römisch geworden war, wieder aufzugeben entschloß man sich nicht einmal im Falle höchster Bedrängnis, ja, gerade in schwerer Zeit zeigte sich die Kraft und Opferfreudigkeit der Bürgerschaft am ungebrochensten. „Dann sind die Römer am furchtbarsten", sagt Polybios, „wenn sie eine wirkliche Gefahr bedroht"; und in einem seiner Lieder zum Preise der Weltstadt vergleicht Horaz sein Volk mit der Hydra, der immer neue Köpfe anstatt der abgeschlagenen wuchsen, mit der Eiche, aus deren Wurzelstock, wenn der Stamm gefällt ist, wieder lebenskräftige Schößlinge treiben, und fährt fort:

„Zu Boden wirf's, nur stolzer erhebt es sich,
Verwund' es, ruhmvoll streckt es die frische Kraft
Des Siegers hin und liefert Schlachten,
Die noch die Frauen der Enkel preisen."

Oft kam es vor, daß ein Feind durch eine bisher noch nicht gekannte Kampfweise den Römern gegenüber bei den ersten Begegnungen im Vorteile war und ihnen schwere Niederlagen zufügte; sie ließen sich aber nicht entmutigen, vielmehr suchten sie gelehrig vom Sieger zu lernen und ruhten nicht, bis sie ihrem bisherigen Meister überlegen waren und ihm die erlittene Schlappe mit Zins und Zinseszins

heimgezahlt, zugleich aber durch ſehr wirkſame Mittel die Luſt zu neuem Kriege für lange Zeit benommen hatten. Durch entſetzliches Morden wurde der Sieg über den weichenden Feind vollſtändig gemacht, und mögen auch die Zahlen der gefallenen Gegner in den Angaben der Chroniſten meiſt auf Übertreibung beruhen, jedenfalls beweiſen ſie, daß die Mahnung Vergils:

„Schonen die Unterworfnen und niederwerfen die Stolzen“

höchſtens in ihrer zweiten Hälfte ſtets getreulich befolgt wurde, in der erſten nicht viel mehr als fromme Redensart war und blieb. Noch grauſamer verfuhren Roms Krieger in eroberten Städten. Polybios erzählt, nach Einnahme Neukarthagos ſei der Befehl ergangen, nicht eher zu plündern, als das Zeichen dazu gegeben werde, bis dahin aber alles niederzuhauen. „Ich glaube“, fährt er fort, „dies thun die Römer, um Schrecken zu verbreiten. Deshalb kann man oft ſehen, daß nach der Eroberung von Städten von den Römern nicht nur alle Menſchen hingeſchlachtet, ſondern auch die Hunde in Stücke gehauen werden und daß losgetrennte Glieder von Tieren in Menge umherliegen.“

Auf Vertrauen und Ergebenheit konnte darum der Sieger bei den Unterworfenen nicht rechnen, eher befürchten, daß dieſe jede Gelegenheit, ihrem grauſamen und unerbittlich ſtrengen Herrn zu ſchaden, bereitwillig ergreifen würden. Darin ſah aber der römiſche Staat nicht eine Mahnung zur Milde und Menſchlichkeit, ſondern nur eine Aufforderung, die Leiſtungsfähigkeit ſeiner Heere bis aufs höchſte zu ſteigern. Faſt unglaubliche Strapazen wurden den Kriegern zugemutet, ſchwere, unter der Glut italieniſcher Sonne faſt unerträgliche Laſten ihnen während des Marſches aufgebürdet. Die Folge davon war ihre Widerſtandsfähigkeit gegen jedes Klima, in den rauhen Wäldern Germaniens wie im Wüſtenſande Afrikas und Aſiens. Nicht minder hart war die Zucht

im Heere. Ungehorsam oder voreiliges Handeln gegen die Befehle des Vorgesetzten wurden ungewöhnlich streng, meist mit dem Tode, bestraft. Selbst gegen den eigenen Sohn gestattete das Staatsgebot dem Vater keine Nachsicht. Was galt auch das Leben des einzelnen gegenüber den Vorteilen, die dem Gemeinwesen durch eine starre, rücksichtslose Durchführung seiner Forderungen erwuchsen? Nicht nur für die kriegslustigen Alleinherrscher in der sagenhaften Königszeit, auch für den Senat war bei Beginn eines Feldzuges oft nur die eine Erwägung ausschlaggebend, es möchten in zu langer Friedenszeit die Unterthanen das Waffenhandwerk verlernen und künftig als Gegner nicht mehr gefürchtet werden. Vor solcher Erschlaffung konnte nur der Krieg bewahren, der in harter aber heilsamer Schulung die Volkskraft frisch, das Pflichtgefühl lebendig erhielt, zugleich aber zu unermüdlichem Weiterarbeiten an den Heereseinrichtungen die fruchtbarsten Anregungen gab. Mit den Waffen in der Hand haben die Römer die Mittel kennen gelernt, welche der Scharfsinn der Hellenen und Karthager für den Seekampf und zur Bezwingung feindlicher Bollwerke ersonnen, und mit praktischem Blicke haben sie ausgewählt, was ihnen am vorteilhaftesten und nachahmungswertesten erschien. Auch die Einteilung und Aufstellung der Legion, die Ausrüstung und Verwendung der einzelnen Truppenteile, die Einführung neuer Waffengattungen sind mehr oder minder erkennbar durch die Erfahrungen veranlaßt, welche man im Laufe der Zeit gegen die verschiedenartigsten Feinde gesammelt hatte.

X.

Das Heer der Königszeit und Republik.

a) Einteilung.

Die älteſte Formation der römiſchen Bürgerwehr muß eine Truppe von tauſend Mann geweſen ſein; dies beweiſt der lateiniſche Name für Soldat, miles, Tauſender (von mille, tauſend). Soviel ſtellte jede der drei Tribus, Ramnes, Tities und Luceres zu der Legion (ſoviel wie Aufgebot oder Aushebung), an deren Spitze der König in den Kampf zog. Die Hauptwaffe dieſes älteſten Heeres war vermutlich die lange Stoßlanze; ſeine Aufſtellung erfolgte in einer geſchloſſenen Phalanx. Gleichzeitig ſoll auch eine Reiterſchar von dreihundert Mann und eine ebenſo ſtarke Leibgarde (Celeres) des Königs vorhanden geweſen ſein. Mit der Zunahme der Bevölkerung behielt man für die neu gebildeten Truppenkörper die alte Einteilung bei. Jeder Legion von dreitauſend Mann wurden dreihundert Reiter beigegeben, denen auf beiden Flügeln ihr Platz während des Kampfes angewieſen wurde.

Die Wehrpflicht erſtreckte ſich auf alle Mitglieder der Geſchlechtertribus und dauerte vom ſiebzehnten bis zum ſechzigſten Jahre, wie in den griechiſchen Staaten. Wie dort hatte jeder Krieger ſeine Ausrüſtung aus eigenen Mitteln anzuſchaffen.

So blieb es bis zur Einführung der Servianischen Verfassung, durch welche die Dienstpflicht und Bewaffnung nach der Größe des Grundbesitzes geregelt und jeder Anfässige in das Heer eingereiht wurde, als Entgelt für seine Leistungen aber auch das Recht an allen wichtigen, dem Volke zustehenden Abstimmungen teilzunehmen zugestanden bekam.

Nach der übereinstimmenden Darstellung der Alten teilte Servius Tullius die wehrfähige Bevölkerung, gleichviel ob Bürger oder Schutzverwandte, nach der Größe und dem Ertrage ihres Grundbesitzes in hundertunddreiundneunzig Centurien (Hundertschaften). Die ersten achtzehn, welche aus den Reichsten bestanden, bestimmte er zum Reiterdienste. War das Vermögen im Besitz einer Witwe, so mußte diese wenigstens ein Pferd unterhalten und im Falle des Bedarfes dem Staate zur Verfügung stellen. Die übrigen hundertfünfundsiebzig Centurien teilte er in sechs Klassen ein. Die erste Klasse von achtzig Centurien war verpflichtet mit Helm, Panzer und Beinschienen sich auszurüsten; die zweite von zwanzig Centurien führte dieselben Waffen, war aber von der Anschaffung des Panzers befreit; die dritte mit gleichviel Centurien trug weder diesen noch Beinschienen; die vierte und fünfte Klasse von zwanzig, beziehentlich dreißig Centurien waren nur mit Schleudern und leichten Spießen versehen.

Die sechste Klasse, die Besitzlosen, bildete eine einzige Centurie, war vom Dienste mit der Waffe befreit und nur zum Ersatz Gefallener in deren Rüstung verpflichtet.

Außerdem wurden noch zwei Centurien Handwerker, Zimmerleute und Schmiede, und zwei von Musikern, Hornbläsern, errichtet.

Jede der sechs Klassen zerfiel in zwei Aufgebote, das der Jüngeren und das der Älteren. Das erste umfaßte alle Wehrmänner bis zum vollendeten sechsundvierzigsten Jahre und stellte die Feldarmee; das zweite bestand aus allen,

welche diese Altersgrenze überschritten hatten, und blieb in der Regel zum Schutze der Stadt zurück. Der Anführer einer Hundertschaft hieß Centurio; alle hundertundsiebzig wurden in vier Legionen eingeteilt, von denen zwei in der Regel ins Feld rückten, zwei als Besatzung zurückgelassen wurden.

Die Aufstellung zur Schlacht erfolgte in der Weise, daß die vier ersten Glieder von den vollständig ausgerüsteten Kriegern der ersten Klasse, das fünfte und sechste von denen der zweiten und dritten gebildet wurden. Die Leichtbewaffneten der vierten und fünften hatten entweder als siebentes und achtes Glied hinter der Phalanx ihren Platz oder schwärmten seitwärts von derselben aus.

Den Oberbefehl über das Heer im Felde führte der König, über die Reiterei ein Oberst, nach der Abschaffung der Monarchie die höchsten Beamten der Republik, die Konsuln, wie auch ihr ältester Name Prätoren (von praeire, voranziehen, wie das deutsche „Herzog“) besagt, später, als viele Heere gleichzeitig im Felde standen, Prätoren, Prokonsuln und Proprätoren. Schwebte der Staat in großer Gefahr, so wurden die Machtbefugnisse aller Behörden aufgehoben und alle Gewalt in die Hand eines Diktators gelegt, der unumschränkt und unverantwortlich in seinem Oberbefehle sich selbst in einem Reiteroberſten einen Stellvertreter ernannte.

Um einen Mißbrauch so außerordentlich weitgehender Rechte zu verhüten, wurde die Dauer der Diktatur auf höchstens sechs Monate festgesetzt. Häufig legte der Inhaber sein Amt schon früher freiwillig nieder, wenn er die ihm gestellte Aufgabe als erfüllt ansah oder mit Einbruch des Winters der Feldzug ohnehin ein Ende genommen hatte. Denn auch die Römer kannten in der ältesten Zeit nur Kriege im Sommer. Erst seit der langjährigen Belagerung von Veji durch Camillus blieb das Heer während des ganzen

Jahres unter Waffen. Bis dahin hatte der Kriegsdienst unentgeltlich geleistet werden müssen, was für die minder Bemittelten ein schweres Opfer bedeutete und ihnen wiederholt Grund zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Nunmehr erhielten die Krieger Sold. War derselbe auch gering, so scheint doch die Neuerung weittragende Veränderungen im Gefolge gehabt zu haben. Infolge der gleichmäßigen Bezahlung im Felde wurden zwischen den unteren Vermögensklassen die Unterschiede auch in der Bewaffnung mehr und mehr verwischt; allem Anscheine nach ist damals die vierte bisher leicht bewaffnete Klasse zum Dienst unter dem schweren Fußvolk herangezogen worden. Ob neben einigen, später darzustellenden Verbesserungen in der Bewaffnung Camillus damals auch die Manipularstellung eingeführt hat, erscheint fraglich. Mit größerer Wahrscheinlichkeit verlegt man jene Umgestaltung in die Zeit der Kriege mit den Samniten. In dem gebirgigen Lande dieses tapferen, erst nach zähem Widerstande zu Boden geworfenen Stammes war die geschlossene Phalanx in langer Front unmöglich verwendbar. Man gliederte daher die Legion in eine größere Anzahl von Truppenhaufen, von acht Mann Front und ebensoviel Tiefe, die klein genug waren, um auch bei den ungünstigsten Bodenverhältnissen den Zusammenhang beizubehalten, und getrennt von einander kämpften, um nicht durch einreißende Verwirrung bei benachbarten Abteilungen in Unordnung zu geraten.

Diese festgeschlossenen Haufen oder Bündel von Soldaten nannte man Manipel*). Im Laufe der Zeit bildete man sie in einer Stärke von je hundertundzwanzig Mann aus zwei Centurien zu sechzig Mann, deren jede von

*) Die vielfach zu findende Angabe, dieser Name stamme von dem als Feldzeichen in den einzelnen Abteilungen geführten Bündel Heu oder Stroh, ist ebenso unwahrscheinlich als geschmacklos.

einem Hauptmann (Centurio) befehligt wurde. So wenigſtens ſchildert der Grieche Polybios, der Zeitgenoſſe und Freund des jüngeren Scipio, der Augenzeuge der Zerſtörung Karthagos, in ausführlicher, für ſeine Landsleute berechneter Darſtellung die damalige Zuſammenſetzung der Legion.

Nach ſeinem Berichte gliederte ſich dieſe in drei Treffen von Schwerbewaffneten: Haſtati, Principes und Triarii*). Jedes derſelben beſtand aus zehn Manipeln, die bei den beiden erſten hundertundzwanzig, bei dem dritten nur ſechzig Mann zählten. Die einzelnen Abteilungen waren ſchachbrettartig (in der Form der Quincunx, der Fünf auf dem Würfel) aufgeſtellt; die Zwiſchenräume des erſten Treffens entſprachen der Frontlänge der Manipel im zweiten, ſo daß dieſes im Falle der Not zum Einrücken in die vorderſte Linie Platz fand. Etwas zurück, als Reſerve, ſtanden die Triarier, die noch die Waffe der alten Phalanx, die Stoßlanze führten, während Haſtati und Principes bereits mit dem Wurfſpieße ausgerüſtet waren. So mußte der Feind den Sieg dreimal gewinnen. „Zuerſt arbeiten die Haſtaten, wenn ohne Erfolg, die Principes mit Wurfſpieß und Schwert; gewinnen auch dieſe keine Entſcheidung, ſo ziehen ſich beide in die Intervallen der Triariermanipel zurück und ſchließen ſich an dieſe feſt an; in eine zuſammenhängende Phalanx geordnet gehen nun alle, die geſchonten Reſerven mit gefälltem Spieß, zum letzten Angriff gegen den, wo nicht erſchütterten, ſo doch ermüdeten Feind vor.“

Außer den Schwerbewaffneten gehörten zur Legion noch zwölfhundert Leichtbewaffnete, die mit dem kleinen leichten Schilde, dem Schwerte und ſieben leichten Wurf-

*) Die Namen ſelbſt ſtammen aus früherer Zeit und waren zur Zeit des Polybios, vermutlich aber ſchon weit früher, mehr Titel als unterſcheidende Bezeichnungen für die Bewaffnung oder Obliegenheiten im Kampfe.

lanzen verſehen, auf die einzelnen Manipeln verteilt waren und entweder zwiſchen dieſen fochten und ihre Flanken deckten oder auch vor Beginn der Schlacht ſeitwärts vorgingen, um den Gegner zu beunruhigen.

Bei dieſer Truppe begann der römiſche Bürger ſeinen Kriegsdienſt; dann war er hastatus, ſpäter princeps, ſchließlich, als ergrauter und erprobter Soldat, Triarier.

Die Geſamtſtärke der Legion berechnet ſich für jene Zeit demnach auf viertauſendzweihundert Mann. Indes ſagt Polybios ſelbſt, daß in Zeiten beſonderer Kraftanſtrengung des Staates die übliche Zahl weſentlich überſchritten und bis auf fünftauſend gebracht worden ſei.

Demſelben Schriftſteller verdanken wir eine ausführliche Beſchreibung des bei der Aushebung befolgten Verfahrens. Sollten, wie es ſeit dem zweiten puniſchen Kriege die Regel war, vier Legionen ausgehoben werden, ſo wählte man zunächſt die Stabsoffiziere für die zu bildenden Truppenteile, die Tribunen, je ſechs für jede Legion. Vierzehn von dieſen mußten wenigſtens fünf, die übrigen zehn mindeſtens zehn Jahre Dienſt hinter ſich haben. Unter ihnen wurde der Oberbefehl über die Legion derart geordnet, daß immer je zwei auf die Dauer von zwei Monaten kommandierten und dabei entweder täglich abwechſelten oder jeder die Hälfte der ganzen Zeit ununterbrochen die Führung übernahm.

Die neu ernannten Befehlshaber teilten hierauf die von den Cenſoren beſtimmten Reiter in vier Schwadronen von je dreihundert Mann jeder Legion zu und verſchritten dann zur Aushebung für die Truppenteile, zu der alle dienſtpflichtigen Städter bei Vermeidung ſchwerer Strafen, wie Gefängnis, Einziehung des Vermögens, Verkauf in die Sklaverei, ſich zu ſtellen hatten. Damit nun bei der Auswahl jede Legion gleich brauchbare Mannſchaften zugewieſen erhielt, wurde für alle vier die Muſterung gleichzeitig

vorgenommen. Unter den vier zuerſt vortretenden Leuten hatten zuerſt die Tribunen der erſten Legion die Wahl, dann die der andern, unter den nächſten vier die der zweiten, dann die der dritten und ſo fort, bis die gewünſchte Stärke der auszuhebenden Truppen erreicht war. Dann folgte die Vereidigung, bei der ein jeder Gehorſam gegen die Oberen und willige Ausführung ihrer Befehle gelobte, und die Wahl der Hauptleute (Centurionen), meiſt älterer Soldaten, die, wie heutzutage die Feldwebel, von der Pike auf gedient und in früheren Feldzügen Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt hatten, zu höheren Stellen in der Zeit der Republik in der Regel auch nicht gelangen konnten.

Andere Offiziersſtellen zwiſchen den Centurionen und den Führern der Legion gab es nicht. Dieſe nahm bei ihrer tiefen, geſchloſſenen Stellung im Kampfe weit weniger Raum ein als in der Jetztzeit ein Regiment oder eine Brigade in der Auflöſung zum Gefecht; da größere Unterabteilungen zu ſelbſtändigem Handeln nicht ausgeſchieden wurden, benötigte man für ſolche auch nicht beſonderer Befehlshaber.

Gleichzeitig mit der Aushebung in Rom fand auch die bei den latiniſchen Bundesgenoſſen ſtatt, welche ſeit dem Jahre 493 v. Chr. zur Feldarmee des Oberhauptes ihre vorgeſchriebenen Kontingente zu ſtellen hatten. Da es unthunlich erſchien, ihre Aufgebote zu Legionen zu vereinigen, ſo wurden aus den Angehörigen der einzelnen Gemeinden nur Kohorten in der Stärke von etwa vierhundert Mann gebildet, welche ihre Befehlshaber aus den eigenen Landsleuten erhielten, zuſammen aber den aus Römern gewählten Anführern der Bundesgenoſſen unterſtellt waren. Letztere, zwölf an der Zahl, wechſelten, ähnlich wie die Tribunen, mit dem Kommando.

Beſonders ſtark wurden die Gemeinden der Latiner zum Reiterdienſte herangezogen, zu dem ſie dreimal ſoviel Mannſchaften ſtellen mußten als die Hauptſtadt. Ihre

Schwadronen (alae) zerfielen in fünf Züge zu sechzig Mann und hatten ebenso wie das Fußvolk ihren besondern Anführer und Zahlmeister. Aus beiden Truppengattungen wurde als besondere Kerntruppe die sogenannten Extraordinarii ausgewählt, die ein Drittel der Berittenen, ein Fünftel der Kohorten zu Fuß ausmachten und auf dem Marsche, im Lager und im Gefecht besondere Ehrenplätze innehatten, also ähnlich bevorzugt wurden wie die Leibgarde (Cohors praetoria) des römischen Feldherrn, die dieser in seiner nächsten Umgebung aus Freunden, persönlichen Anhängern, jungen Adligen und ausgedienten Soldaten vereinigte.

Das Gesamtergebnis einer Aushebung in Rom und bei den Bundesgenossen betrug in einem Jahre ungefähr vierzigtausend Mann. In langen Feldzügen, wie in den punischen Kriegen, konnte man an Entlassung der Heere nicht denken, mußte vielmehr das Ersatzgeschäft mehrere Jahre hinter einander vornehmen. So kam es, daß im Verlaufe des hannibalischen Krieges gleichzeitig über zwanzig Legionen mit den dazu gehörigen Kontingenten von Latinern im Felde standen. Sicherlich keine geringe Kraftanstrengung für die Hauptstadt und die Gemeinden der Eidgenossenschaft, wie namentlich deren Klagen über Erschöpfung und Entvölkerung ihrer Gebiete beweisen.

Trotz alledem bestand der Bund gegen Hannibal seine Probe aufs glänzendste. Die Hoffnung des Karthagers, seine gelichteten Reihen mit abtrünnigen Verbündeten der Gegner wieder vollzählig zu machen, erwies sich als ebenso trügerisch wie sein Vertrauen auf rechtzeitige Verstärkung seitens der Vaterstadt, während Rom selbst in trübster Zeit neben den Truppen für den italischen Kriegsschauplatz genug Streitkräfte aufzubringen vermochte, um auch gleichzeitig in Spanien und Sicilien seine Erwerbungen zu behaupten und durch neue Eroberungen zu erweitern.

b) Bewaffnung.

Für eine Darſtellung der römiſchen Bewaffnung liegt zwar in den ziemlich zahlreichen Kriegerdenkmälern mit getreuer Wiedergabe der Ausrüſtung und in mehr oder minder gut erhaltenen Waffenreſten ein reichhaltiges Quellenmaterial vor, doch reicht dasſelbe meiſt nicht weiter zurück, als bis in das letzte Jahrhundert der Republik und kann nur dann für die Schilderung der in früherer Zeit üblichen Formen Verwertung finden, wenn die Beſchreibung zeitgenöſſiſcher Schriftſteller mit dem Befunde der erhaltenen Darſtellungen oder Originale in Einklang gebracht werden kann.

Fig. 56. Etruskiſcher Krieger. Bronze in Florenz.

Denn wenn die Römer als gelehrige Schüler ihrer Gegner unabläſſig an der Vervollkommung ihres Kriegsweſens arbeiteten, ſo galten ſolche Beſtrebungen nicht zum wenigſten der Einführung neuer Waffen. Gerade diejenigen, denen ſie ihre meiſten Erfolge zu verdanken hatten, ſind nach übereinſtimmenden Ausſagen der Alten Nachahmungen fremder Formen geweſen. Schon für die Ausrüſtung der Krieger in der Königszeit ſcheinen die Etrusker von vorbildlichem Einfluſſe geweſen zu ſein (Fig. 56). Von ihnen ſtammt

vermutlich der Rundschild, der Panzer (Fig. 57) und die Beinschienen, welche nach der Bestimmung des Servius Tullius

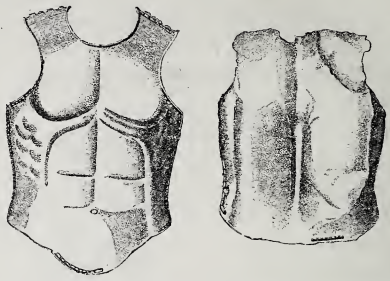


Fig. 57. Brust- und Rückenharnisch, aus einem etruskischen Grabe. Carlsruhe, Grosh. Sammlung.

Fig. 58. Marsch im Viereck (Agmen quadratum). Von der Antoninssäule.

die wohlhabendsten Bürger sich anzuschaffen hatten. Später entlehnte man, wie es heißt, von den Samniten den großen Langschild von Holz in der Form eines durchschnittenen

Cylinders (Fig. 58), das Scutum, deſſen Eiſenbeſchläge in der Mitte und am Rande von Camillus eingeführt ſein ſollen. Anſtatt des früher nur einſchneidigen Schwertes wurde ſeit dem zweiten puniſchen Kriege das zweiſchneidige ſogenannte hiſpaniſche (Fig. 59) gebraucht, das, an der Spitze gut gehärtet, für Hieb und Stich gleich verwendbar war. Mit welchem Erfolge, bezeugt eine Stelle des Livius, der erzählt, die Macedonier ſeien von Schauder ergriffen worden, als ſie die Wunden erblickt hätten, die von römiſchen Hieben herrührten.

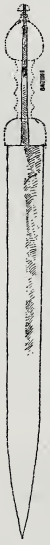


Fig. 59. Römiſches Schwert.

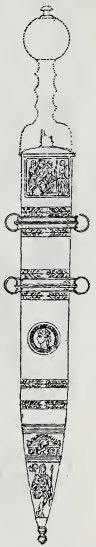


Fig. 60. Römiſches Schwert m. Scheide.

Dabei war die Waffe nicht einmal von bedeutender Länge (etwa 0,50 m) und konnte deshalb an der rechten Seite getragen werden. Die Scheide des Schwertes war bei vornehmen Kriegern reich verziert, wie ein bei Mainz gemachter Fund ausweiſt (Fig. 60). Man trug es entweder an einem von der linken Schulter nach der rechten Hüfte herabhängenden Bandelier, oder wohl noch häufiger am Gürtel (Fig. 61). Dieſer beſtand aus einem mehrfach um den Leib geſchlungenen Riemen, bisweilen auch nur aus einem einfachen, metallbeſchlagenen, breiten Bande (Fig. 62). Vom Schloſſe abwärts hingen zum Schutze des Unterleibes vier bis fünf lederne Streifen, die gleichfalls durch einen Überzug mit Blech widerſtandsfähiger gemacht wurden

(Fig. 61). An der linken Seite trug man außerdem noch einen kurzen Dolch (Fig. 63) für das dichteſte Handgemenge.

Fig. 61. Grabſtein des Legionars Q. Petilius. Gef. bei Bonn.

Als Panzer diente ein Lederkoller, das von den Hüften aufwärts aus einer Anzahl horizontaler Lederſtreifen beſtand; derſelbe Schutz findet ſich an den Schulterblättern und am Oberarme. (Beſonders deutlich auf Fig. 58.) Der eiſerne Harniſch ſcheint früh in Wegfall gekommen zu ſein, Reiche trugen anſtatt deſſen ein Panzerhemd aus Maſchen. Wer ein ſolches aus ſeinen Mitteln nicht anſchaffen konnte, trug ein kreisförmiges Eiſenblech (Pectorale) auf der vom Schilde nicht gedeckten Seite der Bruſt. (Siehe unten Fig. 67 zu Seite 142). Auch eherne Beinſchienen werden von Polybios noch erwähnt, ſcheinen aber ſpäter wenigſtens vom gemeinen Soldaten nicht mehr getragen worden zu ſein. Am Fuße trug man den ſogenannten Soldatenſchuh aus Riemenwerk (Fig. 64); darüber blieb das Bein nackt; erſt ſpäter legte man zum Schutze gegen das rauhe Klima der nördlichen Länder, Germaniens, Britanniens,

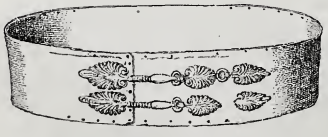


Fig. 62. Gürtel. Gef. bei Neapel.

Nordgalliens, Beinkleider an, wie die Barbaren. (Siehe Fig. 67.) Bis dahin trug man als Untergewand nur die Tunika, über der Rüſtung den deckenartigen Mantel, das Sagum. Der Helm der Legionsſoldaten (Fig. 65) beſtand entweder aus Leder mit

Fig. 63. Römiſcher Dolch.

Fig. 64. Soldatenſchuh (caliga).

ſtarken Eiſenbeſchlägen oder ſeit Camillus ganz aus Metall und war zur Zeit des Polybios mit einem hohen Federbuſche geziert, durch den, wie dieſer Schriftſteller etwas

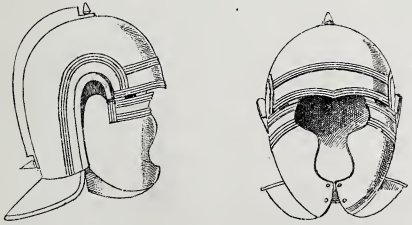


Fig. 65. Römiſcher Helm.

übertreibend behauptet, der Krieger noch einmal ſo groß als ſonſt erſchienen ſei. In ſpäterer Zeit findet ſich jener Schmuck wenigſtens nicht durchgängig dargeſtellt, meiſt nur bei Gardetruppen oder Anführern. Der gemeine Soldat

trägt die Eisenhaube. Daneben erscheinen Kopfbedeckungen, die mit Backenstücken ausgestattet, den größten Teil des Gesichtes bedecken oder auch nur die Augen freilassen. Während des Marsches oder der Lagerarbeit wurde der Helm abgesetzt und an einem Lederriemen vorn an der Brust getragen.

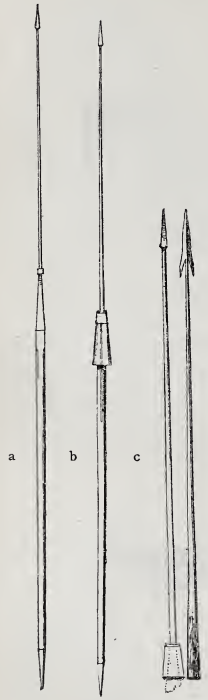


Fig. 66.
Römisches Pilum.

Weitaus die wichtigste und zugleich eigenartigste aller römischen Waffen war das übermannshohe (Fig. 61) Pilum (Fig. 66), das etruskischen Ursprunges sein soll. Was diesen Spieß von allen ähnlichen Wurfgeschossen anderer Völker wesentlich unterschied, war die schlanke, leicht sich biegende Klinge, die nicht abgehauen oder abgebrochen werden konnte, wenn sie in den Schild oder Panzer des Feindes eingedrungen war, und von gleicher Länge war wie der hölzerne Schaft. In diesen war sie mit einer zungenförmigen Verbreiterung eingelassen und mittelst eiserner Stifte vernietet. Vermutlich in späterer Zeit wurde die Verbindung zwischen Schaft und Klinge dadurch hergestellt, daß letztere mittelst einer Tülle über jenen geschoben und befestigt wurde (b und c).

Über die Wirkung des Pilums belehren uns Versuche, die man mit der rekonstruierten Waffe in der Neuzeit angestellt hat: auf dreißig Schritte Entfernung wurde ein

tannenes Brett von 3 cm Dicke, ſogar eine auf beiden Seiten mit Eiſenblech beſchlagene Scheibe aus Eichenholz von 1,5 cm Stärke durchbohrt. Die den Einbruch der Legionen in die Reihen des Feindes vorbereitende Salve muß deswegen bei dieſem ſchon furchtbar aufgeräumt und gewaltige Lücken geriſſen haben, die ſich gegen den Angriff mit dem Schwerte nicht raſch genug ſchließen konnten.

Kein Wunder, daß die hervorragendſten Neuerer und Verbeſſerer im römiſchen Kriegsweſen der Vervollkommnung des Pilum ihre ganz beſondere Aufmerkſamkeit zuwandten. Marius erſetzte einen der beiden eiſernen Stifte zur Befeſtigung der Klinge im Schaft durch einen hölzernen, der beim Eindringen der Spitze durch die Schwere des Holzes abbrach und es ſo unmöglich machte, das Geſchoß zurückzuwerfen. Denſelben Zweck erreichte Cäſar, indem er nur die Spitze der Klinge ſtählen, den übrigen Teil aus weichem Eiſen herſtellen ließ, welches ſich leicht bog, wenn das Ziel getroffen war. Er erzählt in ſeinen Kommentarien über den galliſchen Krieg, daß die Helvetier in der Schlacht bei Bibrakte nach vergeblichen Verſuchen das in den Schild gedrungene Pilum loszureißen ſich entſchließen mußten denſelben fahren zu laſſen. An einer ſpäteren Stelle ſeiner Werke erwähnt er eine noch maſſigere Form des Wurfſpießes, das ſogenannte Mauerpilum, das aber nicht im freien Felde, ſondern nur zur Verteidigung von Befeſtigungen gebraucht und wahrſcheinlich nur von der im Lager zurückbleibenden Reſerve geführt wurde.

Obwohl das Gewicht der geſamten Rüſtung nicht unbedeutend war, bewegte ſich der Legionar ziemlich leicht. „Unſere Krieger“, ſagt Cicero, „ſehen Schild, Schwert, Helm ebenſowenig als Laſt an, wie Schultern, Arme, Hände; denn die Waffen nennen ſie die Glieder des Kämpfers.“ Weit drückender war die Laſt des Gepäckes, welches der einzelne auf dem Marſche zu ſchleppen hatte. Dazu gehörte

ein Korb mit Kleidungsstücken zum Wechseln, Kochgeschirr, der Getreidevorrat, welcher auf siebzehn Tage in natura „gefaßt“ und erst in späterer Zeit durch Brot oder eine Art Zwieback ersetzt wurde, außerdem Schanzgerät, wie Hacken, Schaufeln und Pfähle für den Zaun des Lagers. Seit Marius wurden sämtliche Stücke an einer gabelförmigen Stange auf einem Brettchen festgebunden, eine Vorrichtung, welche nach dem Erfinder vom Soldatenwitz der „Marianische Maulesel“ getauft wurde, und auch auf Bildwerken der späteren Zeit (Fig. 67) sich dargestellt findet, in der Wirklichkeit aber schwerlich so zierlich und nippartig sich ausgenommen haben wird, wie sie aus künstlerischen Rücksichten fast nur andeutungsweise, z. B. auf den Reliefs der Trajanssäule, behandelt worden ist. Viel eher glauben wir den Zeugnissen der Schriftsteller, welche den bepackten römischen Soldaten mit einem beladenen Saumtier vergleichen und ausdrücklich betonen, daß Nichtrömer außer stande gewesen seien mit einer solchen Last zu marschieren, die auch von den Legionaren in Zeiten der Entartung und verfallenden Zucht mit Vorliebe auf Wagen oder Maultieren mitgeführt wurde. Während ferner die Truppen der Jetztzeit mit dem Tornister auf dem Rücken jederzeit befähigt sind in das Gefecht einzugreifen, mußte der römische Soldat sich erst seines Bündels entledigen, ehe er vorgehen konnte. „Bepackt“ heißt daher bei den Lateinern geradezu dasselbe wie „am Kampfe behindert.“

Neben dem schwerbewaffneten Fußvolke waren seit dem zweiten punischen Kriege auch leichtbewaffnete Abteilungen auswärtiger Nationen im römischen Heere vorhanden, Bogenschützen aus Numidien, später auch aus Kreta, und Schleuderer, letztere namentlich von den balearischen Inseln, deren Bewohner wegen ihrer Sicherheit im Treffen ganz besonders geschätzt waren. Ihre Waffe bestand aus einem beutelartigen, nach oben in Streifen zerschnittenen Stück Leder

Fig. 100. Römiſche Wachtpoſten, Alarmhäuſer und Magazine. Relief von der Trajanssäule in Rom. Zu Seite 201.

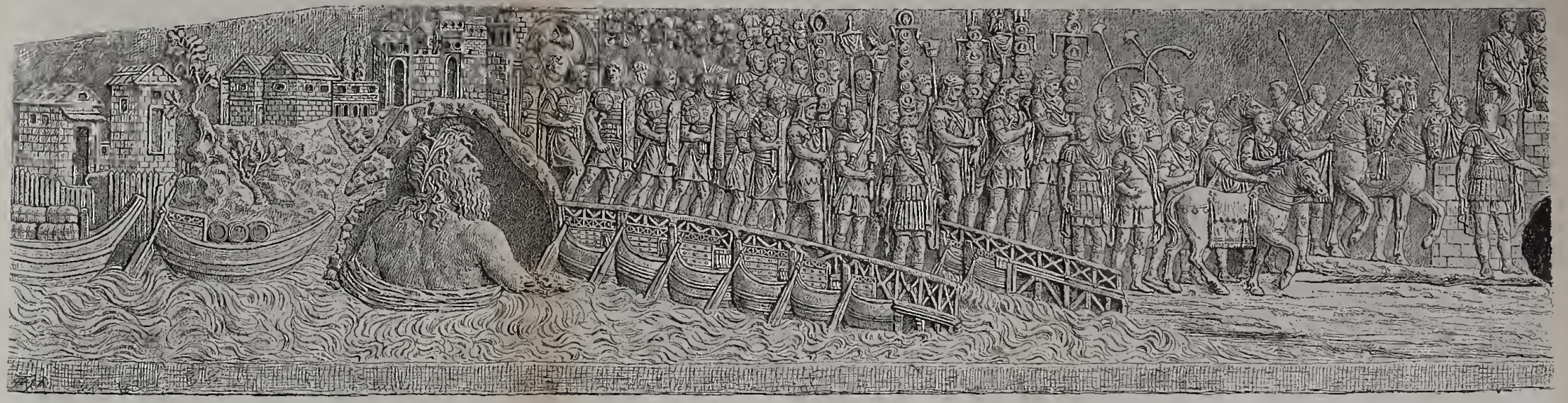


Fig. 67. Auszug des römiſchen Heeres. Relief von der Trajansſäule in Rom. Zu Seite 142.

mit einer Öffnung für das Geſchoß; den Vorrat an Munition führten ſie während des Kampfes in den Falten des mit der linken Hand aufgehobenen Kriegsmantels. Als Wurfmaſſe dienten geeignete Steine, ſpäter meiſt Bleiſtücke in Form von Eicheln mit dem Stempel der Legion (Fig. 68) oder Inſchriften wie: „Sprich mit Pompejus ein Wörtchen!“ oder „Gieb dem Octavianus eins hinten drauf!“ u. a.

Fig. 68. Schleuderbleie (glandes) aus Italien.

Schließlich iſt noch der Bewaffnung der Reiter zu gedenken. Die der Römer und Bundesgenoſſen trugen einen Panzer von Leder, einen dem Scutum ähnlichen länglichen Schild, die Cetra, und eiſernen Helm (Fig. 69) Außer dem langen Spieße zum Stoße führten ſie noch eine Anzahl kleinere zum Wurfe bei ſich. Das Pferd trug in der älteren Zeit weder Sattel noch Steigbügel, ſondern nur eine Decke und wurde mit dem Trenſenzügel gelenkt. Hufeiſen kannte man nicht; nur in Gebirgsgegenden beſchlug man die Hufe mit eiſernen Sohlen. Mit ſo unvollkommenen Mitteln konnte weder Roß noch Reiter etwas Bedeutendes leiſten. Meiſt diente daher die Kavallerie nur in abwartender Stellung zum

Fig. 69. Grabſtein des C. Marius, gef. bei Bonn.

Schutze der Flügel oder zur Verfolgung des Feindes. Selbſt die Verſuche ſie durch Miſchung mit leichtbewaffnetem Fußvolk verwendungsfähiger zu machen, ſcheinen zu nennenswerten Ergebniſſen nicht geführt zu haben. Als man daher am Beginn des letzten Jahrhunderts v. Chr. die römiſche Bürgerreiterei ganz eingehen ließ, geſchah dies ohne Einbuße für den Staat, und die Meiſter der römiſchen Kriegskunſt am Ende der Republik ſcheinen das Verſchwinden der überlebten Einrichtung mehr gebilligt als beklagt zu haben.

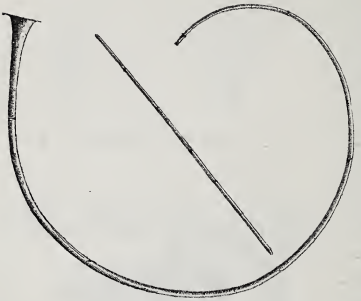


Fig. 70. Buccina.

Beritten blieb nur der Feldherr mit feinem Stabe. Als Abzeichen trug er eine purpurrote Schärpe, das Paludamentum, über der Schulter, von ſonſtigen Waffen nur das Schwert. Begab er ſich perſönlich ins Kampfgewühl, was ſpäter nur ausnahmsweiſe geſchah, ſo mußten ihn Soldaten mit ihren Schilden decken.

Als Muſikinſtrumente dienten das gekrümmte, waldhornartige Horn (buccina) (Fig. 70 und 67), die lange Trompete (tuba) und ein kurzes Signalhorn (cornu). Die Spielleute trugen ebenſo wie die Träger der Feldzeichen vom Kopfe über die Schultern herab das Fell eines wilden Tieres, deſſen Krallen auf der Bruſt über einander gekreuzt waren.

XI.

Lager- und Marschordnung.

So weit unſere Nachrichten über römiſche Kriegführung zurückreichen, immer wird der Vorſichtsmaßregel, für die Nacht ſich genügend durch Wall und Graben zu ſichern, Erwähnung gethan*). Sogar wo von den ſpäteren Schriftſtellern die Kämpfe der älteſten Zeit geſchildert werden, in der man noch nicht die Erfahrung gemacht hatte, von welchem doppelten Nutzen in der Schlacht ſowohl für den Angriff als für die Verteidigung ein gut befeſtigter Stützpunkt ſein mußte, wird vom Aufſchlagen eines Lagers wie von einer ſelbſtverſtändlichen, zu jeder Zeit vorhandenen Einrichtung geſprochen. Es wird aber wohl auch kaum ein Volk in der Geſchichte zu nennen ſein, das mit gleicher Beharrlichkeit, unter Umſtänden jeden Tag an einem anderen Orte, ſein Nachtquartier ſo ausreichend vor Überraſchungen zu bewahren ſuchte und lieber auf Ausnutzung des Sieges als auf ſolchen Schutz verzichtete. Nicht mit Unrecht haben daher Kenner der Kriegskunſt dem Spaten denſelben Anteil an der Gründung des Weltreiches zuerkannt, wie den männermordenden Waffen.

*) „Unſere Vorfahren“, ſagt Livius, „ſahen in dem Lager einen Zufluchtshafen des Heeres gegen alle Wechſelfälle, von dem aus ſie zum Gefechte auszogen, und in den ſie ſich von den Stürmen des Kampfes erſchüttert zurückziehen konnten.“

Nahte der Tagesmarsch der Legion seinem Ende, so sandte der Feldherr eine Anzahl Offiziere mit dem nötigen Vermessungspersonal unter der Deckung einer Heeresabteilung voraus, um einen geeigneten Platz für das Lager auszusuchen. Mit besonderer Vorliebe wählte man eine Anhöhe, deren Oberfläche eben oder nur sanft geneigt war und nicht von höher gelegenen Punkten aus überblickt werden konnte. Zugleich vergewisserte man sich, ob hinreichendes Wasser nicht weit entfernt war und auch das nötige Brennholz bald beschafft werden konnte, vermied aber aus Besorgnis vor einem Hinterhalte des Feindes die unmittelbare Nähe des Waldes.

Sobald ein Ort gefunden war, der möglichst vollständig den Anforderungen entsprach, so wurde zunächst für das Feldherrnzelt (Tabernaculum) und dessen Anbauten die Stelle bestimmt, das sogenannte Praetorium. Von hier aus wurde eine Straße abgesteckt, welche in einer Breite von fünfzig Fuß vorwärts nach dem Vorderthore des Lagers, der Porta praetoria, rückwärts nach dem hinteren Ausgang, der Porta decumana, führte. Vor dem Feldherrnzelte kreuzte sie sich mit den hundert Fuß breiten Principia oder der Via principalis, dem Verbindungswege zwischen den Seitenthoren, der Porta principalis dextra und P. p. sinistra, und zugleich der Grenze zwischen Vorder- und Hinterlager. Ersteres, etwa zwei Drittel der gesamten Fläche, wurde durch die Via quintana noch einmal halbiert. (Fig. 71.)

Waren die Hauptlinien gezogen, so machte die Anlage der Seitenstraßen zwischen den einzelnen Zeltreihen keine Schwierigkeiten mehr, zumal da der Grundriß in allen seinen Einzelheiten unveränderlich fest stand. Längs der Via praetoria lagerten die Reiter und Triarier, neben diesen auf beiden Seiten die Principes und Hastati. Die Bundesgenossen, welche in der Schlacht die beiden Flügel innehatten, nahmen den Raum zwischen den Legionen und der

Straße ein, welche innerhalb des Walles in anſehnlicher Breite um die äußerſten Zeltreihen ſich herumzog. Im Hinterlager befanden ſich rechts und links vom Feldherrn-

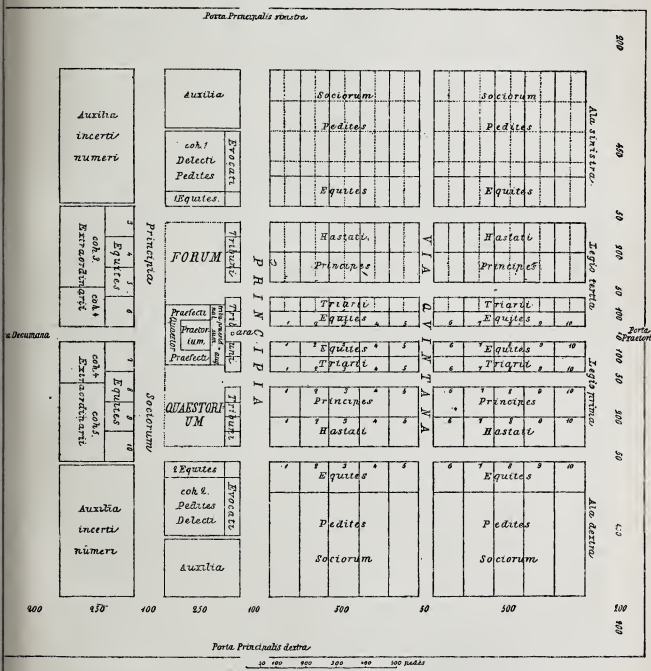


Fig. 71. Plan eines römiſchen Lagers.

zelte freie Plätze: das Quaestorium, wo die Vorräte lagerten, wohl auch Gefangene bewacht wurden, und das Forum, wo die Truppen verſammelt zu werden pflegten, wenn der Oberbefehlshaber ihnen wichtige Mitteilungen zu machen

hatte. Außerdem kampierten hinter den Principia die Gardetruppen, römische wie bundesgenössische, sowie sonstige Hilfsvölker, in welcher Anordnung, ist nicht ganz sicher.

Während der Vermessung war das gesamte Heer herangekommen und ging unverzüglich an die Befestigungsarbeit. Rings um das Lager wurde ein Graben in der Breite von zehn bis zwanzig Fuß und in einer Tiefe von gewöhnlich neun Fuß ausgeschachtet und die gewonnene Erdmasse zur Aufschüttung des Walles verwendet, auf diesem noch ein Palissadenzaun errichtet. Stießen bei zu steinigem Untergrunde die Erdarbeiten auf Schwierigkeiten, so schichtete man Holzmassen als Damm auf und begnügte sich damit, nur zur Verkleidung und Befestigung nach außen Rasen oder Erde zu verwenden (Fig. 72).

Bei allen diesen Arbeiten trug der gemeine Soldat — alle Chargen und Veteranen waren vom Schanzdienste befreit — noch das Schwert im Gürtel und hatte auch die übrigen Waffen in seiner Nähe niedergelegt, um schnell kampfbereit zu sein. Erst nachdem die Außenwerke vollendet waren, wozu bei der außerordentlichen Übung der Römer drei bis vier Stunden genügt haben werden, ging man daran, die Zelte aufzuschlagen. Diese bestanden im Sommerfeldzuge aus Stangen mit darübergespannten Tierhäuten und boten, wenn auch etwas knapp, Raum für zehn Mann, über welche der Zeltälteste die Aufsicht zu führen hatte. Fester und behaglicher waren die Wohnungen der Offiziere, namentlich das Tabernaculum, das bei Cäsar sogar mit Mosaikfußboden ausgelegt war. Vor demselben standen der Altar und die Stätte, wo die geschlachteten Opfertiere auf günstige und ungünstige Zeichen in den Eingeweiden untersucht wurden, sowie das Tribunal, von welchem aus der Anführer Recht sprach, Reden hielt und Belohnungen verteilte.

Vorstehende Beschreibung des römischen Lagers, ebenso

wie der beigegebene Plan, gründet ſich im weſentlichen auf die ausführliche Darſtellung des Polybios, welcher die Anordnung und Größenverhältniſſe für eine konſulariſche Armee von zwei Legionen mit den dazu gehörigen Bundesgenoſſen im ſechſten Buche ſeines Geſchichtswerkes überliefert. Änderungen in der Stärke und Zuſammenſetzung der Heere bedingten nach und nach augenſcheinlich eine Reihe Abweichungen von der urſprünglichen Anlage, wie denn auch die Auseinanderſetzung, die Hyginus im vierten Jahrhundert nach Chriſtus über das Lager ſeiner Zeit hinterlaſſen hat, von der Polybianiſchen vielfach abweicht. Soviel aber wird behauptet werden können, daß in jeder einzelnen Periode der römiſchen Kriegsführung, zum wenigſten für jedes Heer während der Dauer des Feldzuges, ein in ſeinen Einzel-

Fig. 72. Soldaten einen Wall errichtend. Trajansſäule.

heiten festgeregelter und allen Soldaten wohlbekannter Plan befolgt worden ist, der im Sommer wie im Winter ungefähr derselbe war. Auch in der rauhen Jahreszeit konnte man sich nicht entschließen die Soldaten in Ortschaften oder Städten einzuquartieren. Entweder wies man die Bewohner ganz oder teilweise aus, oder man schlug, wie es die Regel war, ein Winterlager auf, dessen Bauten ausreichenderen Schutz gegen die Witterung gewährten, als das leichte Gestell von Tierhäuten in den wärmeren Monaten. Man errichtete Hütten aus Holz mit Strohbedachung oder Baracken aus Fachwerk und Ziegeln; letztere wurden gebrannt und mit der Legionsnummer versehen. Allem Anscheine nach waren diese Behausungen geräumiger als die Zelte, und auch die Ausdehnung des Lagers selbst wurde reichlicher bemessen als im Sommerfeldzuge, wo mit dem Raume sehr sparsam umgegangen wurde, schon um den Feind über die Stärke der Truppen zu täuschen. Auf frisch erobertem Gebiete bezogen häufig die Legionen weit entfernt von einander ihre Winterquartiere, um sich einzeln leichter verproviantieren und in möglichst weiter Ausdehnung das Verhalten der Bevölkerung überwachen zu können.

Übrigens baute man auch im Sommer für längere Zeit Standlager, wenn es geboten schien, den Feind in fester Stellung zu erwarten. Dann verstärkte man die Umwallung durch Schanzen, stellte Geschütze auf (Fig. 73) und errichtete in regelmäßigen Abständen von einander hölzerne Türme mit Stockwerken und Plattform, die in ihrem Aussehen den Steigerhäusern für die Übungen unserer Feuerwehren geglichen haben mögen und infolge ihrer einfachen Bauart ziemlich rasch herzustellen waren. In einer einzigen Nacht konnte z. B. Qu. Cicero, um sich der Gallier zu erwehren, hundertundzwanzig auf seinen Wällen aufführen lassen. Flußübergänge in der Nähe wurden durch Brückenköpfe

geſichert, große Schanzen, auf denen ebenfalls Türme bis zur Höhe von vier Stockwerken ſtanden.

Daß auch der Wachtdienſt ſtreng und genau beſorgt wurde, bedarf kaum beſonderer Hervorhebung. Tagsüber waren Reiterpoſten möglichſt weit vorgeſchoben, um jede Annäherung der Feinde rechtzeitig melden zu können; weiter zurück in geringerer Entfernung umgab das Lager eine Kette von Vorpoſten zu Fuß. Bei Nacht wurden dieſe

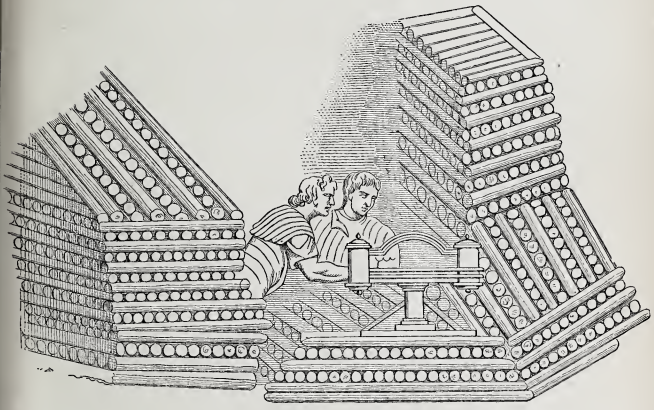


Fig. 73. Soldaten auf einem Damme ein Geſchütz aufſtellend. Trajansſäule.

Wachen zum größten Teile hinter den Wall zurückgenommen, dieſer aber ſowie alle Ausgänge um ſo zahlreicher beſetzt. An jedem Thore ſtellte die dort ſtationierte Kohorte zehn Mann zum Schutze desſelben, ſowie eine größere Anzahl zum Dienſte auf dem Walle. Außerdem ſtanden noch Wachen vor den Zelten der höheren Offiziere, und Patrouillen ſtreiften vor dem Lager. In Fällen beſonderer Gefahr erreichten ſolche Abteilungen die Stärke von einer oder mehreren Legionen. Der Nachtdienſt begann nach

der Abendmahlzeit mit dem von sämtlichen Horniſten am Feldherrnzelte geblaſenen Zapfenſtreiche und zerfiel in vier Ablöſungen von durchſchnittlich drei Stunden Dauer. War die Zeit abgelaufen, ſo ertönten von neuem Hornſignale, zu denen der erſte Centurio der Triarier den Befehl gab.

Um die Gewiſſenhaftigkeit der Soldaten auf Poſten zu prüfen, war die Einrichtung getroffen, daß jeder aufziehende Mann eine Marke von Holz mit einem Zeichen erhielt, welche vom Offizier der Runde eingefordert wurde. Traf dieſer jemand ſchlafend, ſo ſtellte er mit ſeinen Begleitern den Thatbeſtand feſt und erſtattete Anzeige an den Kriegstribun, welcher den Schuldigen zur Rechenſchaft zog und den Kameraden zur Beſtrafung überantwortete. Unter zahlreicher Beteiligung wurde das Urteil durch Hiebe mit Knütteln oder durch Steinigung vollzogen, bis der Tod eintrat.

Nach dem Abblaſen der letzten Nachtwache erfolgte, wenn weiter marſchiert werden ſollte, der Abbruch des Lagers. Beim erſten Signale wurden die Zelte auseinandergenommen und auf die Packtiere geladen, beim zweiten ſchnürte der Soldat ſein Bündel, beim dritten erfolgte der Auszug.

In der Regel bildeten die Extraordinarii der Bundesgenoſſen die Vorhut, die Nachhut nur, wenn Gefahr im Rücken drohte. Unter den Legionen wechſelte die Reihenfolge täglich. Hinter jeder zog ihr Troß; nur wenn ein Zuſammenſtoß mit dem Feinde im Laufe des Tages zu erwarten war, wurden die Gepäckkolonnen hinter dem ſchlachtbereiten Heere hergeführt und durch die Abteilungen der Nachhut gedeckt. War man Beläſtigungen durch Reiterſchwärme oder einen an Zahl überlegenen Feind ausgeſetzt, ſo wurde im ſogenannten Agmen quadratum (Fig. 58) marſchiert: man bildete ein Viereck mit dem Gepäck im Innern und den Bewaffneten auf den vier Seiten. Die durchſchnittliche Dauer eines Tagesmarſches länger als ſechs

bis ſieben Stunden anzunehmen verbietet die Erwägung, daß ein großer Teil des Nachmittags auf den Bau des Lagers zu verwenden war und auch während des Morgens Ruhepauſen gemacht werden mußten.

Bedeutendere Marſchleiſtungen gehörten zu den Ausnahmen und wurden nur dadurch möglich, daß man auf die Mitnahme des Troſſes verzichtete. Dann konnten allerdings die Bewegungen des Heeres eine Schnelligkeit erreichen, die faſt unglaublich erſcheinen würde, hätten nicht auch unſere eigenen Landsleute 1870 vor den Schlachten bei Metz und Sedan den Beweis geliefert, welch hohen Anſprüchen die Ausdauer geſchulter Truppen zu genügen vermag.

XII.

Marius und Cäsar.

Mit dem Beginne des letzten Jahrhunderts v. Chr. vollziehen ſich im römiſchen Heere eine Reihe von Änderungen, die für die Kriegsführung ſowohl als für das Schickſal des Staates von unberechenbarer Tragweite wurden. Den Anfang damit machte Marius, der Retter Roms in ſchwerer Gefahr, ein politiſcher wie militäriſcher Emporkömmling, der nicht nach Art ſeiner Zeitgenoſſen in den Schriften der griechiſchen Taktiker, ſondern auf dem Schlachtfelde und in hartem Dienſte vom gemeinen Soldaten an ſeine Studien gemacht und während langer, an Auszeichnungen reicher Kriegerlaufbahn die Unhaltbarkeit der bisherigen Wehrordnung aus eigener Erfahrung zur Genüge kennen gelernt hatte. Als er dann, zum Konſul gewählt, in rückſichtsloſem Gebrauche ſeiner Machtbefugniſſe, nicht geſäumt hatte ſeine Verbeſſerungsgedanken zu verwirklichen, lieferte er durch ſeine Erfolge gegen Jugurtha, ſpäter gegen die Cimbern und Teutonen, den unwiderleglichſten Beweis, wie richtig er für Abhilfe der vorhandenen Mängel geſorgt hatte.

Der eine Übelſtand, der für die Dauer verhängnisvoll werden mußte, beſtand darin, daß die Bevölkerung der

Hauptstadt in ihrer Zusammensetzung nicht mehr den Voraussetzungen der noch zu Recht bestehenden Verfassungsbestimmungen entsprach. Die Bauerngemeinde der ältesten Zeit war durch den aus den unterworfenen Ländern zusammenströmenden Reichtum zur Großstadt emporgewachsen, in welcher die Gegensätze zwischen reich und arm sich ebenso unvermittelt und schroff wie heutzutage ausgebildet hatten, der eigentliche Bürgerstand aber nahezu ausgestorben war. Der Grundbesitz war in den Händen einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Familien vereinigt, deren Angehörige, von der Üppigkeit und Genußsucht des Auslandes angesteckt, behagliches Wohlleben den Anstrengungen der Feldzüge vorzogen, selbst als der Anteil an der Siegesbeute erheblich größeren Gewinn brachte als früher. Wohl aber reizte die Aussicht auf die reichen Geldspenden den niederen, vermögenslosen Mann, der selbst nach der Herabsetzung des militärpflichtigen Vermögens von elftausend auf viertausend As für die unterste Klasse noch vom Heeresdienste ausgeschlossen und bis dahin nur in Fällen höchster Not eingereiht worden war. Marius, der aus eigener Erfahrung hinlänglich wußte, wie wenig im Ernstfalle auf die nur widerwillig dienenden Reichen zu rechnen war, beschloß den hauptstädtischen Pöbel, dessen Anwachsen durch Einwanderung aus den italischen Gemeinden in bedrohlichen Verhältnissen erfolgt war und dessen Gemeingefährlichkeit schon zur Zeit der gracchischen Unruhen nur zu deutlich erkannt worden war, bei der Bildung seiner Heere heranzuziehen. Als er für den Krieg gegen Jugurtha in Rom Truppen warb, brach er deshalb mit dem bestehenden Brauche, er stellte in seine Feldarmee große Massen der capite censi, der unbemittelten Bürger ein und schuf sich, von ihnen als geschworener Gegner des Adels verehrt, dadurch einen ihm treu ergebenen, zu jedem Opfer bereiten Anhang. Bei dieser Einrichtung blieb es, namentlich als nach dem

Bundesgenossenkriege sämtlichen Italikern das römische Bürgerrecht verliehen worden war. Sie dienten von nun an nicht mehr in getrennten Truppenteilen, sondern neben den Hauptstädtern in den Legionen. Das Ersatzgeschäft bei ihnen besorgten herumziehende Werbeoffiziere, die gegen klingende Entschädigung meist keine Schwierigkeiten machten, Unlustige ganz vom Kriegsdienste zu befreien.

So trat an Stelle der allgemeinen Wehrpflicht das Werbesystem mit allen seinen Schattenseiten. Nunmehr erblickte der Soldat nicht mehr im Staate sein Oberhaupt, sondern in seinem Anführer und verhalf diesem, durch reiche Spenden geködert, zu seiner Machtstellung im Staate. Mit solchen Heeren suchten Sulla, Pompejus und Cäsar ihre ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen, und nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert genügte, um den Freistaat in eine durch Waffengewalt gestützte Monarchie zu verwandeln.

Seitdem so der Kriegsdienst für ein gutes Teil der ärmeren Bürgerschaft zum eigentlichen Lebensberufe geworden war, fielen die Entlassungen nach Beendigung des Feldzuges weg und wurden erst zwanzig Jahre nach der ersten Einstellung bewilligt. Auch dann folgten viele gern der Aufforderung des Feldherrn, in bevorzugter Stellung, frei von den gewöhnlichen Plackereien des Dienstes, auch fernerhin bei den Fahnen zu bleiben. Sie traten dann häufig in die Leibgarde des Oberbefehlshabers, in der auch junge adelige Parteigenossen desselben sich die Sporen verdienten, um später in die Stelle eines Tribunen aufzurücken oder die für die höheren Staatsämter nötige, wenigstens wünschenswerte Erfahrung in der Kriegführung sich anzueignen. Eine andere Möglichkeit solche Kenntnisse zu sammeln, gab es nicht, seitdem die römische Bürgerreiterei, die ohnehin zur vollständigen Bedeutungslosigkeit herabgesunken und hauptsächlich nur bei festlichen Aufzügen noch

aufgetreten war, ungefähr zur Zeit des Jugurthinischen Krieges vollständig aufgehört hatte.

Eine zweite Neuerung des Marius ist die Aufgabe der bisherigen Manipularstellung. An die geistigen Fähigkeiten der aus den niederen Bevölkerungsschichten gebildeten Söldnerheere konnten nicht die Anforderungen gestellt werden wie an die der früheren Legionen aus Vollbürgern. Eine Gliederung aber in kleine von einander unabhängig kämpfende Truppenhaufen stellte der Auffassungsgabe und Tüchtigkeit des einzelnen Mannes Aufgaben, denen der Durchschnittssoldat nicht mehr gewachsen war.

In den ersten Zusammenstößen mit den Cimbern und Teutonen waren daher die an Zahl überlegenen Nordländer mit unaufhaltsamer Wucht zwischen die einzelnen Manipel eingedrungen und hatten diese über den Haufen geworfen, ohne daß das zweite und dritte Treffen rechtzeitig eingreifen und eine günstigere Wendung herbeiführen konnte.

Um vor ähnlichem Schicksal in Zukunft bewahrt zu sein, verband Marius die drei bisher hinter einander stehenden Manipel zur Kohorte, in der Weise, daß sie nunmehr in einer Front neben einander standen. Von da an fielen die Unterschiede in Alter und Bewaffnung der drei Treffen weg: alle führten das Pilum. Auch wurden die bisher aus Römern ausgehobenen Leichtbewaffneten durch Hilfstruppen aus den Provinzen ersetzt.

Wenn demnach durch die Kohortenstellung das bisherige zweite und dritte Treffen seine Bedeutung als Reserve einbüßte, so war es doch viel zu sehr zum Grundsatze der römischen Kriegsführung geworden, eine am Kampfe unbeteiligte Truppe als Rückhalt für alle Fälle zur Verfügung zu haben, als daß man ohne weiteres alle zu Gebote stehenden Kräfte für eine Linie verbraucht hätte. Nur den Barbaren gegenüber, die alle auf einmal vorbrachen und es für Schmach hielten, dem Kampfe unthätig zuzu-

ſchauen, während die Brüder bluteten, konnte ſolche Taktik am Platze ſein. Deshalb wurden auch die Kohorten bald wieder in doppelter, dreifacher, ja vierfacher Reihe ſchachbrettförmig hinter einander aufgeſtellt.

Ebenſowenig nahm Marius den Manipeln ihre für den Zuſammenhalt in der Schlacht unentbehrlichen Feldzeichen (ſiehe Fig. 67 und 72)*). Ein ſolches erhielt durch ihn auch die Legion in dem ſilbernen, in ſpäterer Zeit goldenen Adler (Fig. 67 bei der Abteilung links) mit dem Blitze in den Fängen, der ſeinen Platz beim erſten Manipel der erſten Kohorte bekam, bei den Soldaten rührende, faſt abgöttiſche Verehrung genoß und im Lager an einem geweihten Platze, einer Art Kapelle mit Aſylrecht, aufgeſtellt wurde. Ob auch die als ſelbſtändiger Beſtandteil der Legion für ſich kämpfende Kohorte ein beſonderes Feldzeichen erhalten hat, iſt nicht beſtimmt zu bejahen; wenigſtens iſt ein ſolches nur bei den Hilfsvölkern (Fig. 74) und ſpäter bei

Fig. 74. Grabſtein des Signifer Pintaius von der V. Cohorte Asturer, gef. bei Bonn.

*) Bis dahin hatte man als Feldzeichen metallene Tierbilder — Wolf, Eber, Stier, Roſs — geführt; charakteriſtiſch für die neue Form wurde die Hand an der Spitze, ſowie die vier bis fünf kreisrunden Metallplatten längs des Schaftes.

den Prätorianern nachweisbar, die beide nur nach Kohorten eingeteilt waren. Ein anderes erhaltenes Feldzeichen (Fig. 75) iſt, weil unvollſtändig erhalten, ohne Beweiskraft. Anſprechend iſt indes die Vermutung, daß die Fahne des

a) Silbertafel.

b) Erzbügel, hinter der Silberſcheibe c befeſtigt.

c) Vergoldete Silberſcheibe.

Fig. 75. Überreſte eines römiſchen Feldzeichens.

erſten Manipels zugleich als die der Kohorte gedient habe.

Daß Marius bei ſeinen Neuerungen neben dem Idealen auch das Praktiſche nicht unberückſichtigt ließ, beweiſen die bereits erwähnte Änderung am Pilum und die von ihm er-

fundene Erleichterung zum Tragen des Gepäckes. Ferner verwandte er, wie es bei einem stehenden Heere nunmehr möglich wurde, besonderes Augenmerk darauf, seine Soldaten nach Art der Gladiatoren in der geschickten Handhabung des Schwertes ausbilden zu lassen, um sie für den Zweikampf im Nahgefecht hervorragend zu befähigen.

Die Umwandlung des Bürgeraufgebots in ein Söldnerheer hatte indes zunächst noch nicht den Verfall des römischen Kriegswesens zur notwendigen Folge. Das beweisen die Leistungen der Legionen, mit denen Cäsar seine Schlachten schlug. Sicher waren dem großen, auch als Feldherrn unerreichten Römer die Unzuträglichkeiten nicht entgangen, zu denen die Neuerungen seines Oheims führen mußten; aber gewohnt mit gegebenen Verhältnissen zu rechnen und bestrebt selbst mit unzureichenden und spröden Mitteln das Höchste zu leisten, wußte er sich ein Heer heranzubilden, das an kriegerischem Geiste und an Tüchtigkeit damals nicht seinesgleichen hatte und das Vertrauen seines Führers selbst in den schwersten Entscheidungen nicht zu Schanden machte. Freilich gehörten Jahre dazu, solche Erfolge vorzubereiten und Kerntruppen heranzuziehen, die voll Vertrauen auf sich und ihre Genossen jeden an Zahl noch so überlegenen Gegner zu bestehen wagten. Deshalb legte Cäsar den größten Wert darauf, daß seine Legionen zu immer festerem Verbande zusammenwuchsen. Lieber verzichtete er darauf, die von seinen Vorgängern überkommene Sollstärke der Abteilungen zu erreichen, als daß er die Gleichartigkeit in der Zusammensetzung seiner Truppen durch Beimischung ungeübten Nachschubs aufgehoben hätte. Während also seine ältesten Legionen im Verlaufe der Feldzüge nur noch halb so stark waren als die seiner Vorgänger — nicht viel über dreitausend gegen sechstausend unter Marius — verwendete er die Ergebnisse seiner Aushebungen dazu, um unter neuen Nummern weitere selbständige Trup-

penteile zu gründen, welche anfangs als Befatzung und Reſerve, erſt ſpäter, nach mehrjähriger Schulung, vor dem Feinde Verwendung fanden. Sein Aushebungsbezirk war das cisalpiniſche Gallien; ſpäter bildete er ſogar aus Eingebornen der jenſeitigen Provinz eine Legion, die ſogenannte Alauda, deren Mannſchaften nach Beendigung des Krieges gegen Pompejus das römiſche Bürgerrecht erhielten.

Ein ſo geſchaffenes Heer war mit ſeinem langjährigen Führer ebenſo unauflöslich feſt verwachſen, wie abgeneigt einem anderen ohne weiteres zu folgen, und bedeutete daher eine große Macht für denjenigen, der mit den Waffen ſeine Stellung im Staate zu behaupten gezwungen war. Die Gegner, die einander in den Bürgerkriegen gegenüber ſtanden, hatten alle auf dieſe Weiſe ihre Streitkräfte herangebildet. Allerdings mußten ſie ſich zu mancherlei Zugeſtändniſſen gegenüber dem Treiben der Soldateska herbeilaſſen und konnten von Glück ſagen, wenn es ihnen gelang, wenigſtens im Dienſte und in der Schlacht pünktlichen Gehorſam zu finden. Cäſar geſteht ſelbſt, daß er ſeiner beſten, der zehnten Legion gegenüber öfters Nachſicht geübt habe, um auf ihre Treue unbedingt bauen zu können. Mit ihr allein wolle er gegen Arioviſt aufbrechen, erklärte er, als er vor dem Feldzuge mit den Germanen Verzagtheit und offenen Widerwillen bei ſeinen Truppen fand. „Sie werde ihm als Leibgarde dienen.“ Er hatte ſich dabei nicht verrechnet: faſt unmittelbar nach ſeiner Rede konnte er von einer Abordnung der durch ſeine Anerkennung hoch geehrten Truppe die Verſicherung bereitwilligſten Gehorſams entgegennehmen.

Bei ſolcher Stimmung erhielt aber der Feldherr ſeine Soldaten nur dadurch, daß er ihnen Führer gab, deren Erfahrung und Tüchtigkeit auch den ſchwerſten Proben gewachſen war und bei den Untergebenen über allen Zweifel erhaben war. Bei den jungen Adeligen, die

bisher nach verhältnismäßig kurzer Dienſtzeit zu der verantwortlichen Stellung eines Tribunen und Legionsführers aufgerückt waren, konnten ſolche Eigenſchaften nur in ſeltneren Fällen vorausgeſetzt werden. Wie wenig Cäſar ſelbſt ihnen zutraute, bewies er vor der Schlacht gegen die Helvetier, als er nicht nur ſein Pferd, ſondern auch die aller Offiziere weit hinter die Front zurückbringen ließ, um von vornherein allen den Ernſt der Lage nachdrücklich klar zu machen und die Hoffnung auf Flucht zu benehmen. Er übertrug daher den Befehl über die Legionen, ſowohl in der Schlacht als auch bei Abkommandierungen größerer Truppenteile und im Winterlager, ſeinen Legaten, erfahrenen Generalen, welche der Senat, vermutlich auf Vorſchlag des Feldherrn, dieſem als Gehilfen beigab. Sie bildeten mit dem Quäſtor, dem Verwalter der Kriegskaſſe, den engeren Kriegsrat des Oberbefehlshabers, während die Tribunen mehr und mehr zu Verwaltungsbeamten für den inneren Dienſt herabgedrückt wurden.

Ganz beſonders tüchtige Leute beſaß Cäſar in ſeinen Subalternoffizieren, den Centurionen, die im Ernſte der Schlacht durch todesmutige Tapferkeit ihre Abteilung zu begeiſtern, aber auch bei der Ausbildung neu eingeſtellter Mannſchaften Gründlichkeit mit Strenge zu vereinigen verſtanden. Ihre Beförderung war in der Weiſe geregelt, daß die in gleichem Range bei den verſchiedenen Kohorten ſtehenden Zugführer zu Klaſſen vereinigt waren, von denen die oberſte aus den erſten Centurionen der erſten, die unterſte aus den letzten der dritten Manipel gebildet war, und daß jeder einzelne, wenn er nicht zur Belohnung beſonderer Tüchtigkeit eine Reihe von Stellen oder Klaſſen überſpringen durfte, im Laufe ſeiner Dienſtzeit alle Staffeln, vom unterſten Centurio der zehnten bis zum oberſten der erſten Kohorte, dem Primipilus, zu durchlaufen hatte. Sie wurden, wie bereits früher erwähnt, aus den gemeinen Soldaten

ausgewählt, bei Bildung neuer Truppenteile aus den Beſtänden der älteren, von Cäſar vermutlich aus den Anteſignanen, einer Plänklerkette, die in der Stärke von dreihundert Mann bei jeder Legion vor der Front (ante signa) focht, zur Beſetzung wichtiger Punkte vorausgeſchickt, wohl auch unter die Reiterei gemiſcht wurde.

Eine weitere Vorzugsſtellung nahmen die Kapitulanten (evocati) ein, ausgediente Soldaten, die aus eigener Neigung oder auf Wunſch des Feldherrn noch bei den Fahnen verblieben und als Mitglieder ſeiner Leibgarde oder als wertvolle Verſtärkung der Linientruppen bei der erſten Centurie der erſten Kohorte weiter dienten. Im Solde und Range ſcheinen ſie den Centurionen der aktiven Truppe gleichgeſtanden zu haben.

Neben den Legionen befanden ſich im Heere Cäſars Pfeilſchützen und Schleuderer ſowie größere Abteilungen von unterworfenen Völkern (auxilia). Letzteren wurden indes nur ſelten und ungern wichtige Rollen im Kampfe zugeteilt, ihre Aufſtellung auf beiden Flügeln diente meiſt nur dazu, die Front zu verlängern und vor Umgehung zu ſchützen, während das römiſche Fußvolk zur Entſcheidung vorrückte. Nicht viel zuverläſſiger war die Reiterei der galliſchen Stämme. Nur für die Verfolgung aufgelöſt fliehender Feinde war ſie mit einigem Erfolge zu verwenden, in der Schlacht ſelbſt war ſie von geringem Werte; manchmal ließ ſie ſich ſogar abſichtlich von ihren Landsleuten ſchlagen. Deshalb warb Cäſar während ſeiner letzten Kriegsjahre in Gallien berittene Spanier und Germanen an; von letzteren nahm er auch die in ihrer Heimat übliche Kampfweiſe an, unter die Berittenen Fußkämpfer zu miſchen, welche gleichzeitig mit vorgingen, den Pferden der Gegner von unten den Leib aufſchlitzten und geſtürzten Feinden den Reſt gaben.

Ein einheitliches Ineinandergreifen der verſchiedenen Waffengattungen kannte jedoch die römiſche Taktik nicht,

und sie bedurfte dessen auch nicht. Meist auf den Angriff berechnet, verfügte sie in der Pilensalve vor dem Angriff mit dem Schwerte über ein wirksames Mittel den Kampf einzuleiten, in dem hintersten Treffen der Legion über einen starken Rückhalt, durch dessen Eingreifen nötigenfalls auch Bedrohungen in der Flanke erfolgreich zurückgewiesen werden konnten. Die Gefechtsstellung ist bei Cäsar in der Regel die dreifache. Abweichungen von dieser Anordnung kamen ziemlich selten vor und nur unter dem Zwange örtlicher Verhältnisse oder unter besonderer Berücksichtigung der Kriegführung des Gegners. Ebenso ungern begab man sich der Vorteile, welche man durch den Angriff von einem höher gelegenen Punkte aus vor dem Feinde voraus hatte. Waren durch Aufhissen der Sturmfahne auf dem Feldherrnzelte und Trompetenstöße die Soldaten zu den Waffen und ihren Reihen gerufen, durch eine kurze Ansprache des Höchstkommandierenden zu treuer Pflichterfüllung gemahnt, so rückten sie unter dem Geschmetter sämtlicher Hörner zuerst, um ihre Kraft zu sparen, langsam und gemessen vor, gingen im Bereiche der feindlichen Geschosse zum Laufschritte über und stürzten im unaufhaltsamen Anpralle vorwärts. Je stärker die Neigung des vorher zu durchmessenden Weges war, um so mehr mußte der Druck des Vorstoßes die Reihen des Gegners erschüttern. Es war daher ein schwerer Fehler des Pompejus, als er vor der Schlacht bei Pharsalus auf den Rat eines seiner Offiziere seinen Leuten den Befehl gab stehenden Fußes die Legionen Cäsars zu erwarten, um die Unordnung bei diesen zu benutzen und die Kraft der heranfliegenden Pilen nicht durch Entgegenrennen zu verstärken. Der Mißgriff war verhängnisvoll, denn wie der Sieger richtig bemerkte, war bei einer solchen Vorschrift ganz übersehen worden, welches Übergewicht der Angreifer dadurch über den Gegner hat, daß seine Kampfesluft durch den Ansturm entzündet und ge-

steigert ist. Zu einem Angriff bergauf entschloß sich jedoch Cäsar selbst nur mit Widerstreben; lieber bewahrte er tagelang eine abwartende Haltung, als daß er unter ungünstigen Verhältnissen sich in ein Gefecht einließ. Selten verrechnete er sich dabei, am wenigsten gegen die Kelten, deren planlose Hast und unruhiges Drängen nach baldiger Entscheidung nicht nur einmal der kalt rechnenden Besonnenheit der Römer unterlag, zumal gegen einen solchen Meister der Feldherrnkunst.

Daß Cäsar dies war, beweisen die von ihm selbst verfaßten Aufzeichnungen über seine Feldzüge, ein Werk, das von den größten Heerführern aller Zeiten studiert und als nicht leicht übertroffenes Lehrbuch der Kriegskunst gewürdigt worden ist. Klar und verständlich wird darin hervorgehoben, welche Faktoren in erster Linie zum Siege beitragen: Schnelligkeit in Entschlüssen und Bewegungen, gepaart mit der größten Vorsicht, genaue Kenntnis des Landes, in dem man kämpft, nicht zuletzt auch die Sorge für das körperliche Wohl der Untergebenen — alles Forderungen, von deren Erfüllung noch heute das Geschick eines Heeres abhängig gemacht wird.

In starken Eilmärschen rückte Cäsar, wenn es galt, dem Feinde entgegen und konnte so den Anmarsch desselben noch rechtzeitig hindern oder ihm in der Besetzung beherrschender Stellungen zuvorkommen, und oft mußte rasches Handeln den Mangel ausreichender Streitkräfte ersetzen. War das Land, durch welches der Marsch ging, ihm und seinen Soldaten unbekannt, so zog er, wo und von wem er konnte, vorher Erkundigungen ein. Nie unterließ er die Vorsichtsmaßregeln, die ihn vor Überraschung durch den Feind schützen konnten. Vor den Legionen gingen Vortruppen (exploratores), meist Reiterei, zur Aufklärung des Geländes weit voraus — sie melden z. B. die Stellung des Ariovist in einer Entfernung von sechsunddreißig Kilo-

metern — vor diesen häufig noch Kundschafter (speculatores), einzeln oder höchstens in Trupps von wenig Mann. Um den Rückzug zu sichern, blieben Teile des Heeres an wichtigen Punkten zurück und überwachten gleichzeitig das Verhalten der Bevölkerung in unruhigen Gebieten. Mit derselben Umsicht wurde auch für die Verpflegung des Heeres Sorge getragen. Die Beschaffung von Vorräten bildete die wichtigste Vorbereitung zum Feldzuge und wurde auch während desselben unausgesetzt betrieben — ganz im Gegensatze zu der Sorglosigkeit der Feinde, die von raschen Erfolgen träumend, oft nur für wenige Tage mit Speisen versehen waren und bald durch die Magenfrage zu unbedachten Entschließungen gedrängt wurden.

Trotz aller Überlegenheit aber wußte Cäsar von seinen Kräften unter weiser Schonung der Seinen besonnenen Gebrauch zu machen. Manchen anderen hätte es gereizt, in unbekannten Ländern erobernd vorzudringen, über Völker zu triumphieren, deren Namen noch nie in Rom gehört worden waren; er begnügte sich damit, durch Rekognoszierungszüge nach Britannien und Germanien seinen Hauptzweck zu erreichen, die Nachbarn Galliens von der Einmischung in die Verhältnisse dieses Landes abgehalten zu haben. Beide Male sorgte er mit besonderer Vorsicht für die Rückzugslinie. Während die Flotte über den Kanal ging, blieben drei Legionen auf dem Festland zurück, um die Küstenstriche zu behaupten; beim Übergange über den Rhein bediente er sich nicht der Schiffe, sondern einer großen Brücke von vierzig Fuß Breite, die er binnen zehn Tagen vollendete und durch Brückenköpfe auf beiden Ufern schützte (Fig. 76). Ihre Joche bestanden aus je zwei Stämmen von anderthalb Fuß Dicke, zwischen deren Köpfen ein behauener Tragbalken eingelassen und befestigt war. Langhölzer mit darüber genagelten Querhölzern verbanden die einzelnen Joche unter einander und trugen das Flecht-

werk, über welches die Truppen gingen. Stützen unterhalb der Joche gaben dieſen Halt, und eine Art Eisbrecher ſchützte gegen ſtromabwärts treibende Baumſtämme oder Fahrzeuge. Der ganze Bau muß außerordentlich ſinnreich

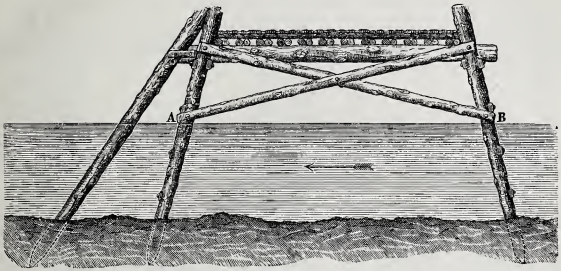


Fig. 76a. Pfahlbrücke Cäsars über den Rhein. Querdurchſchnitt.

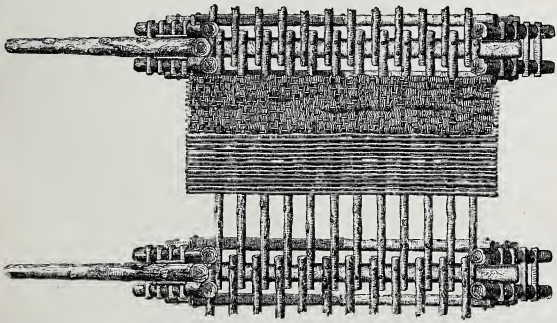


Fig. 76b. Rheinbrücke Cäſars. Anſicht von oben.

erdacht geweſen ſein; denn Cäſar ſagt, der Anprall der Strömung habe ſeine Feſtigkeit nur vermehrt. Durch welches Mittel das erreicht worden iſt, insbeſondere, wie die Querbalken zwiſchen den beiden einander gegenüber-

ſtehenden Jochen befeſtigt worden ſind, läßt ſich trotz der umfangreichen Litteratur über die Frage ebenſowenig mit unumſtößlicher Sicherheit feſtſtellen, als die Stelle, an welcher der Übergang erfolgte.

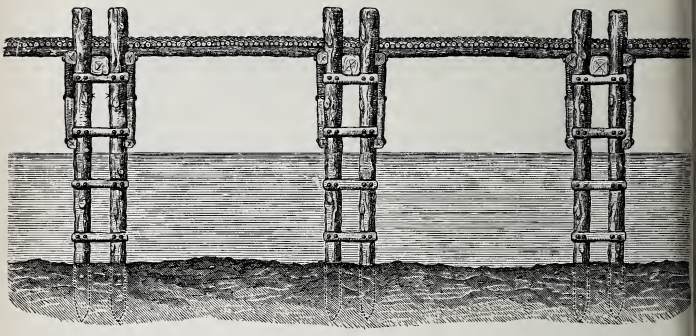


Fig. 76c. Rheinbrücke Cäſars. Längenanſicht.

Darin aber ſind alle einig, welche ſich je mit der Kriegsführung Cäſars eingehend bekannt gemacht haben, daß er mit ſeinen Legionen Leiſtungen vollbracht hat, die nie wieder einem Feldherrn mit römiſchen Truppen zu erreichen gelungen iſt.

XIII.

Das Heer der Kaiserzeit.

Als nach Beendigung der Bürgerkriege die Monarchie des Auguſtus begründet und der Widerſtand unzufriedener Gegner der neuen Verhältniſſe mit Gewalt unterdrückt oder als ausſichtslos freiwillig aufgegeben war, bedurfte es zur Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern des Staates keiner nennenswerten Streitmacht mehr. Nur zum Schutze der oft von feindſeligen Nachbarn bedrohten äußerſten Grenzen machten ſich ſtehende Beſatzungen nötig. Deshalb entließ der nunmehrige Alleinherrſcher nur die Hälfte der nach Niederwerfung des Antonius im Reiche vorhandenen fünfzig Legionen; die übrigen bezogen Standlager in den Grenzbezirken der Provinzen. Allein im untern Germanien ſtanden nach dem Tode des Kaiſers acht, andere in Spanien, Afrika, Ägypten, Syrien, Pannonien, Möſien. In Ländern, wo der Ausbruch von Unruhen oder Angriffe von außen her nicht zu befürchten waren, wie z. B. in Griechenland, befanden ſich nur kleinere Abteilungen zur Verfügung des Statthalters, die meiſt lediglich für den Sicherheitsdienſt beſtimmt und im Falle der Not durch ein Aufgebot des einheimiſchen Landſturmes verſtärkt wurden. Zur Sicherung neu erworbener Gebiete wurden entweder

neue Legionen gebildet oder alte verſetzt. Auflöſung einmal beſtehender Truppenteile kamen ganz ausnahmsweiſe vor; jeder führt ſeine Nummer häufig mit einem Beinamen als Auszeichnung oder zur Unterſcheidung, und hat, wie unſere Regimenter, ſeine Geſchichte und ruhmvolle Überlieferungen. Waren Legionen in ihrem Beſtande ſo geſchwächt, daß die Ergänzung durch friſch ausgehobenen oder angeworbenen Erſatz nicht rätlich erſchien, wenn man nicht die Verwendbarkeit des Heeresteiles auf Jahre hinaus in Frage ſtellen wollte, ſo verſchmolz man die Reſte von zweien und bildete daraus eine einzige, eine Zwillingslegion. Die Nummern aufgeriebener Truppenkörper verſchwanden dauernd aus der Heeresliſte, wie die der unter Varus vernichteten ſiebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Legion.

Als oberſter Kriegsherr der geſamten Streitmacht galt der Träger der oberſten Staatsgewalt, der Imperator. Ihm wurde jedes Jahr der Fahneneid geleiſtet, von ihm gingen die Ernennungen der Offiziere aus, des Legatus legionis, des Legionsoberſten, des Lagerkommandanten (praefectus castrorum), der Tribunen und der Befehlshaber über die Hilfsvölker, welche in den Provinzen ausgehoben wurden und, meiſt in einem andern als ihrem Geburtslande, als Verſtärkung der römiſchen Linientruppen Verwendung fanden. Obwohl dieſe Provinzialen in ihrer heimatlichen Bewaffnung dienten, waren ſie doch nach dem Vorbilde jener eingeteilt. Sie bildeten Kohorten von fünfhundert Mann in ſechs, oder von tauſend in zehn Centurien unter eigenen Feldzeichen; die Reiterei beſtand aus Regimentern (alae) von fünfhundert Mann (ſechzehn Schwadronen [turmae] zu dreißig) oder tauſend Mann (vierundzwanzig Schwadronen zu vierzig) und war wie die römiſche mit Schild, Schwert, Lanze, Metallhelm, Lederkoller, Beinkleidern und Halbſtiefeln ausgerüſtet. Außerdem gab es gemiſchte Abteilungen, die zu drei Vier-

teln aus Fußvolk, zu einem Viertel aus Berittenen beſtanden. Selbſt Auxiliar-Kohorten, deren Bewaffnung und Einteilung durchaus nach römiſchem Muſter eingerichtet war, werden von den Schriftſtellern erwähnt. In der Regel führten aber

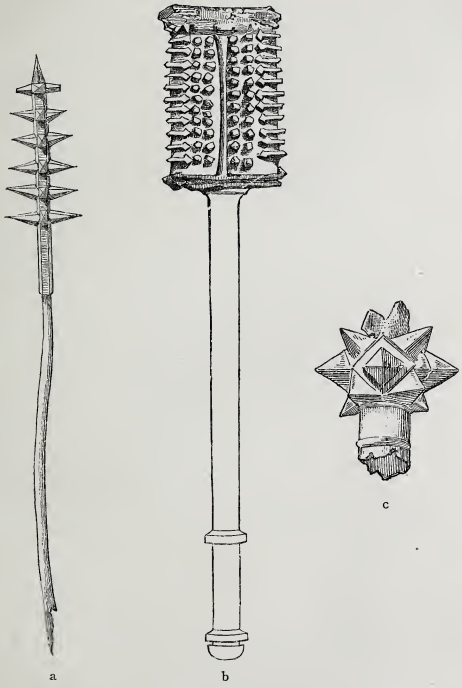


Fig. 77. Streitkolben.

jene irregulären Truppen (Fig. 81) die in ihrer Heimat üblichen Kampfmittel, Streitkolben (Fig. 77: a, b, c), Keulen (Fig. 78), Armbrüſte (Fig. 79), Bogen mit Pfeilen (Fig. 80), Schleudern;

asiatische Völker dienten ganz in Erz gehüllt als Panzerreiter (cataphracti).

Eine wichtige Stellung in den Heeren der Kaiserzeit nahmen auch die Veteranen ein, Soldaten, die nach Ablauf ihrer Dienstzeit noch bei der Truppe blieben. Zwar sollten sie nach zwanzig Dienstjahren verabschiedet und durch ein Kapital oder durch Anweisung von Ackerland für ihr Alter der Sorge um ihren Lebensunterhalt überhoben werden, aber die Knauserei der Kaiser gegen die Krieger ließ solche Versprechungen oft unerfüllt, oder man wies ihnen in unwirtlichen Gegenden Ländereien von sehr zweifelhaftem Bodenwerte an, welche die mühsame Arbeit kaum lohnten. Was blieb dem ergrauten Legionar anders übrig als bei der Truppe zu bleiben, der die besten Jahre seines Lebens und alle seine Erinnerungen gehörten? Hier fand er wenig-

Fig. 78. Germanischer Hilfssoldat. Von der Trajanssäule.

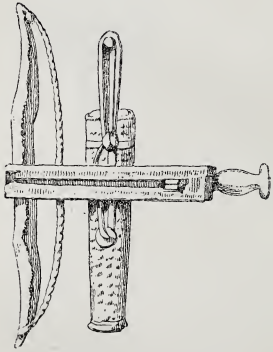


Fig. 79. Armbrust und Köcher. Von einem Grabrelief.

ſtens ſeinen Lebensunterhalt, genoß Befreiung von den läſtigſten Arbeiten des Dienſtes und eine geachtete Stellung. Zu Fähnchen (vexillationes) mit beſonderen Feldzeichen (vexilla) vereinigt, wurden die Veteranenabteilungen mit Vorliebe zu wichtigen und ſchwierigen Einzelunternehmungen ausgeſandt oder im Gefechte zur Belebung des Kampfesmutes und der Ausdauer unter die jüngern Mannſchaften verteilt. Ihre Zahl bei einer Legion erreicht in ſpätern Zeiten ein Zehntel der Geſamtſtärke, alſo, wenn wir dieſe zu ſechstauſend Mann

Fig. 80. Aſiatiſche Hilfstruppen. Von der Trajansſäule.

annehmen, wie es in der Kaiſerzeit die Regel war, ungefähr ſechshundert Mann.

Das Beamtenweſen im Heere erfuhr, ſeit man ſtehende Truppen hatte, in allen Verwaltungszweigen und auf allen Rangſtufen die eingehendſte Regelung. Namentlich im Bureaudienſte war ein zahlreiches Perſonal beſchäftigt für die Führung der Liſten und das Rechnungswerk. Wirtſchaftsoffiziere hatten die Aufſicht über Getreide- und Viehvorräte; Ärzte für Menſchen und Tiere beſorgten mit Lazarett-

gehilfen das Sanitätswesen; Techniker mit ihren Gehilfen führten die nötigen Bauten aus; sogar eine Sparkassenverwaltung war vorhanden, welche die Hälfte der bei Schenkungen an die Soldaten verteilten Gelder bis zur Verabschiedung der Empfänger sperrte und verwahrte, zugleich vermutlich auch die Begräbniskasse zu führen hatte. Die Pflege der Gerichtsbarkeit lag in den Händen eines Auditeurs (quaestionarius) und der Gefängnisdiener, die Verrich-

Fig. 81 Dacische Hilfstruppen. Von der Antoninssäule.

tung religiöser Handlungen in denen des Haruspex und seiner Opfergehilfen. Außerdem gab es Exerziermeister und im Dienste der höheren Offiziere Ordonnanzen, Leibwachen, Stallmeister und Pferdeknechte.

Die Garden des Oberfeldherrn zur Zeit der Republik, die Cohortes praetoriae (Fig. 82), bekamen seit Gründung der Monarchie ihr Standquartier in Rom, in der Nähe des Kaisers. Sie führten dessen Bild auf ihren Feldzeichen, bil-

deten den angeſehenſten Beſtandteil der hauptſtädtiſchen Beſatzung, erhielten doppelten Sold und wurden bereits nach ſechzehnjähriger Dienſtzeit verabſchiedet. Anfänglich zählten ſie neun Kohorten zu tauſend Mann, ſpäter zehn, zwölf, ſogar ſechzehn. Unter Tiberius bekamen ſie eine große Kaſerne am Viminaliſchen Hügel, von der aus ſie bald die Herrſchaft über Rom und ſeine Regenten führten. Welch unheilvollen

Fig. 82. Praetorianer. Relief des Louvre.

Einfluß ſie in den nächſten Zeiten auf die Geſchicke des Reiches geübt haben, iſt bekannt: ihr General, der Praefectus praetorio, war der zweite Würdenträger im Staate nächſt dem Monarchen, meiſt aber, wenn dieſer unfähig war, der thatſächliche Gebieter des Reiches. Darum vertrauten die Kaiſer den Schutz ihrer Perſon und den Wachtdienſt im Palaſte lieber Barbaren aus dem Norden an, deren Treue

zuverläſſiger war als die der eigenen Landsleute, den ſogenannten Equites singulares, einer berittenen Leibwache, die unter den auxilia dieſelbe bevorzugte Stellung einnahm, wie die Prätorianer unter den Linientruppen, ihre Kaſernen in der Hauptſtadt erhielt und dieſe nur beim Auszuge ins Feld als Begleitung des Kaiſers verließ.

Außer den Gardetruppen lag noch eine Anzahl Kohorten als Beſatzung in Rom, die Cohortes urbanae, die mit ihrer Numerierung an die Zahlen der Prätorianiſchen ſich anſchloſſen. Gleichfalls militäriſch eingerichtet war die Feuerwehr in ſieben Abteilungen zu tauſend Mann, deren jede in zwei der vierzehn Stadtbezirke ihre Wachtlokale bezog. Ihre Mannſchaften waren Freigelaſſene, die beim Übertritt in die Legionen das Bürgerrecht erhielten; ihre Offiziere avancierten wie bei der Linie, in die ſie auch ſpäter einrückten.

So feſt demnach in jener Zeit in allen Einzelheiten das Heerweſen geregelt erſcheint, ſo unverkennbar iſt aber andererſeits der Rückgang der kriegeriſchen Tüchtigkeit. Die ſchweren Waffen der republikaniſchen Zeit wurden dem entarteten Geſchlecht zu drückend und unbequem; Scutum und Pilum verſchwinden, an ihre Stelle treten kleinere Schilde und leichtere Wurfſpieße; die Tüchtigkeit im Einzelkampfe nahm trotz der Menge der Exerziermeiſter mehr und mehr ab. Man mußte darum auch die alte Form der Gefechtsweiſe aufgeben und kehrte zur acht Mann tiefen, mit der Stoßlanze bewaffneten Phalanx zurück, ohne zu bedenken, daß man damit ebenſo tief wieder fiel, als man durch Einführung der Manipular- und Kohortenſtellung vorher geſtiegen war. Ungefähr zur Zeit des Hadrian wurde die alte Bewaffnung ganz aufgegeben. Das kurze Schwert mußte dem langen Degen, das Pilum kurzen Jagdſpießen weichen. Nicht mehr der Manipel hatte ſein beſonderes Feldzeichen, ſondern die Centurie; der Prunkſucht des Zeitalters entſprach es,

daß der Adler nunmehr aus Gold beſtand. Zur Ausrüſtung der Legion gehörte von nun an noch eine Anzahl fahrbarer Geſchütze, fünfundfünfzig Katapulten (Karroballiſten) und zehn Onager, die, ähnlich der heutigen Diviſionsartillerie, zur Verfügung des kommandierenden Legaten ſtanden. Auch dieſe Beigabe ſollte augenſcheinlich dazu dienen, den Mut des einzelnen Mannes durch künſtliche Mittel zu beleben; denn der alte Geiſt des Selbſtbewußtſeins und Selbſtvertrauens war verflogen und konnte weder durch Einführung neuer, ſelbſt orientaliſcher Kampfesarten noch durch die peinlichſte Drillung auf dem Exerzierplatze wieder belebt werden. Auch nicht durch die Schöpfung einer Phalanx nach macedoniſchem Vorbilde, von der die Stubentaktiker ſchwärmten und wie ſie Caracalla in einer Stärke von ſechzehntauſend, Alexander Severus ſogar in einem Beſtande von dreißigtauſend Mann einrichteten. Mit einem ſolchen Lanzenwald konnte man wohl den Barbaren Schrecken einflößen, hätte aber ſchwerlich gegen ſolche Gegner wie zur Zeit der Republik, gegen Samniten und Gallier, Pyrrhus und Hannibal, Erfolge erringen können.

Die ſpätere Zeit bis auf Conſtantin bietet wenig nennenswerte Neuerungen im römiſchen Kriegsweſen. Seit dieſem Kaiſer gab man die Einrichtung auf, die Legionen an der bedrohten Grenze lagern zu laſſen; man verlegte ſie in feſte Städte nach dem Innern des Landes und ließ an den Marken nur ſchwache Beſatzungen von Grenzern zurück, die nicht im ſtande waren den Anſturm der nordiſchen Scharen zur Zeit der Völkerwanderung zurückzuſchlagen.

Bis dahin aber hatten die Legionen in den äußerſten Provinzen des Reiches eine wichtige Arbeit im Dienſte der Kultur vollbracht und namentlich im Abendlande eine ähnlich verdienſtliche Wirkſamkeit entfaltet wie ſpäter manche Mönchsorden. Neben dauerhaften Straßen- und Brückenbauten ſchufen ſie Entwäſſerungsanlagen zur Trockenlegung

sumpfiger Länderstrecken, machten den Boden zum Ackerbau urbar, pflanzten Weinberge an und wurden in Syrien sogar einmal zur Vertilgung von Heuschreckenschwärmen aufgeboten.

Noch bedeutsamer wurde der Aufenthalt römischer Legionen in den Provinzen dadurch, daß aus den Ehen der Soldaten mit Töchtern der besetzten Landesteile eine zahlreiche Mischbevölkerung hervorging, zahlreich genug, um die Bewohnerschaft ganzer Städte auszumachen. Häufig erhielten die römischen Krieger bei ihrer Entlassung das Bürgerrecht für ihre Gattin und Kinder, regelmäßig seit Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus; aber erst unter Septimius Severus um 200 n. Chr. war eine rechtmäßige Ehe den Soldaten auch während der Dienstzeit gestattet. Frau und Kinder wohnten in den Niederlassungen der Krämer und Marketender außerhalb des Lagers, und auch der Familienvater brauchte in letzterem nur zum Dienste zu erscheinen. Je mehr daher eine Legion mit ihren Angehörigen in einer Gegend seßhaft geworden war, um so hartnäckigeren Widerstand leistete sie gegen die Versuche sie in andere Standquartiere zu verlegen. Einigen Kaisern kostete solches Vorhaben sogar den Purpur.

Derartige Ansiedelungen in der Nähe der römischen Standlager entwickelten sich, wie im Mittelalter die Standquartiere arabischer Heere, oft zu stattlichen Städten und Mittelpunkten der Kultur, wie auf deutschem Boden Straßburg, Mainz, Regensburg, Wien u. a.; in Gallien und auf der pyrenäischen Halbinsel haben die Nachkommen aus jenen Soldatenehen den Hauptanteil an der Romanisierung des Landes.

XIV.

Dienstverhältnisse im römischen Heere.

Von einem geregelten Dienſte konnte in den älteſten Zeiten, als zur Verteidigung der Heimat oder zum Raubzug in ein fremdes Land jeder Bürger zu den Waffen griff, nicht die Rede ſein. Hatte der Fußſoldat zwanzig, der Reiter ſechzehn Feldzüge innerhalb des dienſtpflichtigen Alters mitgemacht, ſo war er jeder weiteren Verpflichtung enthoben. Übungen in Friedenszeiten zur Ausbildung der Krieger kamen vermutlich nur in ſehr beſchränktem Maße vor, höchſtens bei dem ſchwierigeren Reiterdienſte. Erſt ſpäter, als man die Einrichtung getroffen hatte, daß von den vier ausgehobenen Legionen nur zwei in den Kampf zogen, die übrigen die Beſatzung der Stadt bildeten, konnte man an eine regelrechte Schulung der neu eintretenden Rekruten denken. Dazu genügte ein Jahr; ſchon im nächſten Frühling galt der Erſatz als kriegstüchtig und rückte ins Feld. Noch zur Zeit des Jugurthiniſchen Krieges werden folgende Hauptforderungen des römiſchen Exercitiums betont: daß der Krieger den Feldzeichen im Kampfe folgt, Richtung hält und die Befehle raſch ausführen kann. Beſonderer Wert wurde auf die Gewöhnung an Strapazen gelegt, und namentlich darauf geſehen, daß auch auf den beſchwerlichſten und andauerndſten Märſchen der

Soldat sein Gepäck selbst tragen konnte. Ein Heer, in welchem der Unfug eingerissen war, diese Last den Maultieren aufzubürden, galt als zuchtlos und unfähig. Mit gutem Grunde begannen daher Scipio vor Numantia und Metellus in Afrika ihre Besserungsarbeit bei den verwahrlosten Scharen damit, daß sie durch stramme Mannszucht auf den Märschen und durch Beseitigung aller bisher geduldeten Erleichterungen ihre Leute wieder an Anstrengungen gewöhnten. Auch Übungen, ähnlich den Manövern der heutigen Armeen, werden bereits aus ziemlich früher Zeit erwähnt, die Decursiones. Eine durchgreifende Drillung begann aber erst mit der Schöpfung der stehenden Heere. Von nun an wurde auch im Frieden auf die vielseitigste Ausbildung für die Obliegenheiten des Dienstes Bedacht genommen. Die Soldaten mußten exerzieren, marschieren, manövrieren, fechten, springen, schießen, reiten, schanzen und machten seit Augustus jeden Monat drei Feldmärsche, bei denen eine Strecke des Weges im Laufschritt zurückzulegen war.

Fig. 83. Grabstein des Centurionen Qu. Sertorius.

Ohne Strafen ging es begreiflicherweise im militärischen Unterrichte auch damals nicht ab. Der Rebstock (vitis) (Fig. 83) war ein so unzertrennlicher Begleiter und ein so unumgänglich notwendiges pädagogisches Hilfsmittel des

Centurionen im Verkehr mit ſeinen Untergebenen, daß er bei der Beförderung in ſeine Stellung ihn als Abzeichen ſeines Ranges verliehen bekommt und das Aufrücken zu ſeinem Poſten ſogar in der amtlichen Sprache als „Beſchenkung mit dem Stocke“ bezeichnet wird. Wie gefürchtet und verhaßt dieſes Symbol der neuen Würde in den Händen des Vorgeſetzten bei den Mannſchaften war, lehrt der Bericht des Tacitus über den Aufſtand der pannoniſchen Legionen, wo er von einem gewiſſen Lucilius erzählt, der ſich durch ſeinen unbarmherzigen Eifer bei der Züchtigung den Spitznamen „Cedo alteram“ — „einen friſchen her“ — zugezogen hatte, weil er „wenn ſein Prügel auf dem Rücken des Soldaten zerhauen war, mit lauter Stimme einen zweiten und dann noch einen anderen forderte.“ Dafür wurde er aber auch als erſtes Opfer der Meuterei von der aufgeregten Menge erſchlagen. Sicherlich ſtand dieſer ſchlagfertige Zuchtmeiſter mit ſeiner Luſt am Strafen nicht allein da. Die Centurionen hatten vom Gemeinen auf gedient und mochten den Augenblick herbeigeſehnt haben, der ihnen die Macht verlieh andere ſo zu knechten, wie ſie es jahrelang ſelbſt erlitten hatten.

Auch das Arreſtlokal der Jetztzeit hatte ſeinen Vorgänger im römiſchen Heerweſen und war in jedem Lager vorhanden. Sonſtige Strafen für Verſehen im Dienſte waren Entziehung des Weizens und Verurteilung zu Gerſtenbrod, Verluſt des Gürtels, Arbeit bei dem Schanzbau für die, welche davon befreit waren, das Verbot ſitzend zu eſſen, tagelanges Stehen vor dem Feldherrnzelte, Degradation u. a. m. Alle Vergehen wurden übrigens in der Mannſchaftsliſte bemerkt, was vermutlich Ausſchluß von Beförderungen zur Folge hatte. Beſonders ſchwer wurde Pflichtvergeſſenheit beim Wachtdienſte, Verlaſſen des Lagers gegen ausdrückliches Verbot, Feigheit oder Flucht im Kampfe geahndet, meiſt mit dem Tode durch die eigenen Kameraden

oder die Hand des Liktors. Verweigerten ganze Truppenteile den Gehorsam oder hielten sich im Gefechte schlecht, so wurden sie dezimiert: der zehnte Mann, den das Los traf, wurde hingerichtet, wenn nicht die gnädige Stimmung des Feldherrn während der Vollstreckung des Urteils Einhalt gebot. Auch Ausstoßungen aus dem Soldatenstande kamen vor, sogar eine ganze Legion wurde einmal mit Schimpf und Schande entlassen. Besonders hart mußten die Truppenteile büßen, die bei Cannä geflohen waren: sie wurden nach Sicilien geschickt mit der Bestimmung, daß vor Beendigung des Krieges keiner, selbst nach Ablauf der Dienstzeit, entlassen werden und nach Italien zurückkehren durfte; jahrelang mußte die Entfernung ihres Lagers von einem ummauerten Orte mindestens zwei Meilen betragen, und trotz flehentlichster Bitten wurde die harte Maßregel nicht widerrufen.

Andererseits wußte aber der Staat und seine Feldherren treue Dienste auch reich zu belohnen. Der Sold zwar scheint zu keiner Zeit sehr reichlich bemessen gewesen zu sein. Lange wurde er nur als Entschädigung für die Verpflegung angesehen und durch zahlreiche Abzüge für das gelieferte Getreide oder die vorschußweise aus öffentlichen Kassen gewährten Ausrüstungsstücke gekürzt. Nur die im Feindeslande ausgeschriebenen Lieferungen von Getreide und Kleidung scheinen unentgeltlich verteilt worden zu sein. Zur Zeit des Polybios erhielt jeder Legionar zwischen fünfundzwanzig und dreißig Pfennigen täglich; erst unter Cäsar wurde der doppelte Betrag gewährt, als das Sinken des Geldwertes eine Erhöhung als unumgänglich notwendig hatte erscheinen lassen. Der Centurio erhielt das Doppelte, der Reiter das Dreifache. In späterer Zeit, sicher unter den Kaisern, wurde auch das Getreide nicht mehr berechnet, nur Waffen, Kleidung und Zelte, und namentlich die Löhnung für die Gardetruppen in der Hauptstadt bedeutend erhöht; jeder Prä-

torianer erhielt zwei Denare, alſo ungefähr 1,50 Mark nach unſerem Gelde. Die Auszahlung erfolgte in drei Terminen aller vier Monate und erſt ſeit Domitian vierteljährlich. Verdoppelung oder Erhöhung des Soldes wurde öfters als Belohnung für bewieſene Tapferkeit zuerkannt.

Weit einträglicher war der Erlös aus der Beute nach dem Kriege. In der älteſten Zeit plünderte jeder Soldat in dem eroberten Platze für ſich, ſpäter aber ſcheint die Einrichtung getroffen worden zu ſein, daß alles, was nicht dem Staate anheimfiel, wie das Eigentum des überwundenen Herrſchers und ſeine Kriegsvorräte, gemeinſam verkauft und vom Feldherrn zu einer Schenkung an ſeine Mitſtreiter verwendet wurde. Während in den Zeiten, wo Geld noch ſelten war, ſchon eine Spende von geringer Höhe viel Freude anrichtete, hatte man ſpäter ſehr bedeutende Summen nötig, um die Habſucht eines anſpruchvolleren Heeres zu befriedigen. Pompejus zahlte bei ſeinem Triumphe jedem ſeiner Krieger ſechstausend Seſtertien (etwa neunhundert Mark), Cäſar gar zwanzigtauſend (etwa dreitauſend Mark). Auch Auguſtus bedachte ſämtliche Truppen in ſeinem Teſtamente: die Prätorianer erhielten jeder tauſend, die übrige Beſatzung je fünfhundert, die Legionare je dreihundert Seſtertien ausgeſetzt. Später wurde es ſogar Sitte, daß jeder Kaiſer bei ſeiner Thronbeſteigung die Ergebenheit der Armee, mindeſtens der Prätorianer, durch bedeutende Geldopfer zu erkaufen ſuchte. Das Kapital, welches der Soldat bei ſeiner ehrenvollen Verabſchiedung zur Begründung einer auskömmlichen Exiſtenz erhielt, betrug für den Prätorianer circa dreitauſend, für den Legionar eintauſendachthundert Mark. Im letzten Jahrhundert v. Chr., als durch die Ächtungen Sullas und ſpäter der Triumvirn viel Grund und Boden herrenlos geworden war, wandelte der Staat gern dieſe Verpflichtung in eine Landanweiſung um, häufig auf Koſten der bisherigen Nutznießer und zum großen Miß-

vergnügen der alten Krieger, denen das geregelte, arbeitsame Leben beim Bebauen der Scholle selten zusagte. Besonders reichlich wurden die Centurionen bedacht, namentlich wenn sie als Primipilen der Legion verabschiedet worden waren; sie zählten zu den Honoratioren in den Provinzialstädten und führten ein großes Haus, wie aus einer Stelle des Horaz erhellt, welcher berichtet, daß sogar Söhne vornehmer Centurionen zu dem Lehrer Flavius in Venusia in die Schule gegangen seien.

Fig. 84. Dekorierter Centurio (Manius Caelius).

Außer dem Lohne an Geld und Gut gab es noch eine Reihe ehrender Auszeichnungen von ähnlich idealem Werte wie heutzutage die Orden. Dazu gehörte außer rascherer Beförderung mit Überspringung einer Anzahl Vordermänner die Belobigung seitens des Feldherrn vor versammeltem Heere, die mit der Verleihung eines Ehrenzeichens verbunden zu sein pflegte. Als solche werden genannt die Ehrenlanze ohne eiserne Spitze (hasta pura), Armreifen, Halsketten, Spangen zur Befestigung des Kriegsmantels, Ehrenfähnchen, deren Farbe für die Seesoldaten blau, für die Landtruppen purpurn war, namentlich aber die Phalerae, Schildplatten von edlem Metallblech, auf welches Reliefs geprägt waren (Fig. 84). Das Innere derselben war mit Pech ausgegossen; ihre Hinterseite bestand aus einer aufgelöteten Kupferplatte. Später trug man sie in Form gehen-

kelter Medaillen, auf denen ſich das Bildnis des Kaiſers befand. Man befeſtigte ſie mittelſt eines Riemengehänges auf der Bruſt, der Reiter meiſt an dem Lederzeug ſeines Pferdes. Allem Anſcheine nach wurden die Stücke dieſer Dekoration nicht einzeln verliehen, wie unſere Orden, ſondern mehrere zugleich, am häufigſten neun auf einmal. Wenigſtens iſt dies die übliche Zahl auf den Grabdenkmälern.

Eine höhere Klaſſe der Auszeichnungen waren die Kränze aus Laub oder Gold. Am bekannteſten iſt die Bürgerkrone aus Eichenlaub (ſiehe Fig. 83 und 84), die derjenige erhielt, welcher einem römiſchen Bürger im Kampfe das Leben gerettet hatte, indem er den Gegner des Bedrohten tötete und dabei ſeinen eigenen Platz in der Schlachtreihe nicht verließ. Andere Ehrenkränze waren die Mauer-, Lager- und Schiffskronen, welche für die Erſteigung der feindlichen Feſtungswerke, Wälle und Schiffe zuerkannt wurden und an deren Rande in Gold Zinnen, Paliſſaden oder Schiffsſchnäbel nachgebildet waren. Hatte ein Feldherr eine eingeſchloſſene Stadt durch Vertreibung der Belagerer entſetzt oder ein Heer aus verzweifelter Lage gerettet, ſo verlieh man dem Befreier die Belagerungskrone, welche urſprünglich aus Gras und Pflanzen gewunden wurde, die innerhalb des bedrängten Ortes gewachſen waren, vielleicht um damit anzudeuten, was die Nahrung der Bevölkerung bei längerer Fortdauer der Abſperrung geweſen wäre.

War ein ganzer Truppenteil einer Auszeichnung für würdig befunden worden, ſo wurde dieſe, ähnlich wie die Orden an die Fahnen unſerer Heere, an das Feldzeichen angeheftet (Fig. 85).

Der höchſte Ruhmeskranz aber, der die Stirne des Römers ſchmücken konnte, war der Lorbeer, welchen der

ſiegreiche Feldherr beim Triumphe trug. Gleichzeitig führte der Held des Tages auch den Titel „Imperator“ (etwa „Generalfeldmarſchall“), in älterer Zeit jedoch nur, wenn ſechstauſend erſchlagene Feinde nach dem Siege das Schlacht-

Fig. 85. Relief eines Claudiusbogens.

feld bedeckten und die Soldaten ſelbſt ihren Anführer mit dem Ehrennamen begrüßt hatten. In der Monarchie, als die Triumphe nicht mehr dem ruhmgekrönten Führer im Felde, ſondern nur dem Haupte des Staates in ſeiner Eigen-

ſchaft als Oberfeldherrn zuſtanden, führten alle, ſelbſt die unfähigſten und thatenloſeſten Cäſaren jenen Titel als Bezeichnung ihrer Würde, gleichbedeutend mit Staatsoberhaupt.

Aber auch ſchon zur Zeit der Republik wurde nicht immer dem Verdienteſten der gebührende Lohn. Wenn der heimkehrende Sieger im Tempel der Bellona außerhalb der Mauern — die Stadt ſelbſt durfte er vor dem Einzuge nicht betreten — dem Senate Bericht erſtattet und ſeinen Antrag auf Bewilligung eines Triumphes begründet hatte, ſo wurden, ehe man dem Wunſche willfahrte, oft erſt ſpitzfindige Unterſuchungen über deſſen Berechtigung angeſtellt. Namentlich politiſche Gegner wußten oft durch Ränke und Umtriebe dem Bittſteller den Preis ſeiner Mühen zu verkümmern. Es wurde eingehend geprüft, ob der nunmehr beendete Krieg auch unter den üblichen Förmlichkeiten erklärt und begonnen, ob er vom Feldherrn in ſelbſtändigem Kommando geführt, ob der Sieg nicht mit zu ſchweren Opfern an Bürgerblut erkauft worden ſei, ob der Feldzug mit vollſtändiger Niederwerfung der Feinde geendet habe, ob dieſe würdige Gegner, nicht etwa bloß Sklaven oder Seeräuber geweſen ſeien u. a. m. Niemals auch — zur Ehre der Römer ſei es geſagt — wurden die Siege über die Mitbürger feierlich begangen, weil das Vergießen von Bruderblut nur zur Klage, nicht aber zum Jubel Anlaß geben könne.

War der Triumph und dazu aus der Staatskaſſe die Koſten bewilligt, ſo begannen feſtliche Tage für die Stadt und ihre Bevölkerung, deren Schauluſt und Neugierde reiche Befriedigung finden ſollte. Ein beſonders anſchauliches Bild eines ſolchen Einzuges entwirft Diodor, als er die mehrtägige Feier zu Ehren des Aemilius Paullus bei ſeiner Heimkehr aus dem macedoniſchen Kriege beſchreibt. Am erſten Tage zogen dem Feldherrn zweitauſendvierhundert Wagen voll erbeuteter Schilde voraus, dreihundert mit Lanzen,

Spießen und Bogen und achthundert Tragbahren voll sonstiger Waffen. Am nächsten wurde gemünztes und ungemünztes Gold und Silber, Weihgeschenke, Standbilder, kostbare Gemälde auf fünfhundert Wagen durch die Stadt geführt. Am dritten Tage hundertundzwanzig weiße Rinder, zweihundertzwanzig Gefäße mit Gold, eine zehn Talente schwere, mit Edelsteinen besetzte Schale, zweitausend Elefantenzähne, ein elfenbeinerner Wagen, ein Roß mit Schmuck von Edelsteinen und goldenem Geschirr und ein goldenes Ruhebett. Dann kam der besiegte König Perseus mit seinen Kindern und zweihundertfünfzig Anführern, hinter ihm die dem römischen Sieger von Königen und Staaten verliehenen goldenen Kränze, zuletzt auf elfenbeinernem Wagen von prachtvoller Arbeit der heimkehrende Aemilius Paullus.

Noch prunkvoller waren die über die Völker des Orients gefeierten Triumphe, bei denen nicht geringere Mengen von Schätzen als Augenweide des Volkes eingebracht wurden und namentlich die fremden Trachten der Asiaten ein farbenreiches Bild darboten. Mit größter Spannung erwartete man besonders die besiegten Fürsten, die wie geschmückte Schlachttiere unmittelbar vor dem Gefährt des Triumphators einherzogen und an diesem Tage meist zum letzten Male das Sonnenlicht schauten. Während ihr Besieger auf das Kapitol zog, um seinen Ruhmeskranz im Tempel des Jupiter niederzulegen, zogen die Gefangenen nur bis auf das Forum. Dann erwartete die geringeren Leute die Sklaverei, eine Anzahl aber von ihnen und den Anführer der Tod aus Henkershand oder ein noch schlimmeres Schicksal, die Haft in den grauenvollen, finsteren Kerkern unter der rohen Behandlung entmenschter Gefängnisknechte. Glücklich der, welcher an der Spitze der Seinen im Kampfe geendet oder durch eigene Hand sich der Willkür seiner gefühllosen Gegner entzogen hatte! In solchem Falle führte man den Toten

wenigſtens im Bilde auf, z. B. Kleopatra mit den Nattern um den Arm, zugleich mit den Darſtellungen oder Modellen feindlicher Waffenplätze. Cäſar ließ ſogar auf einer Tafel die weltberühmten Worte „Veni, vidi, vici“ in mächtigen Lettern vorantragen.

Hinter dem Wagen des purpurgeſchmückten Feldherrn, über deſſen Haupt ein Sklave die goldene Krone hielt, zogen die von ihm befreiten Bürger und ſein ſiegreiches Heer, gleichfalls mit dem Lorbeer geſchmückt, nur Nichtkombattanten trugen den Kranz aus Ölzweigen. In übermütiger Stimmung und der Nachſicht ihres Führers gewiß miſchten die Soldaten in das „Jo triumphe!“ öfters auch derbe Spottlieder auf den Triumphator, unter denen der Vers auf Cäſar:

„Städter, hütet eure Weiber, denn der kahle Buhler kommt!“

noch lange nicht der anſtößigſte war.

An den Aufzug ſchloſſen ſich in der Regel noch weitere Feſtlichkeiten wie Spiele und Volksſpeiſungen. Häufig erhielt auch der heimgekehrte Sieger noch ehrende Beinamen nach dem Schauplatze ſeiner Thaten, wie Africanus, Aſiaticus, Numidicus u. a. m., oder es wurden Bauten zum Andenken des Tages errichtet. Wurde die Ehre des Triumphes darum verweigert, weil die Erfolge des Feldzuges als unbedeutend angeſehen wurden oder der Truppenführer nicht eine ſelbſtändige Stellung bekleidet hatte, ſo beging er den kleinen Triumph, die ſogenannte Ovation — er zog mit der Myrte auf dem Haupte zu Fuß oder zu Pferde in die Stadt ein — oder veranſtaltete auf eigene oder ſeiner Freunde Koſten mit dieſen und ſeinen Soldaten den Triumph auf dem Albanerberge nach dem Tempel des Jupiter Latiaris. Im letzten Jahrhundert v. Chr. ſcheint indes dieſe eigenmächtig begangene Feier, die eine Zeitlang ziemlich gebräuchlich war, in Wegfall gekommen zu ſein.

In der Kaiſerzeit mußten ſich die ſiegreichen Feldherren mit den Inſignien des Triumphators begnügen.

Außer den glänzenden Feſten zu Ehren des Imperators bei ſeiner Rückkehr aus dem Felde fanden ſchon während des Krieges Dankfeſte ſtatt, wenn auf lorbeerumwundenen Tafeln Siegesbotſchaften einliefen. Dann wurden auf Beſchluß des Senates für eine Reihe von Tagen Dankgebete angeordnet, deren Dauer ſich nach der Bedeutung und Tragweite des errungenen Erfolges richtete, in den letzten Zeiten der Republik bis auf zwanzig Tage ausgedehnt wurde.

XV.

Befestigungen und Belagerungskrieg.

Über das Verfahren der Römer, ihre Städte und eroberten Gebiete dauernd vor Angriffen zu ſchützen, belehrt uns eine Menge von Befeſtigungsüberreſten in Italien wie in allen Gegenden, wo ſie als Eroberer ſich feſtgeſetzt haben. In Frankreich, Deutſchland, Großbritannien, den Alpen- und Donauländern begegnen wir einer Reihe von teilweiſe ſehr gut erhaltenen Bauten von ihrer Hand, deren feſtgefügtes Mauerwerk Jahrtauſende überdauert, vielfach ſogar im Mittelalter als Grundlage für Schlöſſer und Feſtungsanlagen gedient hat und Zeugnis davon ablegt, mit welchem Aufgebot von Mitteln, zugleich auch mit welcher Gründlichkeit die Erbauer verfuhren.

Die älteſten Überbleibſel italiſcher Mauern beſtehen, wie die Königsburgen Griechenlands, aus übereinander getürmten Felsblöcken mit kleineren Geſteinsbrocken zwiſchen den Fugen (Fig. 86), erſt die aus ſpäterer Zeit aus behauenen Quadern (Fig. 87). Seit Servius Tullius ſoll man mit der Anwendung des Mörtels zur Verbindung unbearbeiteter Bruchſtücke oder Backſteine begonnen haben (Fig. 88).

Nicht ſelten auch begegnet man der Herſtellungsweiſe, daß nur die Innen- und Außenſeite der Befeſtigungswerke

maſſiv hergeſtellt, der Zwiſchenraum aber durch Erde oder Gußwerk ausgefüllt wurde. Letzteres beſtand aus einem Gemengſel von Mörtel und kleinem Geſtein und erlangte, wie auch die Erfahrungen der Neuzeit beim Abtragen mittelalterlichen Gemäuers beweiſen, dieſelbe, wo nicht größere Feſtigkeit als die Außenwände.

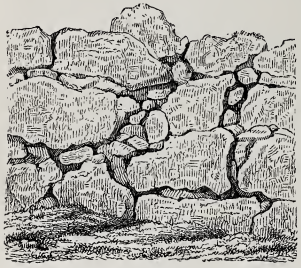


Fig. 86. Kyklopiſche Mauer.

Dann und wann wechſelten Ziegelbau und der ſogenannte Netzverband ab, der darin beſtand, daß man die behauenen Steine in Form von vierſeitigen Prismen derart in den Mörtel einfügte, daß die Anordnung der Fugen in ihrer Geſtalt den Maſchen eines Netzes glich (Fig. 89).

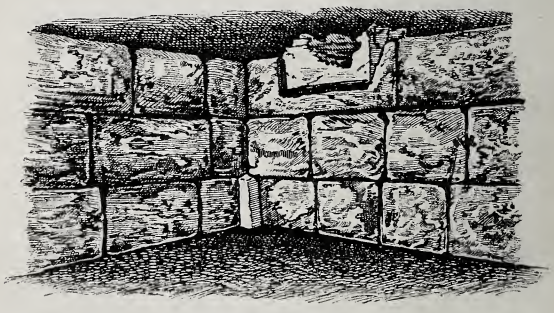


Fig. 87. Quaderbau.

Der Gebrauch dieſer Form ſcheint jedoch erſt in ſpäterer Zeit aufgekommen zu ſein und iſt daher bei Ringmauern ſeltener nachweisbar.

Ein beſonders anſchauliches Bild von Städtebefeſtigungen gewähren die Reſte Pompejis. Hier beſtehen die Mauern aus zwei hinter einander liegenden Steinwänden, der zwiſchen ihnen befindliche Raum aber aus einer Schicht

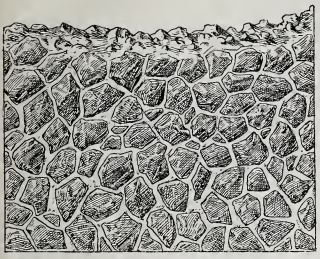


Fig. 88. Mauerwerk aus unbehauenen Bruchſteinen und Mörtel.

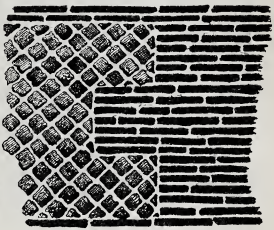


Fig. 89. Netzverband mit Ziegelbau abwechſelnd.

feſtgeſtampfter Erde (Fig. 90). Strebepfeiler ſtützen den Bau von der Rückſeite und greifen auch nach innen in den Damm ein, um ihm größere Feſtigkeit zu geben. Auf der

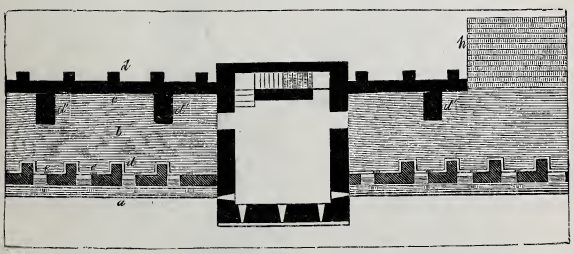


Fig. 90. Grundriſs eines Teiles der Stadtmauer von Pompeji.

Treppe h ſtiegen die Verteidiger von der Stadt herauf. Auf der äußeren Mauer, die niedriger iſt als die innere (Fig. 91 und 92), befinden ſich Bruſtwehren, die ſo angelegt ſind, daß in dem Winkel zur Linken der Verteidiger ſeitwärts Deckung fand und dieſe nur in dem Augenblicke aufzu-

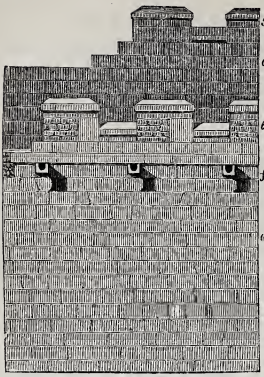


Fig. 91. Anſicht der Stadtmauer von aufsen.

geben brauchte, in dem er das Geſchoß durch die Öffnung hinabſandte (Fig. 93).*)

Der Grundriß der Türme (Fig. 92 u. 94) war viereckig; ſie ragten nicht viel (etwa ſechs Meter) über dem Wallgange in die Höhe und ſtanden mit dieſem durch Seitenthüren in Verbindung. Ihr Inneres zerfiel in drei Stockwerke, durch welche bis auf die Plattform hinauf Treppen führten (Fig. 94:

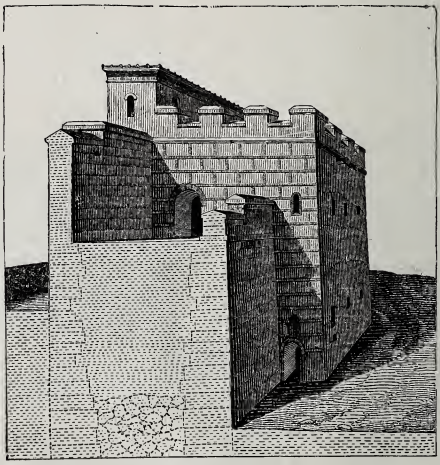


Fig. 92. Durchſchnitt der Stadtmauer zu Pompeji.

*) Fig. 91 verdeutlicht die Anſicht der Stadtmauer von aufsen: a die äufsere, c die innere Seite, f die Abflufsröhren des etwas geneigten Wallganges, e die Bruſtwehren der inneren, g die der äufseren Mauer.

b, b', b''), nach außen waren Schießſcharten durch die Wände gebrochen (c) und am Fuße ein kleines Ausfallpförtchen angelegt.

Das größte der erhaltenen Stadtthore in Pompeji, das herkulaniſche, zerfällt in drei Abteilungen, eine breite mittlere

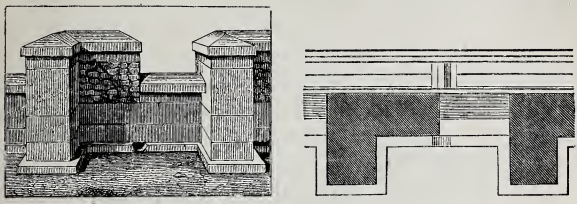


Fig. 93. Bruſtwehr der Stadtmauer von Pompeji.

für den Wagenverkehr, zwei zu beiden Seiten für die Fußgänger. Es lag an einer abgeſtumpften Ecke der Stadtmauer — ſo erklärt ſich der ſtarke Winkel, den dieſe auf dem Plane bildet — und führte hinaus auf die Gräberſtraße, deren Denkmäler zu beiden Seiten des Ausganges unmittelbar angrenzen (Fig. 95).

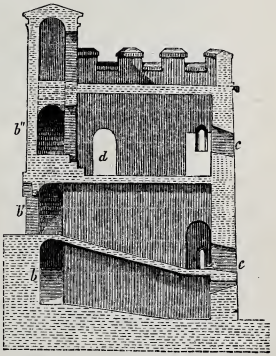


Fig. 94. Durchſchnitt eines Turmes.

Anderwärts legte man die Thore häufig in Türme (Fig. 96) oder zwiſchen zwei derſelben, welche zur Rechten und Linken aus der Mauerlinie vortraten und in ihren Stockwerken den Verteidigern zur wirkſamen Beſchießung des andringenden Feindes genügenden Platz boten. Noch beſſeren Schutz gewährten die Propugnacula oder Thorhöfe, die in ihren

Anfängen bereits in Griechenland nachweisbar ſind, aber erſt von den Römern zu den wichtigſten Stützpunkten der Befeſtigungswerke ausgebildet worden ſind. Der beſterhaltene Bau dieſer Art iſt die Porta nigra in Trier (Fig. 97). Hier erheben ſich über jedem der beiden Eingänge, dem äußeren wie dem inneren, zwei nach vorn und hinten mit Fenſtern verſehene Galerien, ſeitwärts dreiſtöckige Türme, in die gleichfalls nach dem inneren Hofe zu Öffnungen gebrochen waren. Drangen die Belagerer durch die äußere Pforte in den inneren Thorraum, ſo wur-

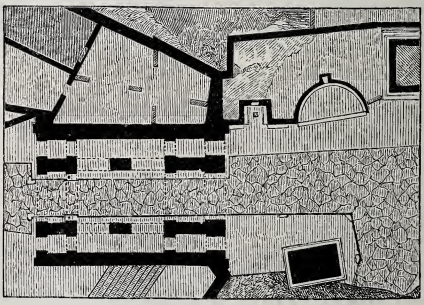


Fig. 95. Plan des Herculaner Thors zu Pompeji.

den ſie durch einen vernichtenden Hagel von Geſchoſſen aller Art begrüßt und durch das herabgelaſſene Fallgatter vom Rückzuge abgeſchnitten. An ein Entrinnen konnten ſie ebenſowenig denken als an Widerſtand, da das unterſte Stockwerk keine Fenſter beſaß, und dieſe erſt in einer Höhe von zehn Metern über dem Boden ſich befanden. Auch wenn die Feinde auf einer anderen Stelle die Mauern erſtiegen hatten, boten jene Propugnacula mit ihren Türmen der Beſatzung einen wichtigen Rückzugspunkt, von dem aus man den Wall beſtreichen konnte.

Bei anderen Bauten derſelben Art iſt nur die äußere

Galerie noch erhalten, wie bei der Porte Saint-André zu Autun (Fig. 98) und der Porta Borſari zu Verona (Fig. 99).

Rein militäriſchen Zwecken dienten die Befeſtigungen an den äußerſten Grenzen eroberter Länder, die Kaſtelle. Ihre Beſtimmung war im weſentlichen, die Bewachungsmannſchaften der Grenzwälle zu beherbergen und zu ſchirmen,

Fig. 96. Thor von Volterra.

jener zuſammenhängenden dammartigen, mit Graben und Paliſſaden geſchützten Linien, durch welche den jenſeitigen Barbaren auch äußerlich das Machtgebiet des römiſchen Volkes gekennzeichnet wurde. Es war offenbar unmöglich, ſo ausgedehnte, ganze Gegenden in einer Länge von fünf-

zig und mehr Kilometern abſperrende Befeſtigungen gegen jeden Angriff zu verteidigen, wohl aber beabſichtigte man

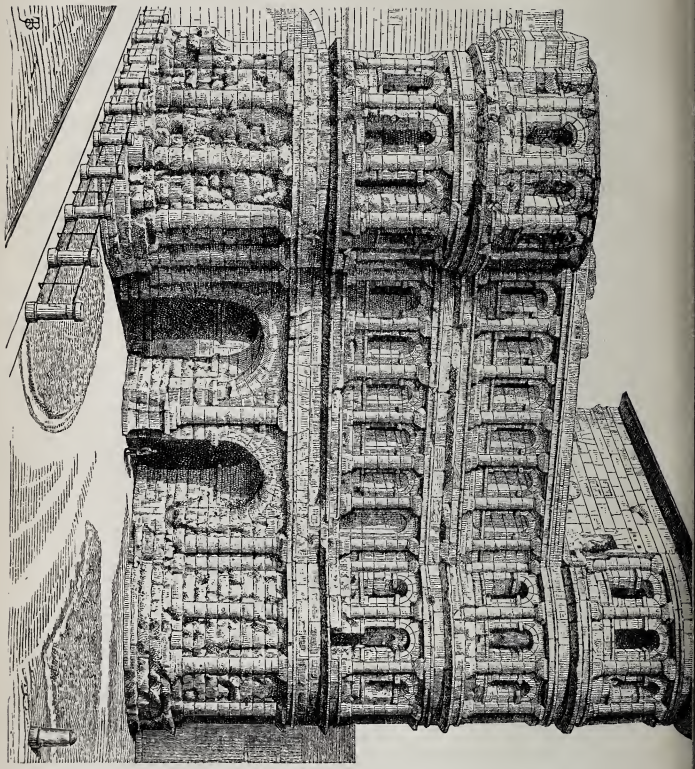


Fig. 97. Porta Nigra zu Trier.

das Herannahen von Feinden rechtzeitig nach den weiter landeinwärts liegenden Waffenplätzen durch Feuerzeichen melden zu können. Die längs des Walles aufgeſtellten

Poſten fanden eine Zufluchtsſtätte bei plötzlichem Überfall in den nahen Kaſtellen, deren Inneres im kleinen die Einrichtung eines Lagers aufweiſt und deren Anlage ſtark genug war, um auf kurze Zeit, bis zum Eintreffen von Verſtärkungen, eine Berennung aushalten zu können. In der Mitte lag die Feldherrnwohnung, ein auf Steinunterbau aufgeführtes Haus, das, auf dauernden Aufenthalt berechnet, in ſeinem Grundriſſe dem der römiſchen Privatwohnungen im ganzen und großen gleichen mochte, daneben ein Exerziergebäude, da namentlich in den nördlichen Ländern das

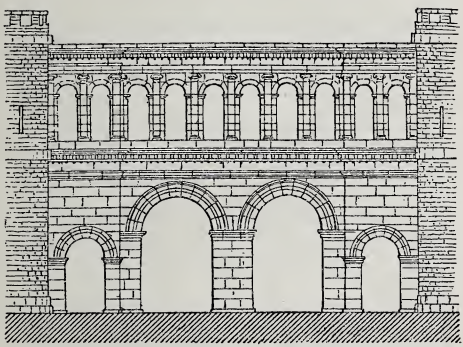


Fig. 98. Porte Saint-André zu Autun (Auguſtodunum).

unbeſtändige Wetter einen großen Teil des Jahres über die Übungen im Freien erſchwerte oder ganz unmöglich machte. Die Soldaten waren in Baracken aus Fachwerk untergebracht, wie in den Winterlagern. Innerhalb wie außerhalb der Verſchanzungen waren Holz- und Futtervorräte aufgeſtapelt und längs des Grenzwalles Beobachtungstürme errichtet, deren Poſten durch brennende Fackeln verdächtige Wahrnehmungen nach dem Kaſtelle zu melden hatten. Um dieſe Alarmzeichen weithin ſichtbar zu machen, wurde zu

beiden Seiten des Dammes ein Streifen Waldes gerodet. Wegen der fortwährenden bedrohlichen Nähe der Feinde galt der Dienſt in ſolchen vorgeſchobenen Kaſtellen als vorzugsweiſe gefährlich und anſtrengend, und die Angabe iſt

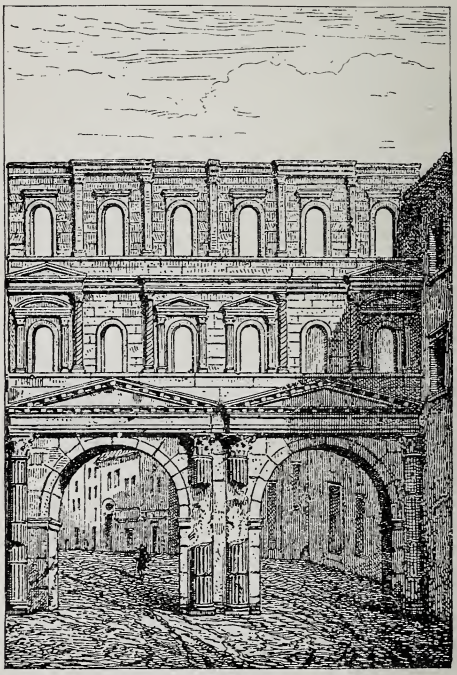


Fig. 99. Porta Borſari zu Verona.

nicht unwahrſcheinlich, daß die Berufung eines Offiziers in eine ſolche Grenzbefeſtigung öfters als Strafverſetzung angeſehen wurde.

War das römiſche Gebiet durch einen hinreichend

breiten und tiefen Waſſerlauf von dem der Nachbarn getrennt, ſo zog ſich die Poſtenlinie mit den Alarmhäuſern längs des Fluſſes oder Stromes hin (Fig. 100). Bisweilen ſicherte man ſich den Übergang durch Anlegung von Brückenköpfen auf dem feindlichen Ufer.

Hand in Hand mit den Maßregeln zur Sicherung der Grenzlande ging die Erweiterung des über alle Provinzen ausgeſpannten Straßennetzes, „ohne das, wie von den Achaemeniden bis hinab auf den Schöpfer der Simplonſtraße die Geſchichte aller Militärſtraßen lehrt, keine militäriſche Hegemonie beſtehen kann.“ Dammartig wie unſere Chauſſeen, mit feſtem Unterbaue und dauerhafter Befteinung angelegt, bekunden die vielfach noch erhaltenen Wegebauten der Römer, daß das Eroberervolk über die rechten Mittel verfügte, um den Errungenſchaften ſeiner Waffen feſten Beſtand zu ſichern. Selbſt breite Ströme oder weite Flußthäler waren kein unüberwindliches Hindernis; mit einer Brücke von zwanzig ſtarken, ſteinernen Pfeilerpaaren überſpannte Trajan die Donau (Fig. 101); ebenſo bewundernswert und großartig iſt die Anlage der Brücke und Waſſerleitung bei Nîmes in Südfrankreich. In Alpenpäſſen wie in ſumpfigen Niederungen wußte man mit gleicher Umſicht den Schwierigkeiten zu begegnen, ſelbſt zu Tunnelbauten entſchloß man ſich, wenn kein anderer Ausweg ausfindig gemacht werden konnte.

Alle Heerſtraßen wurden, wenigſtens zur Kaiſerzeit, auf Karten eingezeichnet, welche den Feldherren auf ihren Zügen über die zurückzulegenden Strecken, über die zweckmäßige Bemeſſung der Märſche und über die Lage der Magazine für Lebensmittel und Kleidungsſtücke die nötigen Aufſchlüſſe geben konnten. In den Niederlagen für Heereszwecke (mansiones) fand der Reiſende zugleich Nachtquartier und friſche Pferde, ſelbſt ziemlich große Truppenabteilungen genügende Vorkehrungen für ihr Unterkommen.

Fig. 101. Opfer des Kaisers an der Donaubrücke. Von der Trajanssäule.

Zugleich dienten jene Halteſtellen mit den zwiſchen ihnen gelegenen kleinern Poſtſtationen (mutationes) zum Wechſel der Beſpannung den Zwecken des Nachrichtendienſtes, durch welchen mit großer Schnelligkeit teils optiſche Zeichen, teils mündliche oder ſchriftliche Nachrichten weiter befördert wurden. Einen vorläufigen Schutz in Gefahren gewährten, wie an den Grenzwällen, kleine, längs der Straßen erbaute Kaſtelle mit Beobachtungstürmen und breitem, tiefem Graben um die Außenmauern.

So trefflich es die Römer verſtanden, ihre Städte und Bollwerke zu ſchützen, ſo vielſeitig erwieſen ſie ſich auch in der Wahl der Mittel, wenn es galt, die ſtarken Burgen ihrer Gegner zu brechen. Im Anfange zwar leiſteten ſie im Belagerungskriege nichts Nennenswertes. Das beweiſen die langjährigen Anſtrengungen, ehe es ihnen gelang, die Etruskerſtadt Veji zu Falle zu bringen, und das Fehlen von Sturmgerät außer den Leitern zum Erſteigen der Mauern oder Baumſtämmen zum Einſtoßen der Thore. Früheſtens ſeit dem Kampfe gegen Pyrrhus lernte man die Werkzeuge kennen, welche in Griechenland zur Zeit der Diadochen ihre höchſte Vervollkommnung erfahren hatten. Von dieſer Zeit an verfügte auch Rom über einen ſo reichhaltigen Belagerungspark von Breſchhütten und Laufgängen, Mauerbrechern und Geſchützen, daß es ſich an die ſchwierigſten Aufgaben wagen konnte und ſogar den Widerſtand des mächtigen Syrakus bemeiſterte, trotz der zahlreichen Beſatzung und der gewaltigen Mauern, trotz der mannigfachen Gegenanſtalten, welche die Wiſſenſchaft des Archimedes im Dienſte der Vaterlandsverteidigung zu erſinnen wußte.

Um die Übergabe einer feſten Stadt zu erzwingen, verfuhren die Römer auf doppelte Weiſe: entweder ſchloß man ſie von allen Zugängen ab und wartete, bis der Mangel an den notwendigſten Lebensmitteln, namentlich an Waſſer, zur Ergebung drängte oder man verſchritt zum Sturman-

griff. Bot sich die Möglichkeit schwache Befestigungen mit geringer Besatzung zu überrumpeln, so rückte man gleich beim Eintreffen vor dem feindlichen Orte unter dem Schutze der fest an einander geschlossenen Schilde bis an die Mauern

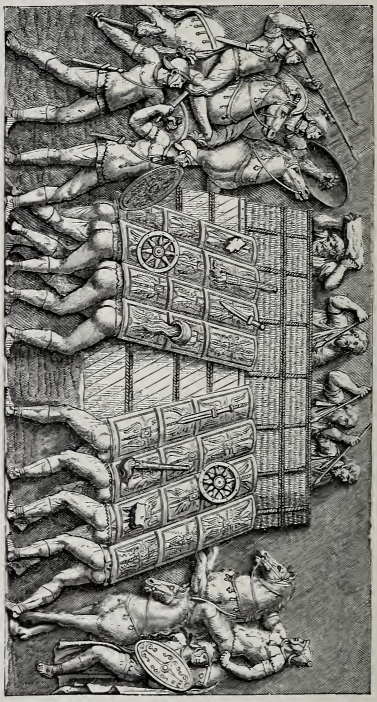


Fig. 102. Angriff auf eine germanische Befestigung. Von der Marc Aurelssäule.

heran (Fig. 102). Waren diese niedrig, so stiegen andere Krieger auf das von ihren Gefährten gebildete Dach und erklommen die Wälle, während die Verteidiger auf denselben durch Schleuderer und Bogenschützen stark beschossen

Fig. 103. Erſtürmung der daciſchen Haup

tadt. Relief der Trajansſäule. Zu Seite 205.

wurden (Fig. 103). Höhere Mauern erſtieg man auf Leitern, womöglich an einer Stelle, von welcher die Aufmerkſamkeit der Belagerten abgelenkt war, und öffnete von innen die Thore.

Glückte der Überfall nicht, ſo begann die regelrechte Berennung und der Bau der Angriffswerke. Die Einleitung dazu bildete das Aufwerfen eines Walles aus Erde, welcher, um einem Ausfalle zu begegnen, raſch mit Geſchützen und Türmen beſetzt wurde. Die Entfernung, in welcher dieſer Kreis um die Stadt gezogen wurde, bemaſs ſich nach der Tragweite der Waffen, welche den Eingeſchloſſenen zu Gebote ſtanden, da man es vermied, im nächſten Schußbereiche des Gegners mit dem Baue zu beginnen. Dann wurde ein Damm aus Erde oder Baumſtämmen nach der feindlichen Stadt zu errichtet, den man, geſchützt durch Wände von Rutengeflecht, allmählich bis in die Nähe der anzugreifenden Werke und in gleicher Höhe mit deren Bruſtwehren heranführte. Nach dem rückwärts liegenden Lager wurden bedeckte Gänge (vineae, Weinlauben) angelegt, unter denen häufig auch gefechtsbereite Abteilungen gegen Ausfälle zur Verfügung gehalten wurden. Waren dieſe Vorbereitungen vollendet, die Belagerten aber noch nicht durch die ſchnell entſtandenen Bauten der Römer mutlos geworden, ſondern zu weiterer Gegenwehr entſchloſſen, ſo trat das Sturmgerät in Thätigkeit. Die Mannſchaften unter den Schüttſchildkröten füllten den Graben vor den Wällen aus; dann rückten die Minierhütten vor, unter deren Schutze an der Untergrabung und Anbohrung des Gemäuers gearbeitet wurde; gleichzeitig dröhnten die Sturmböcke mit ihren eiſenbeſchlagenen Köpfen gegen das Geſtein; ſtarke Sicheln an langen Stangen, etwa von der Form der heutigen Feuerhaken, riſſen die Zinnen herab; aus den mehrſtöckigen, bis an den vorderſten Rand des Dammes vorgeſchobenen Türmen ergoß ſich ein dichter Hagel von Geſchoſſen und

lichtete die Reihen der Verteidiger auf dem Wallgange. Aber auch diese blieben währenddem nicht müßig. Sie wälzten mächtige Steinblöcke herab, um das Dach und Gebälk der Breschhütten zu zerschmettern, schütteten auf dieselben geschmolzenes Blei und brennbare Flüssigkeiten herab und entzündeten sie durch Brandpfeile; sie fingen den Kopf des Mauerbrechers in Schlingen, zogen ihn in die Höhe und machten so die Stöße wirkungslos; war beim Belagerungsdamme viel Holz verwendet worden, so suchte man ihn durch Feuer zu zerstören; angelegte Leitern warf man um, ergriff die Stürmenden mit Zangen und zog sie mittelst einer Winde herauf in die Stadt. Außerdem war man unabläßig bemüht die entstandenen Schäden an den Befestigungen auszubessern, hinter den Breschen neue Mauern eilig aufzuführen und die Wirkung der Stöße des Widders durch Polsterung mit Kissen abzuschwächen u. a. m.

Erlahmte der Widerstand der Verteidiger an einer Stelle, so wurden aus den Türmen der Belagerer Fallbrücken herabgelassen, über welche sie in die feindliche Stadt hinübereilten, die Thore öffneten und in unbarmherzigem Morden weiter vordrangen, bis die waffenfähige Bevölkerung aufgerieben und das Zeichen zum Plündern gegeben wurde. Was von der Einwohnerschaft übrig geblieben war, wurde im ganzen an die Sklavenhändler verkauft, die, wie die Aasgeier die Karawanen, die Heere der Eroberer begleiteten. Denn sobald die Belagerten durch Verweigerung der Übergabe die Römer zur Errichtung ihrer Belagerungswerke und zum Sturmangriffe gezwungen hatten, verloren sie jeden Anspruch auf Schonung.

Bisweilen kam es auch vor, daß das Einschließungsheer durch eine zum Entsatze herbeieilende Streitmacht im Rücken bedroht wurde und nach zwei Seiten zugleich Front zu machen hatte. In solcher Lage mußte außer dem gegen die Stadt errichteten Walle, der Contravallationslinie, noch

ein zweiter zum Schutze des eigenen Lagers aufgeworfen werden, die Circumvallationslinie. So mußte ſich Cäſar mit ſeinen Truppen vor Aleſia ſichern, wo er in der Feſtung ein Heer von achtzigtauſend Mann zu Fuß und fünfzehntauſend Reitern feſthielt, während das Aufgebot des keltiſchen Landſturmes in einer Stärke von angeblich zweihundertfünfzigtauſend Fußkämpfern und achttauſend Berittenen gegen die Belagerer im Anmarſche war.

Die Anordnungen, welche Cäſar in ſolcher Bedrängnis zum Schutze ſeiner Stellung traf, ſprechen ebenſo für die Zähigkeit der Römer in der Ausführung ihrer Beſchlüſſe und der Bekämpfung von Schwierigkeiten, wie für ihre Findigkeit ſelbſt mit einfachen Mitteln bedeutende Erfolge zu erzielen.

Parallel mit der Einſchließungslinie, vor welcher tiefe Gräben gezogen und durch Kanäle vom nahen Flüßchen aus unter Waſſer geſetzt wurden, legte der Belagerer in einem Umkreiſe von ungefähr zwei und einer halben Stunde einen Außenwall an, auf dem in Zwiſchenräumen von achtzig Fuß Türme erbaut wurden. Der vorderſte Rand derſelben erhielt Bruſtwehren von ſtarkem Geflecht mit feſten ſcharfen Spitzen nach oben; die ſteile Böſchung wurde durch äſtige Baumwipfel (cervi, Hirſchgeweihe) beſetzt, deren Zweige zu einem dichten, ſchwer zu durchdringenden Verhau verſchlungen und verbunden wurden. Davor wurden in ſchachbrettartiger Anordnung trichterförmige Fallgruben mit einem ſpitzen Pfahl in der Mitte ausgeworfen, die der Blüte einer Lilie mit dem emporſtehenden Piſtill ähnelten und nach dieſer Blume benannt wurden, dann Reiſig loſe darüber gedeckt; weiter nach außen wurden Hölzer mit eiſernem Widerhaken derartig in die Erde geſenkt, daß nur die Spitzen aus dem Boden hervorragten, und gleichfalls durch Raſen oder Heidekraut leicht verkleidet.

Dieſen umfaſſenden und mühevollen Vorbereitungen

entſprach der Erfolg. Viele der Feinde machten beim Anſturm üble Bekanntſchaft mit den Annäherungshinderniſſen; bis zum Walle vorgedrungen, wurden ſie von hier und den Türmen aus mit den ſchweren Mauerpilen von etwa 7 cm Dicke empfangen, bis ſie endlich unverrichteter Sache unter Zurücklaſſung zahlreicher Verwundeter abziehen mußten. Gleichzeitig waren die Belagerten unter Führung des ritterlichen Vercingetorix von der Stadt aus gegen die Werke ihrer Gegner vorgebrochen. Schon war es ihnen gelungen, an einer Stelle die Gräben auszuſchütten und die Verſchanzungen zu erſteigen, da entriß ihnen ein kräftiger Vorſtoß der römiſchen Kohorten die errungenen Vorteile und zwang ſie im Verein mit der Reiterei unter furchtbarem Blutbade zum Rückzuge in die Stadt. Die Doppellinie war von Cäſar ſiegreich behauptet worden, das Entſatzheer in fluchtartiger Eile abgezogen, die Eingeſchloſſenen waren ihrem Schickſale überlaſſen und hatten den Gedanken an eine Erneuerung des Ausfalles mit ihren geſchwächten Kräften, angeſichts der ſteigenden Hungersnot ſelbſt aufgegeben. Aleſia fiel und damit wurde auch das Schickſal ganz Galliens für alle Zeit endgültig entſchieden.

Unter Umſtänden zog Cäſar auch ausgedehnte Verſchanzungslinien zur Sicherung eines Landſtriches oder zur Einſchließung eines Gegners im freien Felde. Als ſich die Helvetier im Jahre 58 v. Chr. von ihrem Vorhaben, durch die Provinz Gallien nach dem Weſten zu ziehen, nicht abbringen ließen, benutzte der ſchlaue Römer die vierzehn Tage Bedenkzeit, welche er ihnen abgeliſtet hatte, um mit Hilfe der einzigen Legion, über welche er damals verfügte, die vom Einfalle bedrohte Strecke zwiſchen Genfer See und Juragebirge in einer Länge von achtundzwanzig Kilometern durch einen ſechzehn Fuß hohen, mit Kaſtellen gekrönten Wall zu befeſtigen, an welchem alle Durchbruchsverſuche ſcheiterten.

Während des Bürgerkrieges wurde das Heer der Pompejaner unter Afranius und Petrejus durch Umzingelung mit Schanzen und Dämmen gezwungen die Waffen zu ſtrecken und ſo die in einem Kampfe zwiſchen römiſchen Legionen zu befürchtenden Verluſte von Cäſar geſchickt vermieden. Weniger Glück hatte er bei Dyrrhachium gegen Pompejus. Hier ſperrte er deſſen Heer durch eine über fünfundzwanzig Kilometer lange Umwallung mit vierundzwanzig Schanzen geraume Zeit vom Innern des Landes ab, mußte aber infolge eines unglücklichen Gefechtes ſeine Stellung räumen und die Entſcheidung bis zum Zuſammentreffen bei Pharſalus vertagen.

XVI.

Flotte und Geschütze der Römer.

Weder im Seewesen noch im Geschützbau haben die Römer die Kriegführung des Altertums durch nennenswerte Erfindungen bereichert, sondern sich nur angeeignet, was ihre geistig höher entwickelten Nachbarn erdacht und vervollkommnet hatten. Im ersten punischen Kriege mußten für die Überfahrt des Heeres nach Sicilien die unteritalischen Seestädte die Transportmittel stellen, und als man den Mangel einer Flotte zum Schutze der italischen Küste gegen die zur See mächtigen Karthager dringend empfand und auf Abhilfe sann, mußte ein gestrandeter Fünfruderer der Feinde zum Vorbilde beim Baue der Schlachtschiffe dienen. Zwar wurde nun mit der Gründung einer Flotte unverweilt vorgegangen und in kurzer Zeit hundert Penteren und zwanzig Trieren gezimmert, aber es fehlte an seetüchtigen Leuten, welche in der Ausführung rascher Wendungen und Bewegungen es mit den geschulten Mannschaften des Gegners hätten aufnehmen können. Damals, wie zu jeder Zeit, fühlte sich der römische Krieger auf dem Wasser höchst unbehaglich, weil die Tapferkeit des einzelnen Mannes nicht zur Geltung kommen konnte. Hohe Ehre brachte es daher dem Duilius ein, als er durch Ein-

führung der Enterbrücken, mittelſt deren man auf das feindliche Verdeck hinüberſpringen und mit blanker Waffe die Entſcheidung herbeiführen konnte, ſeinen Landsleuten Gelegenheit gab ihre Tüchtigkeit im Nahkampfe zu bewähren und zu verwerten. Der neuen Erfindung dankten die Römer den Sieg bei Mylae; aber noch manches Mal mußten ſie ſchweres Lehrgeld zahlen, noch manche rieſige Flotte mußte unter faſt unerſchwinglichen Opfern ausgerüſtet werden, ehe es gelang, des Gegners Herr zu werden. Im Verlaufe des ganzen Krieges büßten ſie nicht weniger als ſiebenhundert Schiffe in den Seetreffen ein, die Karthager nur gegen fünfhundert. Was für Verluſte an Menſchenleben dieſe Summen bedeuten, ergiebt ſich daraus, daß ſich an Bord jedes Fünfruderers ohne die bewaffneten Krieger allein dreihundert Mann als Ruderer befanden, die in der Mehrzahl das Schickſal ihres Fahrzeuges teilten, mit dieſem untergingen oder in die Hände der Feinde fielen.

Zu keiner Zeit des Altertums war aber auch nach der Ausſage des Polybios eine ähnliche Kraftentfaltung im Seekriege zwiſchen zwei Gegnern erlebt worden. Auch Rom hat nie ſpäter ſolche Streitkräfte zu Waſſer aufgeboten, wie in ſeinem erſten Waffengange mit den Puniern. Seine unter bedeutenden Opfern geſchaffene Flotte verfiel; im hannibaliſchen Kriege geſchieht ihres Auftretens im Kampfe nirgends Erwähnung; vollends als im Weſtbecken des Mittelmeeres kein gefährlicher Nebenbuhler mehr zu fürchten war, beſtand ſie vorwiegend nur aus Transportſchiffen zur Beförderung der Truppen auf überſeeiſche Kriegsſchauplätze. Die nötigen Matroſen und Offiziere ſtellten die Bewohner der Seeſtädte, die Socii navales; als Ruderer dienten Freigelaſſene und Sklaven. Nur dadurch iſt es begreiflich, daß das Treiben der Seeräuber ſich in ſo bedrohlicher Ausdehnung entwickeln konnte, wie es in den erſten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts v. Chr. der Fall war. Mit uner-

hörter Dreistigkeit spielten sich die Piraten als unumschränkte Gebieter zur See auf: sie drangen plündernd bis in die Nähe der weltgebietenden Hauptstadt und machten den Aufenthalt in den Landhäusern der Umgebung unsicher; sie fuhren ungescheut in den Häfen umher, wie der cilicische Freibeuter Herakleo vor den Augen des römischen Statthalters zu Syrakus, und brachten durch Wegnahme der Getreidesendungen sogar Hungersnot über Rom. Erst als Pompejus vom Senate sehr ansehnliche Summen zur Verfügung gestellt bekam, um eine seetüchtige Flotte zu gründen, und mit nie dagewesenen Machtbefugnissen, der Oberhoheit über alle Küsten bis zehn Meilen landeinwärts, ausgestattet wurde, konnte er der Plage dauernd steuern.

Seitdem ist Roms Seemacht nie wieder zu solcher Bedeutungslosigkeit herabgesunken wie in der Zeit vom ersten punischen bis zum Seeräuberkriege. Während des zweiten Triumvirats wurde eine stattliche Flotte ausgesandt, um dem gewaltthätigen Treiben des Sextus Pompejus als Freibeuter auf dem tyrrhenischen Meere ein Ende zu machen, was Agrippa, dem Admiral des Oktavian, nach erbittertem Kampfe durch seinen Sieg bei Naulochos gelang. Auch in der Schlacht bei Aktium standen beide Gegner mit sehr ansehnlichen Flotten einander gegenüber. Antonius mit Acht- und Zehnruderern, deren Verdecke Türme voll Wurfmaschinen und Schützen trugen, Oktavian mit leichten, beweglichen Fahrzeugen, wie sie die Liburner, ein Küstenvolk Illyriens, für ihre Raubfahrten erfunden hatten. Diese flinken Zweiruderer erwiesen sich aber den ungefügen Riesenbauten, die viel zu schwerfällig waren, um rasche Stöße mit ihrer Ramme auszuführen, weit überlegen und entschieden den Sieg zu Gunsten des Oktavian.

In der Kaiserzeit dienten die Flotten zur Sicherung des Verkehrs auf dem Mittelmeere und auf den größeren Strömen. Bereits unter Augustus waren in Misenum und

Ravenna Geſchwader ſtationiert, ſpäter auch in anderen wichtigen Häfen, wie in Aquileja, Trapezunt, Seleucia, Alexandria und anderwärts, ebenſo auf dem Rheine, der Donau, dem Euphrat, ſogar auf Binnengewäſſern, wie dem Komer und Neuenburger See. Auf den Flüſſen waren die Fahrzeuge begreiflicher Weiſe weſentlich kleiner als die, welche zum Dienſte auf hoher See beſtimmt waren. Aber auch unter letzteren waren größere Schiffe als Dreiruderer nur in verhältnismäßig geringer Anzahl vertreten, am häufigſten die zweirudrigen Liburniſchen, ſo häufig, daß ſpäter alle Kriegsſchiffe ohne Unterſchied mit dieſem Namen bezeichnet werden. Im allgemeinen hielt man ſich beim Baue derſelben an die bei den Griechen und den übrigen ſeefahrenden Nationen des Altertums ausgebildeten Formen und wich erſt ſpäter inſofern ab, als über dem Hauptſegel am großen Maſte noch ein zweites, das Supparum, angebracht wurde.

Seit in der Kaiſerzeit die römiſche Seemacht eine ſo eingreifende Neugeſtaltung erfahren hatte, wurden auch die Dienſtverhältniſſe und die Stellung der Offiziere und Mannſchaften bei der Marine auf das genaueſte geregelt. Während in der Republik eine beſondere Flottenanführerſtelle nicht vorhanden iſt und mit dem Oberbefehl bald die Konſuln, bald die Prätoren oder Legaten betraut ſind, werden ſchon unter Auguſtus, der wie alle ſpäteren Regenten als oberſter Kriegsherr über alle Streitkräfte zu Land und zu Waſſer gebot, zwei Admirale (praefecti) nebſt ihren Stellvertretern (subpraefecti) für die beiden Haupthäfen in Miſenum und Ravenna ernannt, ſowie Befehlshaber für die kleineren Geſchwader. Zu dieſen Stellen gelangten oft Offiziere der Landarmee, meiſt ritterlichen Standes. Unter ihnen ſtanden die Kapitäne der einzelnen Schiffe mit ihren Unterbeamten, deren Zahl ziemlich beträchtlich war, ſowie die Vorſteher der Werften und Arſenale mit ihren Arbeitern. Wie in früherer Zeit beſtand die Bemannung der Fahrzeuge aus

Leuten des niedrigſten Standes, meiſt Freigelaſſenen und Fremden, die erſt durch lange ſechsundzwanzigjährige Dienſtzeit ſich das Bürgerrecht verdienen mußten, welches ihnen bei ehrenvoller Entlaſſung häufig verliehen wurde. Da ſie mit Schwert und Lanze bewaffnet waren, fanden ſie ſpäter auch nicht ſelten beim Landkriege Verwendung, wurden aber meiſt zu den niedrigſten Dienſtleiſtungen befohlen und von den Legionaren als nicht ebenbürtig angeſehen.

So wenig bei einer Darſtellung des römiſchen Seeweſens Veranlaſſung vorliegt, auf die Einzelheiten in der Bauart der Schiffe näher einzugehen, ebenſo kann bei einer Schilderung der römiſchen Geſchütze davon Abſtand genommen werden, deren Zuſammenſetzung ausführlich zu erörtern. Die „Balliſtae“ und „Catapultae“ unterſchieden ſich nur durch den Namen von den Palintona und Euthytona der Griechen, nicht in der Konſtruktion, den Größenverhältniſſen und der Gebrauchsweiſe, und wurden in den Feldzügen zu Land und zu Waſſer in ebenſo anſehnlicher Zahl mitgeführt, als es ſeit dem vierten Jahrhundert in Hellas geſchehen war. Wie dort beſchränkte ſich auch in der Kriegführung der Römer die Verwendung der Wurfmaſchinen anfangs auf den Feſtungs- und Seekrieg. Auch wenn man im Feldlager ſich auf dauernde Verteidigung gegen feindliche Angriffe einzurichten hatte, wurden Wall, Türme und Baſtionen mit Geſchützen beſetzt. So verfährt Cäſar wiederholt. Ob jedoch ſchon von ihm eine regelmäßige Zuteilung von Katapulten oder ihrer etwas kleineren Abart, der Skorpione, an die einzelnen Truppenverbände eingerichtet worden iſt, wie neuerdings gemutmaßt wird, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden. Sicher aber iſt es, daß er nur in feſten Stellungen Geſchütze in Thätigkeit ſetzt, niemals ſie in die Schlacht nachführt. Erſt im zweiten Jahrhundert, als jede Legion über eigene Artillerie verfügte, erhielt dieſe für den Kampf im freien Felde ihre Beſpannung und wurde auf

Wagen befördert. Im Gefechte fuhr ſie hinter der Linie auf und konnte infolge ihres erhöhten Standes über das vorgehende Fußvolk weg ihre Geſchoſſe in die Reihen des Gegners ſenden. Unter den fahrbaren Geſchützen jener Zeit wird auch der Onager aufgeführt, deſſen Erfindung allem Anſcheine nach den Römern zuzuſchreiben iſt, eine Wurfmaſchine, die ihren Namen „Waldeſel“ davon empfangen haben ſoll, daß ſie, wie die Waldeſel mit den Hinterfüßen, Steine im Bogen gegen den Feind ſchleuderte (Fig. 104). Sie hatte nur einen horizontal liegenden Spannkaſten und bloß einen Arm, der in Ruhe ſenkrecht emporſtand, beim Spannen zurückgezogen wurde und an ſeinem freien Ende eine löffelartige Vertiefung oder eine Schleudervorrichtung zur Aufnahme des Geſchoſſes erhielt. War er bis auf den Boden zurückgewunden und mit der Ladung beſchwert, ſo wurde der Haken, an welchem der Arm zurückgehalten wurde, losgeſchlagen; indem letzterer dann gegen ein vor der Maſchine angebrachtes Hindernis, eine gepolſterte Wand aus Gebälk, Raſen oder Ziegeln, beim Zurückſchnellen antraf, ſchleuderte er die Wurfmaſſe in weitem Bogen fort.

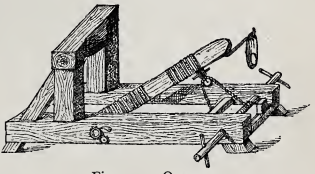


Fig. 104. Onager.

Aus der Zeit nach Konſtantin iſt uns noch die Schilderung der ſogenannten Blitzballiſte erhalten, deren Wirkung alles bisher Dageweſene übertroffen haben ſoll — wenigſtens nach der überſchwenglichen Ausdrucksweiſe der Schriftſteller. Soviel aus der etwas unklaren Beſchreibung hervorgeht, ſcheint es ſich um ein Geſchütz zu handeln, das einer großen Armbruſt vergleichbar nicht mehr durch die Torſion der Spannerven, ſondern mittelſt eines großen, mühſam aufzuziehenden eiſernen Bogens das Geſchoß entſandte.

XVII.

Die wichtigsten Feinde Roms: Karthager, Kelten und Germanen.

Die erſte Macht, gegen welche Rom bei ſeinem Emporſtreben zum Weltreiche außerhalb Italiens in die Schranken trat, zugleich aber auch ſein gefährlichſter Gegner war Karthago. Die Kämpfe mit den Puniern waren die harte Schule, in welcher das künftige Herrſchervolk ſeine Zähigkeit im Widerſtande, ſeine in allen Bevölkerungsſchichten unterſchiedslos ſich bethätigende Opferfreudigkeit, nicht zum wenigſten die Vortrefflichkeit ſeiner Wehrgeſetzgebung und die Feſtigkeit ſeines Staatsgebäudes aufs glänzendſte bewährte. Trotz aller ihrer Reichtümer mußte die ſemitiſche Handelsſtadt den römiſchen Bürgerlegionen und dem alle Stürme überdauernden Verbande der latiniſchen Eidgenoſſenſchaft unterliegen. Sie hatte ſolchen Kräften nichts Gleiches gegenüberzuſtellen; vor allem fehlte es an einem durch Aufgebot der wehrfähigen Städter gebildeten Heere. Nur während der Kämpfe des fünften Jahrhunderts auf Sicilien ziehen die Karthager ſelbſt noch ins Feld; auch im vierten Jahrhundert wird in den Kriegen gegen Syrakus wiederholt noch einer heiligen Schar, einer Kerntruppe von zweitauſendfünfhundert Bürgern gedacht; in ſpäterer Zeit jedoch zog

man es vor, die Heere ganz aus Fremden zu bilden*). Die Fortführung der Handelsgeſchäfte, welche durch Einberufung der Männer zum Waffendienſte empfindliche Unterbrechungen erlitten hätte, ſtellte dem Staate genügende Mittel zur Verfügung, um der Beteiligung der Städter bei ſeinen Feldzügen entraten zu können. Waren die Scharen der Numidier und der Einwohner in den unterworfenen Küſtenſtädten, der Libyphöniker, nicht ausreichend, ſo wurden Söldner angeworben, nicht allein an den Weſtküſten des Mittelmeeres, in Ligurien, Gallien, Spanien und auf den Balearen, ſondern auch in Unter- und Mittelitalien ſowie in Griechenland. Wie wenig ſolchen Truppen zu trauen war, hat die Erfahrung wiederholt gelehrt; mehr als einmal hat Karthago „ſeine bezahlten Knechte gefährlicher erfunden als ſeine Feinde.“ Die Bewaffnung der Mietſoldaten wie der afrikaniſchen Eingeborenen konnte übrigens mit der des römiſchen Legionars einen Vergleich nicht aushalten. Das erkannte auch Hannibal, der nach ſeinen erſten Siegen die Rüſtungen der gefallenen Feinde ſeinen Leuten anzulegen befahl. Vorzüglich brauchbar und den Italikern weit überlegen waren dagegen die numidiſchen Wüſtenreiter; ihnen verdankte der große puniſche Feldherr die meiſten und glänzendſten ſeiner Siege.

Solche Erfolge waren aber mehr als in jedem anderen Staate von der Begabung und den perſönlichen Eigenſchaften des Anführers abhängig. Nur wenn er ein Meiſter der Kriegskunſt war und durch ſein eigenes Beiſpiel wie durch Geſchick im Verkehr mit ſeinen Untergebenen deren Anhänglichkeit dauernd zu gewinnen verſtand, konnte er mit Zuverſicht in jeder Lage auf ſeine Streitmacht bauen. Derartige Genies beſaß Karthago jahrhundertelang in dem

*) Über die Einteilung der karthagiſchen Heere läſst ſich aus den Berichten der alten Schriftſteller etwas Zuverläſſiges nicht ermitteln.

ruhmreichen Hause der Barkas, das der Vaterstadt eine Reihe ihrer befähigtsten Vorkämpfer stellte, trotzdem aber die Zielscheibe unausgesetzter Anfeindungen für die Krämerpartei unter den eigenen Mitbürgern wurde, welcher der Krieg eine unangenehme Unterbrechung der Geschäfte bedeutete und jedes Opfer für die nachdrückliche Unterstützung der Heere im Felde zu hoch erschien.

Allen Puniern aber ohne Unterschied war der Rassenhaß gemeinsam, der unverkennbar ihnen ihr Verhalten gegen die Feinde diktierte. „Punische Treulosigkeit" war berüchtigt im Altertume, ebenso die Grausamkeiten, deren sich der Besiegte von den unbarmherzigen Gegnern zu versehen hatte. Im Kampfe mit ihnen wurde meist weder Pardon gegeben noch genommen. Darum endet in den Zeiten, als karthagische Bürgerheere noch selbst die Schlachten schlugen, jedes Zusammentreffen mit ihnen unter furchtbaren, kaum glaublichen Verlusten, ihr siegreiches Eindringen in eine eroberte Stadt mit entsetzlichem Blutbade der Bevölkerung; nur die Tempel werden verschont, nicht aus Ehrfurcht vor den geweihten Stätten, sondern aus Habsucht, weil die reichen Schätze der Gottheiten unversehrt in die Hände der Sieger fallen sollten.

Nur bei besonders gnädigen Anwandlungen oder wenn man selbst Landsleute zurückzutauschen beabsichtigte, begnadigte man die Gefangenen zu Plantagenbau auf den afrikanischen Landgütern. In der Regel verfuhr man mit ihnen weit erbarmungsloser. Wenn auch der Bericht von den Martern, unter denen Regulus geendet haben soll, auf römischen Erdichtungen beruht, so ist doch bezeugt, daß die Karthager Gefangene vor die Katapulten banden und durch deren Schüsse töteten, oder Landsleute zwangen mit einander auf Tod und Leben zu kämpfen, mindestens aber jeden waffenfähigen Mann durch Abhauung der rechten Hand für immer zum Kriegsdienste unbrauchbar machten.

Selbſt Bemannungen neutraler Schiffe erlitten dieſelbe Verſtümmelung. „Denn“, ſagt Diodor, „die Karthager ſchließen ſich gegen jede Gemeinſchaft mit anderen Völkern ab und halten alle für Feinde.“ Darum trauten ſie auch nicht den eigenen Unterthanen, den Bewohnern der unterworfenen Städte an der Küſte. Keine Linie befeſtigter Plätze wehrte dort dem Einfalle eines Feindes; nur für die Befeſtigung und Wehrhaftmachung der Hauptſtadt wurde aufgeboten, was Geld und Kunſt vermochten. Eine großartige Hafenanlage bot einer Flotte von über zweihundert Schiffen ausreichenden Platz, ungeheure Vorräte von Kriegsbedürfniſſen aller Art lagerten in den Arſenalen — vor dem dritten puniſchen Kriege allein zweitauſend Geſchütze und die zehnfache Zahl von Rüſtungen; in den Kaſematten der rieſigen Stadtmauern waren Wohnungen für zwanzigtauſend Krieger und Stallungen für dreihundert Elefanten, die mit den puniſchen Heeren meiſt in beträchtlicher Zahl zu Felde zogen, und, wenn ſie ſcheu geworden den eigenen Reihen Gefahr drohten, durch einen tödlichen Meißelſchlag zwiſchen die Nackenwirbel von ihrem Kornak unſchädlich gemacht wurden.

Auch für die Verpflegung der Truppen bargen zahlreiche Speicher die nötigen Getreidemaſſen; es wird der karthagiſchen Kriegsführung ſelbſt von den Gegnern nachgerühmt, daß jederzeit die ausrückenden Heere reichlich mit Proviant verſehen geweſen ſeien.

Am umfaſſendſten aber wurde für die Bedürfniſſe des Seekrieges Sorge getragen. Die puniſchen Flotten ſtanden im erſten Kriege mit Rom denen des Gegners an Zahl nicht nach und waren lange Zeit durch die Geübtheit ihrer Mannſchaften unbeſtritten überlegen. Sie beſtanden meiſt in Vier- oder Fünfruderern; Schiffe von noch mehr Reihen aber wurden in richtiger Erkenntnis ihres Unwertes und ihrer Schwerfälligkeit im Gefechte nicht hergeſtellt. Neben den großen, für die Schlacht beſtimmten Fahrzeugen zählte die

Flotte auch Schnellsegler, die im Dienste des Höchstkommandierenden zu Wacht- oder Botendiensten bestimmt waren. Ein solches flinkes Schiff foppte die Römer vor Lilybaeum lange Zeit und lief, ohne daß diese es wehren konnten, unbehelligt von ihrem Geschwader im Hafen aus und ein. Erst mit Hilfe eines anderen erbeuteten karthagischen Vierruderers gelang es, den verwegenen Blockadebrecher unschädlich zu machen, der nunmehr den neuen Besitzern treffliche Dienste leistete und beim Baue neuer Schiffe als Vorbild diente.

Ein Staat, der wie Karthago im Besitze reicher Hilfsquellen so trefflich sich zum Kriege rüstete, diesen zum großen Teile aus den Tributen der Numidier bestreiten und mit fremden Mietstruppen ohne erhebliche Einbuße an Mitbürgern führen konnte, bedeutete während seines Bestehens eine dauernde Gefahr für Rom. Das erkannte man deutlich, als der zu Boden geworfene, durch den Verlust seiner auswärtigen Besitzungen scheinbar an allen Lebensadern unterbundene Feind schon ein Jahrzehnt nach der Schlacht bei Zama sich zur sofortigen Bezahlung der noch auf vierzig Jahre hinaus gestundeten Raten der Kriegskosten erboten hatte.

Der alte Cato, der nicht ruhen konnte, bis der Vertilgungszug gegen den langjährigen Nebenbuhler beschlossen war, handelte darum vielleicht aus denselben Beweggründen, wie Scipio Nasica, der zur Schonung der verhaßten Stadt riet, weil er in dem bedrohlichen Fortbestehen der feindlichen Macht einen dauernden Antrieb zur Tüchtigkeit und Kampfbereitschaft für die entarteten Zeitgenossen erblickte. Beiden Vertretern so entgegengesetzter Anträge war die Sorge um die Zukunft des eigenen Staates gemeinsam, beiden aber auch gemeinsam die treffende Würdigung eines Widersachers, der in seinem Golde einen so mächtigen, in allen Lagen und Wechselfällen verfügbaren Bundesgenossen ins Feld führen konnte.

Viel länger als die Kriege Roms mit Karthago dauerten die Fehden mit den Kelten. Seit ihre Scharen nach dem Siege an der Allia ſogar das Kapitol ſchwer bedroht und beinahe zum Falle gebracht hatten, hielten die Kämpfe mit den unbequemen Nachbarn in Oberitalien die Römer ſo unausgeſetzt in Atem, daß ſie nach dem Urteile des Polybios wegen der Gallierkriege die Ausdehnung der puniſchen Macht nicht genug überwachen und rechtzeitig eindämmen konnten. Derſelbe Schriftſteller hebt aber auch den Einfluß der Keltenkämpfe auf die Hebung ihrer Kampfestüchtigkeit hervor: aus dieſen ſeien ſie als fertige Meiſter der Kriegskunſt hervorgegangen. Wie friſch jedoch noch lange die Erinnerung an die Drangſale des Stadtbrandes fortlebte, bezeugt die Geſetzesbeſtimmung, daß beim Ausbruche eines Gallierkampfes alle Dienſtbefreiungen, ſelbſt für die Prieſter, aufgehoben ſein ſollten, ſowie das Vorhandenſein eines unantaſtbaren Reſervefonds für ſolchen Notfall bis in die Zeit der Bürgerkriege.

Geſchildert werden die Kelten der früheren Zeit als ein hochgewachſener Menſchenſchlag mit einem mehr fleiſchigen als ſehnigen Körper. Ihre Kleidung waren Hoſen und karrierte wollene Mäntel; Reiche trugen Bruſtharniſche, ſogar aus Gold, Ärmere in manchen Stämmen dagegen nur einen Schurz um die Hüften. Eine häufige Zugabe zu ihrer Kriegsrüſtung waren die Schmuckgegenſtände, ſchwere Halsketten und Armbänder aus edlem Metall und von kunſtvoller Arbeit. Weniger wertvoll waren ihre Waffen, ein langes einſchneidiges Schwert (spatha) aus ſchlecht gehärtetem Eiſen, das ſich nach dem Hiebe häufig krumm bog, Lanzen von verſchiedener Länge, zum Teil an Wurfriemen, mit langer Klinge wie das römiſche Pilum. Den Helm vertrat im Anfange der dichte aufgebundene Haarſchopf. Ihre Schilde ſtanden an Größe dem Scutum nicht nach, waren aber von geringerer Breite und hatten das Erz des Buckels

nicht auf der Außenseite, sondern unter dem Überzuge (Fig. 105). Die Leichtbewaffneten unter ihnen warfen als Schleuderer harte Thonkugeln. In welche Unterabteilungen ihre Streitmacht zerfiel, ist nicht nachweisbar. Sicher war die Gliederung sehr weit herab durchgeführt, wie aus der Zahl der erbeuteten Feldzeichen im Vergleiche mit der Gesamtstärke des Heeres erhellt.

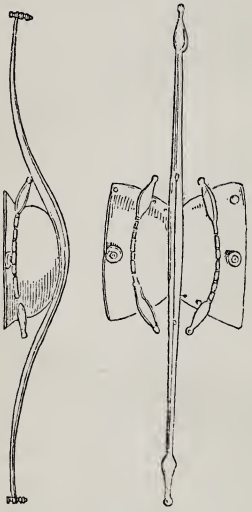


Fig. 105. Bronzebeschlag mit Buckel eines gallischen Schildes, gef. bei Châlons (Marne).

Im Gefechte bedienten sich die Vornehmeren des Streitwagens, dessen Gebrauch noch Cäsar bei den Britanniern vorfand. In wildem Jagen durchbrachen die Gefährte die feindlichen Reihen; waren diese in Unordnung gebracht, so sprang der Kämpfer herab und focht zu Fuß, während, wie in der homerischen Zeit, der Lenker des Gespannes nicht weit von seinem Herrn hielt, um ihm zu etwaigem raschen Rückzuge behilflich zu sein. Vor dem Zusammenstoße der Heere trat nicht selten ein Bramarbas mit prahlerischer Aufforderung zwischen die einander gegenüberstehenden Völker und vermaß sich den besten Mann der Gegner im Zweikampfe zu bestehen. Bei solchen Veranlassungen haben sich Römer wiederholt nicht nur Ruhm und Ehre, sondern auch den reichen Goldschmuck des erlegten Gegners gewonnen. Sogar die eigenen Landsleute traten gegen einander an, wenn durch übermäßigen Weingenuß die Gemüter erhitzt waren; ja empfangene Narben im Gesichte wurden künstlich zu „Re-

nommierſchmiſſen“ erweitert. In der Schlacht drangen ſie mit ungeſtümer Haſt vor und hatten damit bei einem des Kampfes mit ihnen ungewohnten Gegner in der Regel Glück, machten aber bei wiederholtem Zuſammentreffen mit demſelben Feinde häufig ſchlimme Erfahrungen. Denn zu ſtandhaftem Aushalten waren ſie nicht beanlagt; prallte der erſte Vorſtoß ab, ſo war das Feuer ihrer Kühnheit ebenſo ſchnell verraucht, wie es aufgeflackert war, und die Kraft zu fernerem Widerſtande erlahmt. Für Reſerven ſorgten ſie ebenſowenig wie für ausreichende Lebensmittel, und ſo mußten ſie ſchließlich der planmäßigen römiſchen Kriegsführung unterliegen. Noch vor Beginn des hannibaliſchen Krieges war das Keltenland diesſeits der Alpen mit Einſchluß ſeiner Hauptbollwerke, Mediolanum und Comum, römiſcher Beſitz und dadurch dem unruhigen Wandervolke das Gelüſte nach ferneren Raubzügen dauernd benommen.

Eine zweite Periode der Gallierkämpfe brach in den letzten Jahrzehnten des römiſchen Freiſtaates an. Zwar hatten die Römer ſchon ſeit mehreren Menſchenaltern im unteren Rhônethal dauernd Fuß gefaßt und eine Provinz geſchaffen, deren Nordgrenze eine Linie von Toloſa (Toulouſe) über Lugdunum (Lyon) nach dem Lacus Lemanus (Genfer See) bildete. Die Unterwerfung des ganzen Landes aber von den Pyrenäen bis zu den Rheinmündungen und die Behauptung der Eroberungem in achtjährigem, immer aufs neue emporloderndem Kriege koſtete noch ſchwere Opfer und ließ noch einmal die Erinnerung an die ſchwerſten Drangſale der Keltenkämpfe auf italiſchem Boden in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufleben.

Die Bewohner des von Cäſar unterworfenen Landes waren indes nicht mebr das unſtet herumziehende Volk, das raubluſtig Wohlſtand und Frieden ſeiner Nachbarn bedrohte. Sie lebten in wohlgeordneten Staaten, beſaßen fruchtbare, gut angebaute Äcker und waren darum zu um

so hartnäckigerer Verteidigung ihrer Freiheit und Selbständigkeit entschlossen. Große mit einander um die Führerschaft im Lande ringende Gauverbände vereinigten die einzelnen Stämme zum gemeinsamen Handeln gegen auswärtige Feinde. Die Bellovaker beanspruchten im Belgengebiete, Aeduer und Arverner im Binnenlande, die Veneter an der Meeresküste die Oberhoheit über die umwohnenden Stämme und beriefen bei drohender Gefahr den Heerbann zum Schutze der Marken.

Als vorzüglich galt namentlich die keltische Reiterei, weniger tauglich war das Fußvolk. Anerkennung zollt Cäsar nur den Nerviern, die sich als Nachkommen germanischer Einwanderer ausgaben. Ihrer todesverachtenden Tapferkeit gegenüber hatten die römischen Legionen einen schweren Stand und erkauften nur unter schweren Opfern den Sieg. Als eine andere Kerntruppe wird die Blutsbrüderschaft der aquitanischen Sontiaten genannt, eine heilige Schar, deren Genossen sich paarweise zur Gemeinschaft in Lust und Leid durch Schwur verbanden. War einer von beiden gefallen, so suchte der andere verzweifelt den Tod oder gab sich ihn selbst, um den Gefährten nicht zu überleben.

Über alle Angehörige des Bundesheeres wurden genaue Listen geführt. Wer beim Aufgebote der Landesverteidiger sich dem Rufe nicht stellte, sogar wer zuletzt erschien, wurde unter Martern getötet, und selbst leichte Vergehen gegen die Kriegszucht durch Abschneiden der Ohren oder Ausstechen der Augen, schwerere durch den Feuertod gesühnt. Grausam verfuhr man auch mit dem erschlagenen Feinde, dessen Haupt vom Rumpfe getrennt wurde und als Trinkbecher bei Gelagen dienen mußte oder einbalsamiert im Familienschatze prangte.

Vor jedem Feldzuge wurde ein Oberbefehlshaber durch besondere Wahl ernannt, in der Regel ein erfahrener Greis,

nur ausnahmsweiſe ein jüngerer Mann. Es war daher für den tapferen Vercingetorix eine hohe Auszeichnung, daß er für den letzten Entſcheidungskampf gegen Cäſar an die Spitze des Nationalheeres berufen wurde. Trotz ſeiner angeſehenen Stellung gelang es dem Bundesfeldherrn jedoch nicht immer, im Kriegsrate mit ſeiner Meinung durchzudringen. Oft beherrſchten leidenſchaftliche, heißblütig den Kampf verlangende Wortführer, unterſtützt von der Prieſterſchaft der Druiden, die Stimmung der Verſammlung und drängten ungeſtüm zu übereiltem Handeln. Ein Feind in abwartender Haltung war ihnen deswegen faſt immer von Anfang an überlegen. So war es im Kriege zwiſchen Arioviſt und den Aeduern: der ſchlau berechnende Germanenhäuptling machte in unzugänglicher Stellung inmitten einer waldigen Sumpfgegend die Aeduer durch Warten mürbe, bis ſie ſich unbedacht zum Losſchlagen verlocken ließen und vernichtend getroffen wurden. Gleich empfindlich rächte ſich derſelbe Fehler im Winter 57/56 v. Chr. Als der römiſche Legat Titurius Sabinus von ſeinem verſchanzten Hügel nicht zur Schlacht herabkam, ſtürmten die ungeduldigen Gallier in eiligem Laufe die Höhe hinan, begannen erſchöpft den Sturmangriff auf die Wälle und mußten im Kampfe gegen die friſchen Legionen einen verhängnisvollen Rückzug antreten, der dem ganzen Unternehmen ein Ende bereitete. Auch der belgiſche Bund ließ ſich an der Axona zu unüberlegtem Handeln gegen Cäſar verleiten, erlitt ſchwere Verluſte bei ſeinem voreiligen Losſchlagen und ging ſchließlich faſt uneinig in fluchtartiger Unordnung aus einander, verfolgt von den Hieben der nachſetzenden Reiterei.

Ebenſowenig waren ſie den Römern im Feſtungskriege gewachſen. Vielfach waren ihre Bollwerke nur Umwallungen, die, an ſchwer zugänglichen Stätten angelegt, im Frieden unbewohnt waren und erſt bei feindlichem Einfalle den Umwohnenden als Zuflucht dienten, dann ver-

mutlich auch erſt zu kräftiger Gegenwehr eingerichtet wurden. Häufig genügte ſchon die Einleitung der Berennung durch Heranrücken der römiſchen Belagerungsbauten, um den Gedanken an Widerſtand im Keime zu unterdrücken. Als gegen die Feſte der Aduatuker ein Turm von beträchtlicher Höhe ſtetig vorrückte, da grauſte es ihnen vor den unheimlichen Gegnern, die trotz ihrer kleinen Geſtalt ſo wuchtige Laſten bewegen konnten und ſie baten beſtürzt um Gnade. Ähnliches ereignete ſich auch vor andern feſten Plätzen des Belgenlandes. Nur nach dem Süden zu, wo man durch langjährige Berührung mit den Eroberern auch deren Kriegführung kennen gelernt hatte, vor Gergovia, Avaricum, Aleſia und in Aquitanien, wo Veteranen aus der Schule des Sertorius ihre Erfahrungen in den Dienſt der nationalen Sache ſtellten, begegneten die Römer hartnäckigem Widerſtande und geſchickten Verteidigungsmaßregeln. Ihre unermüdliche Rührigkeit in der Erfindung immer neuer Mittel, um den Belagerern zu ſchaden, rühmt ſogar der amtliche Bericht des Siegers, welcher ſonſt ebenſo mit der Anerkennung der gegneriſchen Tüchtigkeit kargt, wie mit den Äußerungen des Mitgefühls beim Todeskampfe einer erbarmungslos niedergetretenen Nation.

Während die Keltenſtaaten ihrer politiſchen Selbſtändigkeit unter den zermalmenden Streichen der römiſchen Legionen verluſtig gingen, vermochte der Sieger nicht ſo leichten Kaufes in Germanien Fuß zu faſſen. Das erſchwerten außer den breiten, reißenden Strömen die unwegſamen Wälder und Sümpfe im Innern des Landes. Öſtlich vom Rhein und nördlich vom Main waren daher die Beſitzungen der Römer nie von Belang, ebenſowenig ihre Siege von dauernder Bedeutung. Die ſchwerſten Schläge und Niederlagen erlitten unſere Altvordern nicht in der Heimat, ſondern wenn ſie losgelöſt von der vaterländiſchen

Erde auf der Suche nach neuen Wohnſitzen in die Fremde zogen und ihrer urſprünglichen Lebensweiſe untreu geworden dem erſchlaffenden Einfluſſe einer verfeinerten Kultur erlagen oder durch Schwanken in ihren Entſchließungen es nicht verſtanden, ihre Siege rechtzeitig auszunutzen, wie die Cimbern und Teutonen. Ebenſo unglücklich endete der Zug des Arioviſt nach Gallien. Erſt zur Zeit der Völkerwanderung gelang es daher deutſchen Stämmen, ſich dauernd im Süden feßhaft zu machen, als das zerfallende Reich der Cäſaren keine ebenbürtigen Streiter mehr ihrem Andringen entgegenſtellen konnte.

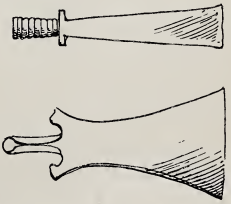


Fig. 106. Germaniſche Frameaklingen.

Das Losbrechen des Unwetters hatten indes klarblickende Römer längſt geahnt. Schon im erſten Jahrhundert n. Chr. ruft Tacitus in ſeiner Germania aus: „Möge bei dieſen Völkern, wenn nicht Liebe zu uns, wenigſtens Haß unter einander herrſchen und fortwähren, da ja bei des Reiches Niedergange das Schickſal uns nichts Höheres gewähren kann als der Feinde Zwietracht!“

Weit wertvoller als dieſe Anerkennung aus dem Munde eines Gegners iſt deſſen Schilderung germaniſchen Lebens in Krieg und Frieden, zugleich die älteſte ausführliche Quelle für die deutſche Kulturgeſchichte.

Unter den Waffen wird in dieſem Werkchen neben Schwert, Schild und den Helmen aus Metall oder Tierhaut als beſonders wirkſam und furchtbar die Framea genannt, eine Lanze mit meißelartigem Eiſen (Fig. 106), die für Wurf, Stoß und Hieb gleich treffliche Dienſte leiſtete. Aus andern Berichten wiſſen wir, daß auch Keule, Bogen und

Pfeile sowie pfeilartige Wurfgeschosse (Fig. 107) mit Bleibeschwerung in Gebrauch waren, namentlich aber eine Harpune, mit welcher der getroffene Schild dem Feinde aus den Händen gerissen wurde.

Fig. 107. Germanischer Wurfpfeil.

Frühzeitig übte sich die männliche Jugend im kriegerischen Spiele und der Handhabung der Wehr; der zum Kämpfer als tüchtig erfundene Jüngling bekam, ähnlich wie in Griechenland, bei seiner Mündigwerdung die Rüstung — sogar bei Verlobungen beschenkten sich Braut und Bräutigam mit Waffen als Mahlschätzen — und zog nunmehr als wehrfähiges Mitglied seines Stammes in die Schlacht, zunächst als Gefolgsmann eines Edlen aus demselben Gaue und kämpfte, wenn hier längere Zeit Frieden herrschte, unter ihm auch bei den Nachbarn, um sich in seinem Dienst Ruhm und Ehre zu erwerben. Von ihm erhielt er Streitroß, Rüstung, reichlichen Sold neben guter Verköstigung und leistete ihm dafür treue Gefolgschaft bis in den Tod. „Sobald es zum Kampfe kommt, so ist es Schande für die Mannen, es dem Fürsten an Tapferkeit nicht gleich zu thun. Schmach und Schande bringt es für das ganze Leben, den Anführer zu überleben und ohne ihn aus der Schlacht heimzukehren. Ihn zu verteidigen, ihn zu schützen, die eigenen Heldenthaten ihm zum Ruhme anzurechnen ist höchste Eidespflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten."

Der zum Feldzug aufgebotene Heerbann eines Stammes, den nicht der Vornehmste und Angesehenste, sondern der tüchtigste Krieger führte, setzte sich aus Familienverbänden zusammen, weil man in der Nähe der Blutsverwandten einen besondern Sporn zur Tapferkeit erblickte. Auch die Anwesenheit der Frauen während der Schlacht übte einen mächtigen Einfluß auf die Kämpfer aus; öfters haben diese Zuschauerinnen die wankenden Reihen der Männer durch

ihre Bitten und Vorſtellungen zu heldenmütigem Widerſtand gegen den ſiegreichen Feind angefeuert oder dieſem bei der Wagenburg einen blutigen und verluſtreichen Empfang bereitet.

Die üblichſte Art des Angriffes war der Vorſtoß in einem feſtgeſchloſſenen Keile von der Form eines Eberkopfes, eine Kampfweiſe, die ſehr wirkſam war, wenn der Einbruch in den Feind gelang, aber im Falle des Mißglückens weitere Bewegungen erſchwerte, ſelbſt wenn die vorderſten Glieder nicht, wie bei den Cimbern, mit Ketten an einander gebunden waren. Leichte, zerſtreut fechtende Fußtruppen waren daher unumgänglich nötig. Es waren dies die hundert Behendeſten aus jedem Gaue, die unter die Reiterei gemiſcht mit ihr gleichzeitig vorgingen, die feindlichen Roſſe durchbohrten, beim Rückzuge aber an die Mähnen der Pferde geklammert mit den Rennern Schritt zu halten vermochten. Daß den Wert dieſer gemiſchten Truppe auch Cäſar zu ſchätzen wußte, bezeugt die Einführung derſelben in ſeinem Heere während der letzten Kriegsjahre in Gallien.

Der Angriff der Berittenen erfolgte gegen die Front oder durch Schwenkungen gegen die Flügel des Feindes; nach Bedarf faßen ſie auch ab und hatten ihre unanſehnlichen Pferde ſo vortrefflich abgerichtet, daß ſie, ohne angebunden zu ſein, auf derſelben Stelle ſtehen blieben und ihren Reiter erwarteten, bis derſelbe zu raſcherem Vorgehen oder zum Rückzuge wieder auffaß.

Reſerven gab es bei den Germanen nicht. So lange waffenfähige Männer vorhanden waren, ſuchten ſie in fortgeſetztem Anſturme den Feind zu ermüden und ſparten dabei die eigenen Kräfte nicht. Erſt allmählich wurden ſie durch Schaden klug. Namentlich von den Chatten rühmt Tacitus, daß ſie den Angriff auf gelegene Zeit verſchoben, nicht mehr dem ungewiſſen Glücke, ſondern der

Tapferkeit vertrauten, sich bei Nacht verschanzten, vor allem aber gelernt hatten mehr als bisher den Anordnungen der Feldherren sich zu fügen. Auch der Erfolg des Arminius gegen Varus zeigt, wie gelehrige Schüler die Meister der Kriegskunst im Altertume an den Germanen gefunden hatten.

Ein Volk, das so zuversichtlich auf seine Kampfestüchtigkeit baute und bauen konnte und voll Verachtung gegen jede geregelte Berufsthätigkeit auch dem Bauhandwerke geringe Beachtung schenkte, konnte in der Befestigungskunst nur Untergeordnetes leisten. Auf dem Kriegszuge diente die in Form eines oder mehrerer konzentrischen Kreise aufgestellte Wagenburg als Schutz gegen unvermutete Überfälle und als letzter Rückhalt der Geschlagenen; stärkere Bollwerke waren die Mauerringe auf den Vorhöhen der Gebirge oder an geeigneten Punkten der Ebenen, Anlagen, die meist aus aufgeworfenen Erdwällen und einer kunstlos geschichteten steinernen Umfassung bestehen, häufig in mehrere Abschnitte mit trennenden Gräben zerfallen und in ihrer Größe bedeutenden Schwankungen unterliegen. Manche sind von so geringer Innenfläche, daß kaum hundert Mann darin Platz haben konnten; andere boten Raum für tausend und noch mehr Verteidiger. Ein Außengraben fehlte meist; wie es scheint deshalb, weil die Angegriffenen sich gegen die Einschließung nicht durch künstliche Verteidigungsmittel, sondern durch kräftige Ausfälle aus ihrer erhöhten Stellung zu wehren suchten und dabei in einer zu durchschreitenden Vertiefung ein ebenso unbequemes Hindernis zu bewältigen gehabt hätten als die Stürmenden. Lieber benutzte man als Annäherungshindernisse dichte Hage aus Dornhecken, wie sie als Schutz der Dörfer gegen Reiterei schon Cäsar in Gallien bei den Nerviern antraf, die sich ihrer germanischen Abkunft gegen die umwohnenden Kelten rühmten. Solche Befestigungen dienten auch im eigent-

lichen Deutſchland neben langen Dämmen zur Sicherung ganzer Landſtriche oder im Kriege als Stützpunkte der Heere, wie der Grenzwall der Angrivarier dem Arminius gegen Germanicus.

In ſpäterer Zeit wurden die Germanen als gefürchtete Gegner im Feſtungskriege beim Sturm auf die einſt unüberwindlichen Städte der Länder am Mittelmeere gerühmt. Selbſt das ſtolze Rom, deſſen Mauern zu brechen einem Hannibal unmöglich erſchienen war, erfuhr die Demütigung, daß es auf der einſtigen Siegesſtraße ſeiner Triumphatoren die nordiſchen Scharen zum Kapitol emporſteigen ſah.

Verzeichnis der Abbildungen.

Fig.		Seite
1.	Kämpfende Krieger. Vasenbild	6
2.	Kampf um den Leichnam Achills. Aus einem chalkidischen Vasenbild	7
3.	Bronzener Gürtelbeschlag aus Euboia. Helbig, Homerisches Epos	8
4.	Krieger im Ausmarsche. Mykenische Vasenscherbe	9
5 und 6.	Beinschienen	10
7.	Dolchklinge aus Mykenai	11
8.	Vom Nereidenmonument in Xanthos	12
9.	Schild mit Fahne. Vasenbild	13
10 und 11.	Lanzenspitzen. Aus Dodona	13
12.	Schwert aus Mykenai	14
13.	Schwertgriff aus Kerkyra	14
14.	Bogenspannender Herakles. Boiotische Münze	15
15 und 16.	Pfeilspitzen aus Megalopolis und Dodona	15
17.	Krieger und Wagenlenker auf dem Zweigespann. Thonrelief des Louvre	18
18.	Belagerungsscenen. Relief von Gjölbaschi	22
19.	Patroklos von Achill verbunden	25
20 und 21.	Krieger sich rüstend. Schale des Duris	34 und 35
22.	Abschiedsspende. Schale des Duris	36
23.	Grabstele des Aristion	37
24.	Boiotischer Schild	38
25.	Macedonischer Reiter. Oktodrachme Alexanders I. von Macedonien	42
26.	Musterung der für den Reiterdienst angemeldeten jungen Athener. Schale aus Orvieto. zu	43
27.	Brüstungsrelief der Säulenhalle auf der Burg zu Pergamon	44
28 und 29.	Griechische Sporen. Aus Dodona	45
30.	Spornbefestigung. Von der Matteischen Amazone des Vatikan	45
31.	Zaum aus Dodona	45
32.	Tropaion. Boiotische Münze	47
33.	Peltast. Vasenbild	63
34.	Alexanderschlacht. Mosaik aus Casa del Fauno, Pompeji. zu	66
35.	Asiatischer Krieger. Relief von Konieh	68
36.	Skythische Tracht und Bewaffnung. Von einer Metallvase aus der Krim	69
37.	Horizontalgeschütz (Euthytonon). Aus Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft	83
38.	Winkelgeschütz (Palintonon). Aus Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft	85
39.	Löwenthor von Mykenai	89
40.	Belagerungsscenen. Friesteile des Heroons zu Gjölbaschi. zu	90
41.	Erstürmung der feindlichen Stadt. Vom Nereidendenkmal zu Xanthos. zu	90

Fig.		Seite
42.	Wachtturm zu Andros . . .	92
43.	Widderfchildkröte. Vom Bogen des Septimius Severus . . .	94
44	3 und b. Stadtthor zu Meffene, reftauriert . . . . . zu	104
45.	Grundrifs eines Thors zu Meffene	104
46.	Stadtthor von Nikaia. Nach Texier, l'Asie Mineure . . .	105
47.	Seeräuber im Kampfe gegen ein Handelsfchiff. Vafe aus Caere zu	109
48.	Stachelfchiff auf einer Dipylonvafe aus Helbig, Homerifches Epos	110
49.	Stachelfchiff auf einer Dipylonvafe aus Helbig, Homerifches Epos	110
50.	Zweiruderer (Diere) nach Mikali, Ant. mon. tav. 203	110
51.	Attifche Triere (Gesamtanficht). Nach Lemaitre	111
52.	Relief mit einer Triere, beim Erechtheion gefunden . . .	112
53.	Anker und Tauwerk. Relief vom Triumphbogen zu Orange . .	114
54.	Bronzenes Bugbild eines antiken Fahrzeuges. Gefunden b. Aktium	115
55.	Bronzemünze des Hadrian . .	115
56.	Etruskifcher Krieger. Bronze in Florenz	135
57.	Brust- und Rückenharnifch aus einem etruskifchen Grabe . .	136
58.	Marsch im Viereck (Agmen quadratum). Von der Antoninsfäule	136
59.	Römifches Schwert. Gefunden bei Bonn	137
60.	Römifches Schwert mit Scheide. Gefunden bei Mainz	137
61.	Grabftein des Legionars Q. Petilius. Gef. bei Bonn . . .	138
62.	Gürtel. Gef. bei Neapel . .	138
63.	Römifcher Dolch aus Speier .	139
64.	Soldatenfchuh (caliga). Mufeum zu Mainz	139
65.	Römifcher Helm. Gefunden zu Niederbiber	139
66	a, b, c, d Römifches Pilum .	140
67.	Auszug des römifchen Heeres. Relief der Trajansfäule . . zu	142
68.	Schleuderbleie (glandes) aus Italien	143
69.	Grabftein des C. Marius, gef. bei Bonn	143
70.	Buccina. Nationalmufeum zu Neapel	144
71.	Plan eines römifchen Lagers. Nach Niffen	147
72.	Soldaten einen Wall errichtend. Trajansfäule	149
73.	Soldaten auf einem Damme ein Gefchütz aufftellend. Trajansfäule	151
74.	Grabftein des Signifer Pintaius. Gef. bei Bonn	158
75.	Refte eines römifchen Feldzeichens. Gef. bei Niederbiber	159
76.	a, b Cäfars Rheinbrücke . .	167
76.	c Cäfars Rheinbrücke. Nach Dahn	168
77.	a, b, c Streitkolben	171
78.	Germanifcher Hilfsfoldat. Trajansfäule	172
79.	Armbruft und Köcher. Von einem Grabrelief	172
80.	Afiatifche Hilfstruppen. Trajansäule	173
81.	Dacifche Hilfstruppen. Antoninsfäule	174
82.	Prätorianer. Relief des Louvre	175
83.	Grabftein des Centurionen Q. Sertorius	180
84.	Dekorierter Centurio (Manius Caelius)	184
85.	Relief eines Claudiusbogens .	186
86.	Kyklopifche Mauer	192
87.	Quaderbau	192
88.	Mauerwerk aus unbehauenen Bruchftücken und Mörtel . .	193
89.	Netzverband mit Ziegelbau abwechfelnd	193
90.	Grundrifs eines Teiles der Stadtmauer von Pompeji . .	193
91.	Anficht der Stadtmauer von aufsen	194
92.	Durchfchnitt der Stadtmauer von Pompeji	194
93.	Bruftwehr der Stadtmauer von Pompeji	195
94.	Durchfchnitt eines Turmes . .	195
95.	Plan des Herculaner Thors zu Pompeji	196
96.	Thor von Volterra	197

*

Fig.		Seite
97.	Porta Nigra zu Trier . . .	198
98.	Porte Saint-André zu Autun .	199
99.	Porta Borſari zu Verona . .	200
100.	Römiſche Wachtpoſten, Alarmhäuſer und Magazine. Trajansſäule . . . . . zu	201
101.	Opfer d. Kaiſers an der Donaubrücke. Trajansſäule . . .	202
102.	Angriff auf eine germaniſche Befeſtigung. Marc Aurelsſäule	204
103.	Erſtürmung d. daciſchen Hauptſtadt. Trajansſäule . . . zu	205
104.	Onager	215
105.	Bronzebeſchlag mit Buckel eines galliſchen Schildes gef. bei Châlons (Marne)	222
106.	Germaniſche Frameaklingen. Muſeum zu Kaſſel	227
107.	Germaniſcher Wurfpfeil aus Mainz	228

Druck von August Pries in Leipzig.

Verlag des Litterarischen Jahresberichts (Artur Seemann) Leipzig.

Kulturbilder

aus dem classischen Altertume

Band I.

Handel und Verkehr der wichtigsten Völker des Mittelmeeres im Altertume.

Von Dr. **W. Richter.**

Mit Illustrationen und Karten. (8°. VIII u. 234 Seiten).
Preis geb. 3 Mark.

Aus dem Inhalte: Die koloniale Handelsthätigkeit der Griechen auf dem schwarzen Meere. — Gold und Wechslergeschäfte im griechischen Altertume. — Der athenische Wochenmarkt. — Karthago, die erste erobernde Handelsrepublik im Altertume. — Alexander des Grosen Einfluss auf die Belebung des Verkehrs und der Welthandel Alexandrias. — Der römische Grosshandel. — Römischer Strasen- und Marktverkehr. — Handelsreisen im griechischen und römischen Altertume. — Die römische Post etc. etc.

Band II.

Die Spiele der Griechen und Römer.

Von Dr. **W. Richter.**

Mit Illustrationen. 8°. VI und 219 Seiten.
Preis geb. 3 Mark.

Aus dem Inhalte: Die Spiele der Kinder. — Die Turnspiele der Knaben und die gymnischen Agone der Jünglinge. — Sport und Jagd. — Das Knöchel- oder Würfelspiel. — Das Rätsel und andere gesellige Spiele. — Die Ebene und der Festplatz von Olympia. — Die olympischen Spiele. — Die circensischen Spiele der Römer. — Fechtspiele und Tierhetzen im Amphitheater. — Die Naumachieen. — Römische Fechtspiele und ihr Charakter.

Band III.

Die religiösen Gebräuche bei den Griechen und Römern.

Von Prof. Dr. **Otto Seemann.**

Mit Illustrationen etwa 13 Bogen.
Preis geb. 3 Mark.

(Wurde mit dem vorliegenden Bande zusammen ausgegeben).

Verlag des Litterarischen Jahresberichts (ARTUR SEEMANN)
Leipzig.

KULTURHISTORISCHER BILDERATLAS.

100 Tafeln.] I. [1000 Abbildungen.

Altertum

von

Dr. Th. Schreiber.
Professor der Archäologie in Leipzig.

Zweite für den Schulgebrauch eingerichtete Auflage.

100 Tafeln mit ca. 1000 Abbildungen.

Mit einem Textbuche von K. B.

Preis mit ausführlichem Textbuche: 12 Mark, geb. Mark 15. —.

☞ Für den Weihnachtstisch eines Primaners wüßten wir kein geeigneteres Buch. (Die Grenzboten, 1885.)

Verlag von E. A. SEEMANN in Leipzig.

KUNSTHISTORISCHE BILDERBOGEN.

1. Schulausgabe:

104 Seiten. gr. 4. mit 489 Abbildungen. Geb. in Halblwd. M. 3. 60; dazu: *Einführung in die Kunstgeschichte von* **R. Graul.** 112 S. geb. M. 1. 40.

2. Handausgabe:

1. Altertum. geb. M. 3. 50. — 2. Mittelalter, geb. M. 3. 50. — 3. Neuzeit: Italien, geb. 4 M. — 4. Neuzeit: Der Norden, geb. 4 M. Zusammen 167 Tafeln. qu. Folio, roh 11 M., geb. plano in Halbfr. 16 M.)

Dazu: *Grundzüge der Kunstgeschichte*, von **Anton Springer.** (I. Altertum, II. Mittelalter, geb. je M. 1. 35. (III u. IV erscheinen 1888.)

Mythologie der Griechen und Römer

von **O. Seemann**, 3. Auflage unter Mitwirkung von **Rud. Engelmann** bearb. Mit Abbild. 1885. — geb. M. 3. 50. — Prachtausg., mit Kupfer fein geb. M. 4. 50.

Populäre Aesthetik

von **Carl Lemcke**, Professor am Polytechnikum zu Stuttgart.
Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 67 Illustrationen.
Br. M. 9. 50, geb. 11 M.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01551 6103